
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



H. Koudil

Coblenz August 1907




Coblenz

in seiner

Mundart

und seinen

hervorragenden Persönlichkeiten.

Von

Dr. Julius Wegeler.

Zweite Auflage.

Im Auftrage der Familie Wegeler

bearbeitet von

Karl Schwarz,

cand. phil.



Verlag der Krabbenschen Buchdruckerei

Coblenz 1906.




Vorrede.

Zwei frühere Arbeiten erscheinen hier vereint. Das Wörterbuch der Coblenzer Mundart fand zuerst Aufnahme in dem 14. Bande der III. Abteilung des „Rheinischen Antiquarius“, welchen der Unterzeichnete nach dem Tode von Stramberg's von S. 438 an zu vollenden übernahm. Hierbei in jeglicher Weise gedrängt, konnte dem kleinen Werke nicht die Sorgfalt gewidmet werden, die demselben gebührte, jetzt aber hoffentlich weniger vermißt wird.

Dem Wörterbuch schließen sich kurze Biographien berühmter Coblenzer an, welche zum größten Teile das Feuilleton der „Coblenzer Zeitung“ vom Jahre 1865 gebracht hat. Dieselben beginnen mit einer Biographie von Stramberg's, dem einige Worte zu weihen namentlich der Verleger als ein Werk der Pietät erachtete, dem nach Möglichkeit zu entsprechen der Unterzeichnete gern versuchte. Es reihen sich an dieselbe eine Anzahl Namen hervorragender Personen, deren Geburtsort unsere Stadt gewesen. Harmlos geschrieben erwarten sie gleiche Aufnahme.

Das Ganze möge eine freundliche Gabe sein für alle, die in Liebe und Lust unserer Stadt gedenken.

Coblenz, im Oktober 1875.

Dr. Julius Wegeler.





I.

Wörterbuch
der
Coblenzer Mundart.

Anmerkung.

Ein [o] hinter einem Worte bedeutet, daß die Tonsilbe offen zu sprechen ist, wie etwa in hd. Kessel, Post; ein [g] bedeutet, daß die Tonsilbe geschlossen zu sprechen ist wie etwa in hd. Besen, Klee, Boden.

Erklärung der Abkürzungen.

Got. = Gotisch. Ahd. = Althochdeutsch. Mhd. = Mittelhochdeutsch.
Ndd. = Niederdeutsch. Hd. = Hochdeutsch.



Vorwort zur ersten Auflage.

Nichts hält die Menschen so zusammen wie dieselbe Mundart; sie ist es, die die einzelnen Menschengruppen und Familien zu Stämmen sondert und diesen hauptsächlich den eigentümlichen, sie auszeichnenden Charakter aufdrückt. Denn in jeder Mundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, das, mit der Muttermilch eingesogen, uns stets durchdringt und nie erlöschend nach jahrelanger Abwesenheit, im höchsten Alter, in weitester Ferne stets die freudigsten Anklänge und Erinnerungen erweckt. „Die wahre Heimat ist die Sprache; sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich," sagt Wilhelm von Humboldt. Nun ist zwar die Coblenzer, rheinfränkische Mundart eigentlich nur ein Mischdialekt und keineswegs ein so bestimmter wie etwa der schwäbische oder der rein plattdeutsche, immerhin aber zeichnet sich unsere Mundart durch manche Eigentümlichkeiten, namentlich durch ihre Härte von dem schon wenige Stunden unterhalb Coblenz beginnenden weichen Kölnischen Dialekt auffallend aus.

Wie sehr aber fängt unsere Mundart an zu verschwinden und sich mit den verschiedenen deutschen Zungen zu verschmelzen! Geographisch, ethnographisch und sozial zu Mitteldeutschland gehörig, werden wir durch die politische Centralisierung Preußens immer mehr für Norddeutschland erobert. Niemand kann verkennen, welcher Umschwung in dieser Beziehung schon eingetreten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in etwa 100 Jahren die Rheinprovinz einen überwiegend preußisch-norddeutschen Charakter haben wird. Die Wahrheit des Gesagten beweist auch unsere Sprache. Sie tritt bei weitem nicht mehr so schroff hervor, wie dies noch vor 30—40 Jahren der Fall war;



die eigentümlichen Worte und Bezeichnungen verschwinden, und buntscheckige Übergangsformen treten auf, die hin und her fliegen, ohne je weiter zu einem besondern Charakter sich zu gestalten. Da möchte es wohl an der Zeit sein zu sammeln und zu retten, was noch tunlich. Vorliegendes ist ein Versuch, dem zu entsprechen, ein Versuch, der gar keine Ansprüche, am wenigsten einen solchen auf Gelehrsamkeit macht.

Von Vorarbeiten sind zu erwähnen zuerst jene Beiträge zu einem Trierischen Idiotikon, welche von Bleul im Coblenzer Intelligenzblatt vom Jahre 1787 lieferte. Angeregt durch Professor Hübner, der zu solchen Beiträgen aufgefordert, glaubte er, von einem solchen Unternehmen wichtige und große Vorteile versprechen zu können. Seine Beiträge sind indes sehr dürftig. Es waren nur wenige aus diesem Verzeichnis aufzunehmen, und zwar nur solche Worte, die man jetzt nicht mehr kennt, oder deren damalige Bedeutung jetzt verloren gegangen ist. Ein früherer Metternich-Winneburg'scher Beamter gab im Jahre 1799 ein Buch heraus, dessen Titel war: J. H. Becker, Beschreibung einer Reise in den Departementen vom Donnersberg, vom Rhein und von der Mosel im sechsten Jahre der Republik (1798). Berlin 1799. Dieses Buch erschien mit ganz unverändertem Texte in einer angeblichen zweiten Auflage unter demselben Titel später noch einmal. Dasselbe enthält in einem Anhange ein Idiotikon aus dem Moseldepartement, welches indes der Irrtümer viele enthält, oft blos verkehrt ausgesprochene Worte als solche betrachtet u. s. w., so daß nur wenig daraus zu entnehmen war. Lächerlich war, daß er das Wort „Rähkel“ im Hochdeutschen wiederzugeben für unmöglich hielt und dabei auf Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche III, 1 verweist. Dort heißt es einfach ein Liederlicher, während es bei uns nicht entfernt diese Bedeutung hat. Außerdem sind noch anzuführen: Schmidt, C. C. L.. Westerwäldisches Idiotikon u. s. w. Hadamar 1800, 8 und Kehrein, J., Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau, Weilburg 1862, 2 Bde., 8. Schließlich Herrn Maler W. Mayr hierselbst für manchen Beitrag freundlichen Dank.

Dr. Julius Wegeler.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Als vor nunmehr 30 Jahren das Wörterbuch der Coblenzer Mundart erschien, war das Interesse an den Mundarten noch sehr gering, ja vielfach galt es noch als ein Mangel an Bildung, sich im Gespräche seiner Mundart zu bedienen. Dem ist nun gründlich anders geworden. Immer mehr hat man den hohen Wert erkannt, den die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Mundart für die Erforschung der Kulturgeschichte, des Volkslebens, vor allem aber des ältern Sprachzustandes hat, und so hat sich die Mundartenforschung zu einem selbstständigen, lebenskräftigen Zweige in der Philologie entwickelt. Ganz gewaltig ist in den letzten Jahrzehnten die Mundartenliteratur angewachsen. Sehr schlecht jedoch kam dabei unsere rheinische Mundart weg, und auch heute noch sind wir hinter andern Mundarten weit zurück. Hier war einer der ersten Wegeler mit seinem Wörterbuche. Ohne Vollständigkeit anstreben zu wollen, sammelte er alles, was ihm an unserer Mundart Charakteristisches auffiel und stellte es zu einem stattlichen Bändchen zusammen. Allenthalben fand das Werkchen warme Anerkennung. So schrieb unser Landsmann August Reichensperger damals in einer längern Besprechung des Büchleins: „Das auf die Einleitung folgende Wörterbuch, nicht weniger als 97 Seiten befassend, ist offenbar das Ergebnis vieljährigen Aufmerkens, um nicht zu sagen eines wahren Bienenfleißes, wie wohl nur eine warme Anhänglichkeit an die Vaterstadt zu einer solchen befähigt sein dürfte. Schreiber dieses, ebenwohl ein geborener Coblenzer, hat keine Lücken zu entdecken vermocht, während er durch viele, ihm bisher unbekannt gebliebene, den Coblenzern eigentümliche Ausdrücke überrascht wurde. Durch das Ganze geht ein frischer, humoristischer Zug, wie ein solcher allerwärts wahrhaft Volkstümlichem eigen zu sein pflegt.“

Leider aber haben sich die Befürchtungen Wegelers, daß unsere Mundart immer mehr im Schwinden begriffen sei, nur zu



sehr verwirklicht. Eine große Anzahl der von Wegeler in das Wörterbuch aufgenommenen Wörter und Redensarten sind dem Coblenzer heute nicht mehr geläufig, ja meist völlig unbekannt. Durch die Schule und den Zwang, sich im Gespräche des Hochdeutschen bedienen zu müssen, geraten die uns charakteristischen Wörter und Wendungen immer mehr in Vergessenheit, Spricht heute jemand bei uns „Platt", so entnimmt er seinen Wortschatz der Schriftsprache und modelt die einzelnen Worte nach den für unsere Mundart geltenden Gesetzen um. Um so mehr gebührt Wegeler Dank dafür, daß er damals gesammelt, was noch vorhanden war, von dessen Existenz wir sonst nichts mehr wüßten. Dem Coblenzer zum Bewußtsein zu bringen, was er früher besessen, ist denn auch eigentlich der Zweck dieser neuen Ausgabe. Aufgabe des Bearbeiters war es, das Wörterbuch zu ergänzen und nach allen Seiten hin einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Dabei hat er fortwährend die stille Mitarbeit des Verfassers dankbar empfunden, der in seinem Handexemplar ausführliche Winke für eine neue Auflage gegeben hat. Dann hat er sich bemüht, eine einheitliche Schreibung durchzuführen; denn einen eigentümlichen Eindruck macht es, in Dialektwörterbüchern die Längen z. B. einmal durch h, dann wieder durch Doppelsetzung des Vokals bezeichnet zu sehen. Hier ist die Bezeichnung durch h allgemein durchgeführt; nur die Länge von i ist durch ie bezeichnet. Die Kürze ist durch Doppelsetzung des folgenden Konsonanten angedeutet. Im Ganzen ist, dem Wunsche der Familie Wegeler entsprechend, der Charakter des Büchleins beibehalten. Möge auch diese neue Ausgabe dieselbe wohlwollende Aufnahme finden wie die alte und das Interesse des Coblenzers für seine Mundart wecken und fördern, aber auch dazu beitragen, das Interesse der berufenen Kreise für das geplante große „Rheinische Wörterbuch" wachzurufen. Auch der zweite Teil des Büchleins wurde einer genauen Durchsicht unterzogen und um eine Anzahl Biographien berühmter Coblenzer vermehrt. Dann sind in der neuen Auflage die Biographien chronologisch geordnet.

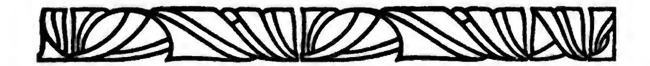
Coblenz, im Oktober 1906.

Karl Schwarz.



Dr. Julius Wegeler,

der Verfasser des vorliegenden Büchleins und vieler anderer unsere Heimatgeschichte behandelnden Schriften ward geboren im Jahre 1807 in Bonn, kam aber noch in demselben Jahre nach Coblenz, wohin sein Vater, der frühere o. ö. Professor an der Universität seinen Wohnsitz verlegt hatte. Nachdem er das Gymnasium durchlaufen, widmete er sich der Medizin, promovierte in Berlin im Jahre 1829 und legte sein Staatsexamen im Winter 1830/31 zurück. Nach einer Reise über Prag, Wien und München ließ er sich im Herbst 1831 in Mayen nieder. Familienverhältnisse zwangen ihn, schon im folgenden Jahre nach Coblenz zu ziehen. Hier bewarb er sich bald um eine erledigte Armenarzt-Stelle, ward späterhin Distriktsarzt benachbarter Bürgermeistereien, 1837 Medizinalassessor und 1841 Rat beim Rheinischen Medizinal-Kollegium, erkrankte aber unmittelbar nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1848 an einer Rippenfell-Entzündung, die ihn dem Grabe nahe brachte. Er mußte infolgedessen auf fernere Ausübung der ärztlichen Praxis verzichten. Nun warf er sich auf das Studium der Spezialgeschichte seines Vaterlandes. Seine Abhandlungen über die Burg Rheineck (1852) und über das Kloster Laach (1854) und andere mehr gingen als Resultate hervor und machten seinen Namen bekannt. Mehr aber noch nahmen seine Mitbürger die ihm gewordene Muße in Anspruch: Sie wählten ihn zum Stadtverordneten, späterhin zum Beigeordneten, ebenso wiederholt zur ersten Kammer und zum Mitglied des Herrenhauses, während er in der Wahl zum Abgeordneten-Hause bei drei Wahlperioden den oft schwierigen



Sieg davontrug. Stets gehörte er den liberalen Fraktionen an. Seinem Streben im Gebiete der Landwirtschaft entsprachen die Wahlen zum Sekretär, späterhin zum Direktor der Lokal-Abteilung Coblenz, die ihm bei seinem Austritt im Jahre 1871 ein Diplom als Ehrendirektor verlieh. Schließlich seien noch seine Bemühungen um die städtische Bibliothek erwähnt, die er bis zuletzt eifrig fortsetzte.

Wegeler hatte manches Eigentümliche. Grade und offen folgte er stets seiner Überzeugung und nur zu oft stieß er durch unverhülltes Aussprechen seiner Meinung, durch Nichtbeachtung gewöhnlicher Höflichkeitsformen an. Auf Äußerlichkeiten legte er keinen Wert. Dagegen war er gefällig und ein vortrefflicher Gesellschafter voller Witz und Laune, der eine Menge von Anekdoten gut und zur rechten Zeit zu erzählen wußte. Einen Beweis seines unermüdlichen Fleißes und seines Humors hat er uns in seiner „Philosophia Patrum" (Coblenz 1869) gegeben, während letzteren auch viele Gelegenheitsgedichte, z. B. sein „Jüngst hörte ich drei Zecher" dokumentierten. Vielseitig gebildet, entwickelte er auch eine vielseitige Tätigkeit. Zahlreiche Aufsätze in medizinischen, historischen und landwirtschaftlichen Blättern rührten von ihm her und seine Briefe erfreuten nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Schönheit der Schrift.

Im Jahre 1874 legte er seine Stelle beim Medizinal-Kollegium infolge eines schmerzlichen Nervenleidens nieder; dies führte denn auch am 28. Juli 1883 seinen Tod herbei. Er hinterließ eine trauernde Witwe, die mit ihm 49 Jahre Freud' und Leid geteilt, drei Söhne, zwei Töchter, neun Enkel und den unbestrittenen Namen eines Ehrenmannes.



A.

Ab: Häufig als Adjektiv gebraucht. „Dat Kaffikännche met der abene Zutt.“ „En abene Finger.“

Äbbe: Eitern. „Dä Finger äbbt noh dem Quetsche.“ (Mhd. afel: Die eiternde Materie in den Geschwüren.)

Abmorkse [o]: Töten.

Äbsch: Verkehrt, links. En äbsche Kerl macht alles verkehrt, linkisch; die äbsch Seit ist die verkehrte Seite, die äbsch Hand: Die linke Hand.

Abmucke: 1. Töten durch Stich (vgl. Muck). 2. Schimpfen: „Ich han se ahwer abgemuckt kricht.“

Abnehmen [g]: Abzehren. Dat Abnehme han: Die Zehrung haben.

Abschrecke [o]: Kaltes Wasser in etwas Siedendes gießen, z. B. in Butter, Öl u. dgl. (vgl. kreitsche).

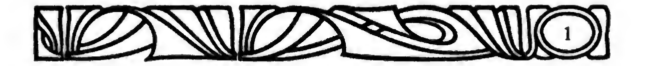
Abstännig wiere: Ohnmächtig, schwach, hinfällig werden. (Hd. abständig.)

Absteche [o]: Den Wein aus einem Faß in ein anderes bringen, um den Trub, den Satz zurückzulassen.

Achele: Essen. „Dä kann achele.“ En Acheler: Ein guter Esser. (Hebr. achal: Essen.)

Achter: 1. Seit; achterweil: seitdem. 2. Achterwegs: Unterwegs. 3. Zwischen. Achter heit on morje: Zwischen heute und morgen. 4. Hinten. In dieser Bedeutung: Achtergeschirr: Das Hintergeschirr der Pferde; Achtergasse: Hintergasse. (Es steht für ndd. after.)

Adamche: Das Gefängnis.



Affront: Der Schimpf, die Schande. Affrontierlich: Schimpflich. (Franz. affront.)

Ahle: Die Ecke eines Zimmers, dann auch ein kleines Stübchen.

Ahnig: Vor. Ahniggestern: Vorgestern. Ahnigherrche: Der Urgroßvater, aber auch überhaupt jeder Ahnherr.

Ainem: Einem, für mich oder mir. „Dä Pitter haut ainem lauter, ä lähßt ainem kai Roh".

Ais: Einst, einstmals.

Aisje, meist **Aitzje:** Ein kleines schwärendes Talgdrüschen, eine kleine Eiterbeule. (Got. aita, ahd. mhd. eiz; im Bayrischen aissen: Eitern.

Aiterbesser [g]: Ein böser, bissigcr Hund, dessen Biß noch besonders gefährlich ist, der sich leicht verbeißt. Figürlich: Ein böser Mensch.

Alau, olau, alutze, alauditz, o Laim: Ausrufe der Verwunderung.

Alert [o]: Lustig, munter. (Franz. alerte.)

Alf: Die Albe, eine Art Weißfisch; wird meist in Verbindung mit dem Worte „scheel" gebraucht: En schehl Alf. Sie lieferte hauptsächlich die Schuppen zur Fabrikation der Perlen.

Allemohl [o]: Alle mal, alle zusammen, sämtlich.

Alle Ritt: Jeden Augenblick, oft. „Dä kimmt alle Ritt." „Dat Kend fällt och alle Ritt." Seltener: Alle Gebott, von den Gesetzen des Rosenkranzes.

Alleweil: Jetzt; alldieweil: Während.

Als: 1. Manchmal, zuweilen. „Ich han en als gesehn." 2. Schon. „Ä es als fort", oder verstärkend: „Ä es als schunst fort." „Mer wolle als schuns hie bleiwe." „Mir han als ebbes geschwätzt." 3. In Verbindungen wie: „Wais dau net wievill Uhr als et es."

Als, plur. **Alse:** Maifisch. Bekannt ist der Neuendorfer Alsefang.

Ambertche [o]: 1. Etwas Ungewöhnliches, irgend eine besondere zufällige Begebenheit. „Do sein mer all en et Wasser geflohg, dat wor e Ambertche." 2. Ein nächtliches Ständchen. „Gester Ohmend hammer dem Mädche e Ambertche gebracht."



Ambrah, Ambrahsch: Lärm, Spektakel, Umschweife. (Franz. embarras.)

Ameslang, alle Ameslang: Alle Arm lang, jeden Augenblick.

Ammie: Abkürzung für Anna Maria.

Ampel: Öllampe. Die ehwig Ampel: Das stets brennende Licht in katholischen Kirchen. „Dau geckisch Ampel“: Ironisch für eine einfältige Frauensperson.

Amt, dat huh Amt: Das Hochamt.

An, ahn: Häufig adjektivisch gebraucht; z. B. ahne Holz ist brennendes Holz; en ahnene Fidibus. „Dat Feier es ahn“: Es brennt. Ahnsteche: Anzünden.

Andiene, andehne [g]: Anbieten, z. B. eine Prise Tabak.

Andohn, ahndohn [g]: 1. Anziehen. „Doh die Schoh ahn.“ 2. Ainem ebbes ahndohn: Einen irre machen, gleichsam behexen. „Dem han se et angedohn, dä kann net mie annerscht.“

Andullich. Ineinander gesteckte Dickdärme des Schweins, gesalzen und geräuchert, wie man sie früher machte, als der Städter noch sein Schwein schlachtete; jetzt ausgestorben. (Franz. andouille: Fleischwurst.)

Angel: Stachel. Die Binn hat en Angel. In dieser Bedeutung schon Mhd.

Angelbaiz: Der Engerling. (Wörtlich: Der Angelköter; vgl. engl. to bait: Ködern.) Die Larve wurde viel als Köder beim Angeln benutzt.

Anhinkele, ahnhinkele: Sich anschmiegen wie ein Hinkel, ein Hühnchen, an die Gluck. Motterhinkel: Muttersöhnchen.

Ank: Der Nacken, das Genick. En die Ank tohke: In's Genick schlagen. (Got. ancha, mhd. anke, heute hd. verschwunden.)

Anranze, ahnranze: Jemanden grob anfahren. (Wohl für rankzen, zu mhd. ranken: Wie ein Esel schreien.)

Anrenne, ahnrenne [o]: Übel anlaufen. „Dä es schroh angerennt.“

Anrannt, häufiger **Anrang, Ahnrang:** Der Anlauf beim Springen.



Anricht, die: Der Küchentisch, auf welchem die Speisen angerichtet werden.

Anschnorre, ahnschnorre [o]: Jemanden grob anfahren. Schnorre: Maul, Schnauze. (Mhd. snurren: Rauschen, sausen.)

Anstelle, ahnstelle [o]: 1. Etwas Schlimmes tun. „Wat has dau ahngestellt." 2. Sich ahnstelle: Über etwas außer sich sein. „Stell dich net esuh ahn." Angestalt: Eine ungeschickte Zurichtung, eine mit zuviel unwesentlichen Umständen getroffene Vorkehrung, ein ungeschicktes linkisches Benehmen.

Anstiwele, ahnstiwele: Anstiften, anstiefeln. Ebbes stiwele: Etwas in Ordnung bringen. Anstiweler: Anstifter.

Anstuhß, Ahnstuhß: Ein Krankheitsanfall, namentlich Krampf.

Anwenn, meist **Ahnwenn [o]:** Ein Grundstück, auf dessen lange Seite ein oder mehrere Stücke stoßen. (Mhd. wende: Grenze.)

Appel: Apollonia.

Appelkuhl: Apfelkugel, ein in Weckteig gebratener Apfel.

Arg: Sehr. „Et doht arg wie", sehr weh.

Armedey: Armut, ärmliches Wesen. (Wohl mit holl. armoede zusammenhängend.)

Arme Sinn han oder krije: Den Mut verlieren, jeden Widerstand aufgeben, sich ruhig in sein Schicksal ergeben.

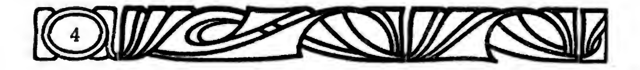
Asserant: Grob, unmanierlich.

Ätsch: Ein Ausruf, wenn man jemanden erwischt hat, ihn auslacht, namentlich in Verbindung mit dem bekannten Möhren schaben: „Ätsch schrappe Miercher."

Atteration: Aufregung. Ebbes en ainer Atteration dohn: Etwas in Aufregung tun. (Franz. altération.)

Atzel: 1. Die Elster. 2. Die Perücke, Haartour, namentlich wenn sie alt ist. (Auch sonst am Mittelrhein und in Hessen gebräuchlich. Ursprung dunkel.)

Au: Das Auge. Auekeit: Ein so kleiner Teil, daß er noch nicht einmal die Funktionen des Auges stört.



Auement und **Auewitt:** Der Augenblick, letzteres noch mit dem Begriff größter Schnelligkeit.

Aus: Oft als Adjektiv gebraucht. „Ich han e auße Heft": Mein Heft ist voll geschrieben.

Ausstich: Das Beste, Schönste von etwas, z. B. der beste Wein vom Lager oder einer Gegend.

Ayaiche, auch **Aijaiche:** Ein liebkosendes Streicheln, auch ein Kompliment. „Mach em e Aijaiche", von kleinen Kindern.

B.

Babbele: Schwätzen, meist mit dem Nebenbegriff des Unnützen. En Babbeler oder Babbeljahnes: Ein Schwätzer. En Babbelersch: Eine Schwätzerin. Gebabbels: Geschwätz. Babbelich: Schwatzhaft. (Franz. babiller, holl. babbelen.)

Bach: Wird weiblich gebraucht: Die Bach.

Bachsterz [o]: Bachstelze, auch Wippsterzje oder Ackermännche genannt.

Bähbes: Ein langweiliger Mensch.

Bahkes, Bähkes: Pfui, ein Ausruf, der Abscheu ausdrückt.

Bahn: 1. Die einmalige Breite eines Frauenzeuges. 2. Die Eisbahn: Die Bahn schlinn (schlagen).

Bahr: 1. Das Nachtgeschirr; Bährche. 2. Die Tasse. E Bährche Kaffi es gefällig?

Bähredreck: Der Lakrizensaft.

Bähres, Böhres: Schläge. (Mhd. ber: Der Schlag; bern: Schlagen.)

Bahten: Nützen. „Baht et nix, suh schaht et nix." (Mhd. baten: Nützen.)

Bajente! Bajente noch emohl!: Ein Ausruf der Überraschung, z. b. bei einem seltsamen Anblick.

Baldes: Balthasar.



Balleriert, verballeriert sein: Verwirrt, erschrocken sein.

Ballewehrer [g], Ballewutz: Barbier.

Ballottegänger: Ein herumziehender Musikant, dann jeder Schauspieler überhaupt.

Balunster: Balustrade, dann auch der einzelne Pfeiler einer solchen.

Bambele: Baumeln. Met de Fehß bambele: Die Füße hin- und herschwenken. (Von der Bewegung der Glocke genommen, denn erst hieß bambeln oder bammeln: Tönen wie eine Glocke.) Gebämbels: Etwas Hängendes und Schwenkendes. Wat hat dä fier e Gebämbels an der Uhrkett. Bambelcher: Ohrgehänge.

Band, Pand: Der Kahm, Schimmel, der sich in nicht vollen Fässern auf dem Wein bildet.

Bänkele: Rajolen, das Erdreich tief umgraben und reinigen.

Bansche: Mengen, aufrühren, mit den Händen im Wasser patschen. „Bansch net esuh en dem Wasser erom." (Hd. pantschen.)

Barg: Der kastrierte Eber. (Mhd. barc: Ein männliches verschnittenes Schwein.)

Barst: Ein Riß im Holz. Barste, barschte, baschte: Bersten.

Bärwel: Barbara.

Barwes: Barfuß. Barwese Fehß: Nackte Füße. Dä Wein nackig on barwes trenke: Ihn rein, ohne Zusatz trinken.

Baselmahnes: 1. Ein Kompliment. „Mach dei Baselmahnesje." 2. Viel Umstände. „Mach doch net suh en Baselemahnes." (Franz. baiser la main.)

Bastrenk: Eine schmutzige Kneipe. (Franz. bastringue: Tanzlokal.)

Batsch: 1. Schlag mit der Hand, Ohrfeige. En Batschhand gehwe: Einem die Hand reichen, namentlich bei kleinen Kindern gesagt. 2. Kot, Dreck. „Drauße es en ferchterliche Batsch, ich sein bis iwer die Knechel drenn erom gebatscht." 3. Unglück: „Dä setzt gehierig en der Batsch." Batsche: Ausplaudern; Batschmaul: Schwatzhafte Person, Klatschmaul.



Batzig: Sich batzig mache: Sich breit, dick machen, stolz geberden, als wenn man viele Batzen in der Tasche habe. „Nau mach dich doch net suh batzig."

Bauche: Laugen. Die Wäsche wird mit Aschlauge gebaucht. Die Bauch: Die Wäsche. (Ein auch sonst weitverbreitetes Wort: Ndd. büken, engl. to buck: In heißer Lauge einweichen.)

Baul, Bäulche: Maul, Mäulche für Kuß, Küßchen. „Geff dem Hähr e Baulesje!" Botterbaules.

Bauße: Außen, draußen.

Bawei: Das Straßenpflaster. Baweier: Pflasterer. Hellebaweier: Ein Schimpfwort, das namentlich für Advokaten gebraucht wird. (Franz. pavé.)

Bayaß, Baijatz: Der Bajazzo, Hanswurst.

Bedäumele: Mit dem Finger befühlen.

Bedehnt sein [g]: Etwas gerade gebrauchen können. „Alleweil währe mer zehn Dahler bedehnt."

Bedrang: Drang, Drangsal.

Beduppe: Betrügen, erwischen, überlisten. (Franz. duper: Betrügen.

Befenne [g]: Oft für: Sich finden. Fautelei befend't sich: Betrügerei kommt an's Tageslicht.

Begabung, Begohwung [o]: Krämpfe, Epilepsie. „Dat Kend hat die Begohwung: Die Epilepsie.

Begahwele: Begreifen, verstehen.

Behammele: Sich beschmutzen, sich beim Gehen Rock oder Hose mit Kot besudeln. En Hammel am Klaid han.

Beidohn [g]: An's Feuer sehen. „Has dau schunst die Krombiere beigedohn?"

Beiesse: Ragout.

Beifall gehwe: Recht geben. „Doh gehwen ich der Beifall, do hat e Recht."

Bekäppe: Verstehen. „Dohst dau dat bekäppe?" (Zu Kopf.)



Beklemm [o]: Übel, schlecht, bedrängt. Et giet ainem beklemm.

Belange: Jemanden verklagen.

Belaustere: Übervorteilen, betrügen. (Mhd. lûstern: Auflauern.)

Bellerche [o]: Der zahnlose Kiefer der Kinder. „Dat köhlt de Bellercher." Beller: Der zahnlose Kiefer alter Leute.

Bellruhs: Die Rose, der Rotlauf im Gesicht.

Belugse, beluchse: Hinterlistig betrügen, belauern, absehen. Einem einen Handgriff abluchsen.

Bemb [o]: Ein Schimpfwort für eine einfältige Weibsperson. „Et es en geckig Bemb."

Benaut: Übel, schwindelig, enge, wie es einem bei Mangel an Luft im Gedränge zu werden pflegt. (Holl. benaauwd.)

Beneppe, benippe: Betrügen.

Bennelschoh: Winterschuhe aus Selvkant geflochten und mit Baumwolle gefüttert. (Bendel.)

Benner [g]: Der Faßbinder.

Bensch [o]: Das Spiel ist zu Ende. (Ausdruck beim Klickerspiel.) (Benschen jüd., den Schlußsegen sprechen.)

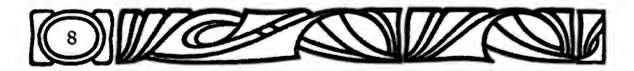
Bequem, bequehm [g]: Man bezeichnet mit diesem Worte an der Untermosel, Ahr usw. gerade das Gegenteil seiner eigentlichen Bedeutung, nämlich eng, gedrängt. „Dä Wein wor am Enn arg bequehm", d. h. er ging zur Neige, es war nur wenig mehr vorhanden. En bequehme Wäg ist ein steiler Weg. „Dä Wäg es nix nächster on dezoh noch arg bequehm." Heißt eigentlich bequengt von quengen.

Berebsche [o]: Übel bekommen. „Wenn dau nuhrenst net berebscht wierst": Wenn nur der gegenteilige Erfolg von dem, was du erwartest, dich nicht trifft.

Berkel [o]: Eine Beere.

Bertes [o]: Hubertus.

Berzel [o]: Der Steiß, namentlich von Vögeln. Dä Berzel huh trinn. (Bei Luther heißt das Wort Pirtzel, verwandt mit schweiz. borzen: Hervorstehen.)



Beschaid: Auskunft, Kenntnis. „Ä waiß Beschaid“, namentlich in Bezug auf Ortskenntnis.

Beschehrsel [g]: Bescheerung.

Beschnuddele: Besudeln, ungerecht kritisieren (vgl. Schnuddel).

Beschoff [g]: Ein ausgepichter Korb.

Beschummele: Betrügen. Beschummeler: Betrüger. Schummel, holl. schommel: Die zu niedriger Arbeit in Anspruch genommene Person, z. B. der Begleiter der Drehorgelspieler.

Beschuppe: Betrügen.

Besserung, Besserei: Dünger.

Bestate: Verheiraten.

Bestremmt [o]: Kurzatmig.

Bestrenze [o]: Bespritzen, anpissen.

Betresse [g]: Nicht viel taugend, wertlos. „Et es en betressene Grohm“: Eine wertlose Sache.

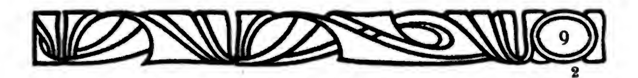
Betscher, Beschert: Die Trage für die Trauben.

Bettlaht, Bettstell, Bettschehr [o]: Bettscheere. Drei Hölzer, die an einem Ende zusammen befestigt sind und zwischen Bettstelle und Bett gesteckt werden, um das Herabfallen der Decke zu verhindern.

Bewachse: Sagt man von Kindern, die einen Schmerz äußern, ohne daß man dessen Ursache kennt. Man legt sie auf den Bauch und bringt die Extremitäten kreuzweise über den Rücken zusammen; wenn der Schmerz zunimmt, ist das Kind bewachsen und Öl aus der Lampe wird eingerieben. Gewöhnlich leiden die Kinder an Blähungen oder an gelinden rheumatischen Affektionen.

Bezahle: Sich übel zurichten oder übel zugerichtet werden. „Ä wollt klemme, ä hat sich ahwer gehierig dobei bezahlt“, oder „ä es gehierig bezahlt wuhre“ z. B. geprügelt.

Bibbche: Ein kleines Huhn. Den Hühnern ruft man: „Bibb, Bibb“. (Franz. pépier, engl. to peep; das Ganze eine onomatopoetische Bildung).



Bierekraut: Alle Arten von Marmelade.

Biest: Ein Schimpfwort. (Engl. beast).

Bimmse, verbimmse: Durchprügeln.

Bitzele: Auf der Zunge reizen, prickeln. Gutes Sauerwasser bitzelt wegen seiner Kohlensäure. (Hängt zusammen mit unserm „beißen", mhd. bîzen).

Bläffe: Einen irre machen, abschrecken, namentlich beim Spiel. (Blüffen, Verblüffen.) E gebläfft Pärd ist ein solches, welches bei Hindernissen nicht mehr gerne anzieht.

Blahte: Die Blätter abbrechen, entlauben, z. B. Knolle blahte. (Mhd. blaten: entlauben.)

Blähte: Bläuen, die Wäsche leicht blau machen. (Franz. bleuter.)

Blank Geld: Bar Geld.

Bläre, blähre, blärze: Weinen, heulen, besonders auch vom Schreien der Kälber. Gebläarz: Schreien, Geheul. (Mhd. blêren, blerren: blöken, schreien.)

Bläß, die: 1. Der Bindfaden an der Peitsche, mit welcher man den Kreisel treibt. (Mhd. blez.) 2. Das Vergnügen. „Mir han Bläß gehat". (Franz. plaisir.) 3. Der weiße Fleck auf der Stirne der Pferde, Ochsen u. s. w. Dann schimpfwörtlich für Kopf. „Gleich kriste e pahr vuhr dä Bläß gehaue". (Mhd. blasse: Der Stirnfleck.)

Blauderstrie: Wirrstroh, das zerschlagene Stroh, welches nicht mehr in regelrechte Gebunde zu bringen ist.

Bläue: Schlagen; abbläue: Abprügeln. Hat mit der Farbe blau durchaus nichts zu tun und heißt nicht: Schlagen, daß man blaue Flecke bekommt, sondern kommt von ahd. bliuwan, mhd. bliuwen: Schlagen. (Engl. blow: Der Schlag).

Bleche: Zahlen, namentlich, wenn man glaubt zuviel zahlen zu müssen. „Ich han gehierig bleche mehße".

Bleiwes: In der Verbindung: „Hei es mei Bleiwes net mie": Hier kann ich nicht mehr bleiben, und ähnlichen.

Blimmerant, blümerant: Flimmernd, schwindelig. (Immermann, Münchhausen III.)



Blinnermeisjes (Blinde Mäuschen): Ein Spiel, wie: Blinde Kuh.

Blohme, gebackene [g]: Künstliche Blumen.

Blohs [o]; diminutiv: **Bläsje**: Die Trompete.

Blotz, Äppelblotz [g]: Apfelwein. En geblotzte Appel: Ein Apfel wird an die Wand geschlagen und die geblotzte Stelle dann ausgesaugt.

Blohtswinnig: Blutswenig; Blohtsarm: Sehr arm.

Böckse: Nach dem Bocke stinken. „Dat Flaisch böckst". Besonders vom Wein, der nach frischer Düngung zuweilen einen eigentümlichen Geruch und Geschmack nach Schwefelwasserstoffgas bekommt, sagt man: „Ä schmeckt böcksig". Der Wein selbst heißt: Böcksert.

Bödeme, behdeme: Einen Fußboden legen.

Böhmche: Der Auswurf, das sputum conglobatum.

Bohrt [g]: Ein tannenes Brett, dann überhaupt ein Brett. (Vgl. L. Schücking: Die Marketenderin von Köln I), 2. Der Rand eines Schiffes und dann das Schiff selbst: Iwer Bohrt falle, an Bohrt ginn.

Bohtsch, die [g]: Ein jedes dicke Frauenzimmer, ob jung oder alt, namentlich, wenn es durch seine Dicke etwas ungeschickt ist. (Vgl. Bottich, engl. body.)

Bollere [g]: Einen dumpfen, rollenden Ton von sich geben.

Bollebeisje: Pfannkuchen, Fastnachtskrapfen. (Mhd. bolle: Gebäck aus Nachmehl.)

Bölls: Beule, Geschwulst, auch Bell [g]: En Bell em Hoht han.

Bombes oder Pumpes: 1. Prügel, Schläge. 2. Der Steiß selbst. (Mhd. pumpen: Hämmern, schlagen.)

Bombestießer: Kartoffelstößer.

Bummfeie: Prügeln, schlagen. „Ich han der en emohl gebommfeit." (In Bonn: verfummfeie: Einen durchprügeln.)

Bommes [g]: Ein großer Krug mit dickem Bauch. (Franz. bombe: Eine bauchische Flasche.)

Bommesatt: Satt bis oben an, gefüilt wie eine Bombe. Dahin gehört auch: gestopptevoll, spondevoll u. s. w.



Born: Sauerwasser, dann auch Wasser. Der Bauer trinkt Born, nur das Vieh säuft Wasser.

Bossele [g]: Allerlei kleine Gegenstände verfertigen, wozu eine gewisse Geschicklichkeit erforderlich ist. Im Niederdeutschen heißt „basseln" eine Flickarbeit machen. Ein Bosseler ist eigentlich ein Arbeiter, der in Wachs oder sonst einer weichen Masse erhabene Bilder schafft, ein Bossierer. (Franz. bosse: Buckel.)

Botsklaidche: Ein Kleidungsstück der Kinder, bei welchem Jacke und Hose aus einem Stücke bestand und welches hinten der Bequemlichkeit halber mit Knöpfen versehen war. Brentano nennt dasselbe irgendwo in seinen Märchen: Leib und Seele.

Bottele, Butzele: Hagebutten.

Botter [g]: Der eitrige Ausfluss aus dem Auge. Botterau: Schimpfname für Leute mit trüben Augen.

Botteram: Ein Butterbrot. Aus dem Holländischen und eigentlich Butterham: Ein Butterbrot mit Schinken. (Engl. ham: der Schinken.)

Box [g]: Die Beinkleider, Hosen. Boxeknibbes: Ein kleiner Junge.

Brähmel, Brähmber: Die Brombeere.

Brähsem: Ein breiter Weißfisch. (Abramis brama; hd. Brassen, mhd. brahsem.)

Brasche: Der Coaks, welchen die Kinder aus der Asche suchen.

Braß: 1. Kummer, Sorge. Herzensbraß: Herzensgram. 2. Gerümpel, alter Plunder. Praßt sagt Kiefer: „Vom Rhein". (Hd. Brast, zu Gebresten.) Sich bresse: Sich grämen.

Bredullig: Klemme, Not. „Dä setzt en der Bredullig". (Franz. bredouille.)

Breie: Quälen. „Lohß mich gebreit": Laß mich ungeschoren.

Bremms [o]: Not. En der Bremms setze: In Not sein. (Zu Holl. pramen: Bedrücken, altem ndd. premese: Der Zwang.)

Brenne [o]: Sagt man von dem Geflügel, wenn es brüten will oder auch schon brütet. Brennige Eier sind angebrütete Eier.



Brennse [o]: 1. Nach dem Brande riechen oder schmecken. (Hd. brenzeln: Verbrannt schmecken.) 2. Sich nahe berühren. „Halt, et brennst“ rufen die Kinder beim Spielen.

Brinzelich: Bräunlich (hd. brenzelich).

Brostlappe: Die Weste, das Kamisol.

Brotze [g]: Schmollen, verdrießlich sein. E brotzig Gesicht mache. Brotz, häufiger Brutsch: Ein dicker aufgeworfener Mund, mag dieser nun von Natur bestehen oder durch Stolz oder Verdruß aufgeworfen sein. Brutsch mache: Die Schule schwänzen oder aus ihr fortlaufen.

Brotzele [g]: Langsam kochen oder braten mit einem gelinden Geräusche. Dä Speck brotzelt en der Pann. (Ableitung von brodeln.

Bruddele: In Flüssigkeiten blasen, so daß ein eigener Ton entsteht, indem die Flüssigkeit oben Blasen wirft. 2) Von Kindern, die beim Trinken ins Husten geraten. 3) Eine Sache so oben hin abmachen, hudeln. „Dat es gebruddelt“. Bruddelarbeit.

Bubeschenkel: Ein Gebäck aus Weizenmehl. Die Coblenzer Bubenschenkel erfreuten sich früher eines großen Rufes.

Büchseranze: Jagdtasche.

Bucht: Das Gegengewicht. „Halt Bucht!“ Halte das Gegengewicht, halte den Gegenstand im Gleichgewicht, in der angemessenen Richtung.

Buchtnache: Der Nachen, der die Kette einer Schiffbrücke trägt und dieser die Richtung ermöglicht.

Buckele: Etwas auf dem Rücken tragen. En Sack buckele.

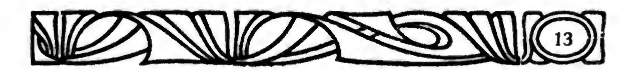
Budick: Bude, schlechtes Haus. (Franz. boutique.)

Bulles: Gefängnis.

Bummskepp: Ausdruck für die Festungsartillerie.

Bungert: Ein Baumgarten, eine Wiese, die voller Obstbäume steht.

Bünne: Einen Fußboden bedielen. Gebünn: Die Zimmerdecke, aber auch der zweite Speicher, der oft mit Brettern belegt ist. (Mhd. büne: Die Decke eines Gemaches. Davon unser hd. Bühne.)



Bunzel: Ein Stück festen Kotes. En Pärdsbunzel: Ein Pferdeapfel.

Butz: Ein Polizist.

Butelaunes oder Bodelaunes: Der Betrug. Botelaunesmacher: Ein Betrüger im Handel. Botelaunes mache: Einen übervorteilen.

Butzemann: 1. Ein Gespenst, das Schreckbild für die Kinder, welches sie holt, wenn sie nicht brav sind. (Mhd. butze: Poltergeist, Schreckgestalt.) 2. Verhärteter Nasenschleim, auch Ginkes genannt.

C.

Calfakter: Ein Schmarotzer, Anträger.

Calfinche: Ein Gestell mit verschiedenen Fläschchen für Essig, Öl, Salz, Pfeffer u. s. w. (Franz. carafine).

Chor: Eine untermauerte Abteilung in den Weinbergen, eine Terasse. (Lat. chorus, auch Gesetz genannt.)

Cichorie: Nennt man die ersten Blätter des Löwenzahns (Leontodon taraxacum), welche, noch gelb und kaum befiedert, einen frühen Salat darbieten.

Commissione mache: Einkäufe für sich selbst machen. „Ich han noch e pahr Commissione ze mache". Ich habe noch einige Kleinigkeiten zu besorgen.

Cottroff, Cottroffche: Eine Arzneiflasche. (Span. it. cotofre: Trinkglas.)

Cujeniere: Quälen. Cujenant: Ein Quäler. (Franz. coïonner.: verspotten.)

D.

Dabbes: Ein tölpelhafter Mensch. (Mhd. tappe: Der Tölpel.)

Dach: Der Kopf. Off et Dach schlinn. Dä hat genog em Dach: Der ist betrunken.



Dachtel: Eine Ohrfeige; Dachteln: Ohrfeigen. (Eigentlich nicht mundartlich, aber oft gebraucht.

Dadderich: Das Zittern der Hände im Katzenjammer.

Daich: Teig. Daichknuhtscher, Daichaff: Ausdrücke für Bäcker.

Dalles: 1. Ein hartköpfiger, dummer Mensch von Dahlen: Albern schwätzen. 2. Sich de Dalles holle: Sich den Tod oder ein Leid holen. (Hebr. entweder talith: Todenkleid oder dallûl: Armut.)

Dallje: Obst, besonders Nüsse von den Bäumen herabschlagen mit dem Nebenbegriff von stehlen.

Dämel, Dähmel: Dummer, tölpelhafter Mensch.

Dämmere: 1. Festtreten, den Boden niedertreten. Ainem de Hartmann endämmere: Einem den Hut einschlagen. 2. Sich ohne Zweck herumtreiben.

Dämpig: Engbrüstig, kurzatmig, dämpfig.

Dämsele: 1. Flicken. Gedämselt: Geflickt. 2. Beim Schiffsbau dämseln: Die Schiffe in ihren Fugen dicht machen.

Danielche: Ein kleiner Weißfisch. (Früher Dannälche.)

Dann: Weg, fort, von dannen. „Dann eloh!" „Bleif danne!"

Dantes: Ein Spielpfennig, Spielmarke.

Dar, dahr: Hin, dorthin. „Gieste dahr"?: Gehst du hin?

Där, dür: Geräuchert. 1. Dürflaisch: Geräuchertes Fleisch im Gegensatz zu Grünfleisch: Frisches Fleisch. 2. Mager, wo indessen die Aussprache dier vorherrscht. E dier Steck Veh.

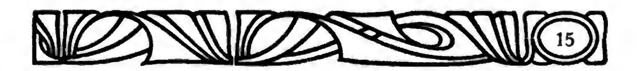
Dauderlatsch: Eine nachlässige, schmutzige Weibsperson. (Lulatsch.)

Daudistel: Gänsedistel. (Sonchus oleraceus.) (Ahd. dûdistel.)

Dautze, duhtze: Einen „Du" nennen.

Deckel: Scherzweise für Hut gebraucht; Schawesdeckel, Schabbesdeckel: Ein schlechter Hut.

Defftig [o]: Deftig, kräftig, solid. „Dat sein defftige Leit", d. h. solche, die in guten Verhältnissen sich befinden. (Ursprung dunkel. Wegeler leitet es ab von Hebr. tob, tof: gut, tüchtig, andere als mit engl. daft, got. gadaban: sich ziemen zusammenhängend.)



Deie: Drücken, vor sich herschieben. „Ich zehje on dau deist". (Mhd. düchen, tüchen: Drücken.)

Deierlich: Hager, blaß.

Deixel: Teufel. „Holl dich der Deixel".

Dell [g]: Eine Vertiefung in einer Fläche, eine Einbiegung, wie sie z. B. bei metallenen Gefäßen durch einen Fall zu entstehen pflegt. (Vgl. mhd. telle: Schlucht, Vertiefung.)

Dengele [o]: 1. Schlagen, herabschlagen. Neß dengele, die Glock dengele. Hier fehlt der Nebenbegriff des Stehlens. 2. Das Schärfen der Sensen. (Vergl. engl. to ding: Heftig schlagen, ahd. tangol: Der Hammer.)

Dertischig: Dazwischen.

Diddi, Diddiche: Kleines Kind.

Dimschig: Dämmerig, dämmernd, aber auch: müffig, sticksig, wo es mehr dimsig gesprochen wird.

Dippelig: Kleinlich, pedantisch. Dippeln: Kleine Schritte machen, gemütlich gehen.

Dischkeriere: Sprechen, sich unterhalten. (Franz. discourir.)

Ditzje: Ein kleines Kind, niedliche Puppe. Lompeditzje: Eine Puppe aus Lappen, dann ein zerlumptes Frauenzimmer.

Döppe, Debbe: 1. Der Topf, ein Gefäß aus Erde oder Stein. 2. Der Kopf. Ainem off et Debbe haue.

Döppchesgucker: Einer, der sich um Kleinigkeiten bekümmert, gleichbedeutend mit Erwesezehler. Deppchesspiller: Einer der Glücksspiele treibt, auf den Märkten mit dem Drehrad umherzieht, eigentlich ein Taschenspieler. Debbekohche: Kartoffelkuchen.

Dohkes [g]: 1. Jodokus. 2. Der Podex. Es ist ein jüdisches Wort, sein Ursprung aber dunkel.

Dohl [g]: Krähe, aber auch ein liederliches Frauenzimmer.

Dohres [g]: Theodor.

Dölke: 1. Löschen. Ein Feuer wird gedölkt, indem man es z. B. mit Asche bedeckt. 2. Jemanden abfertigen und zum Schweigen bringen. „A hat dat on dat gesoht, ich han der en ahwer gedölkt".



Doll [g]: Spitze eines Baumes. (Hd. Dolde.)

Dolle [g]: Die Hölzer, zwischen denen das Ruder in den Kähnen bewegt wird.

Dollholz: Weiches dickes Holz. Dollkorn: Mastiger Roggen.

Dollpatsch: Ein ungeschickter, dummer Mensch.

Dommele [g]: Eilen, tummeln. „Dommel dich".

Donsel, Dunsel: Ein leichtfertiges und hoffärtiges Frauenzimmer.

Dopp [o]: 1. Der Kreisel; doppe: Mit dem Kreisel spielen. (Mhd. topf: Der Kreisel.) 2. Der Gelenkkopf des Oberschenkels.

Döpperfäßje: Das an dem Anker befestigte Fäßchen, welches über ihm schwimmend, seine Lage anzeigt.

Dorzele [o]: Taumeln, im Schwindel hinfallen. (Zu hd. torkeln gehörig.)

Dößkährche, Dieskährche: Ein Stoßkarren, der von einem Manne gehandhabt wird.

Dotz [g]: 1. Beule. (Eigentlich: Dutz: Der Stoß.) 2. Klumpen, Haufen. „Dä hat en Dotze Geld". 3. Kopf. „Ich hammer en Dotze an dä Dotz gestuhß".

Dötze, meist detze: Nach etwas werfen. Dann auch vom Ausheben der Nester gebraucht. „Ich han e Nest Amschele gedetzt".

Drahnkrije: Einen erwischen.

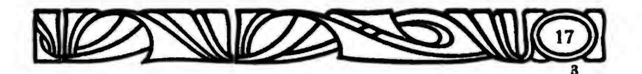
Draubig: Trübäugig. Draube: Der verhärtete Ausfluß aus den Augen. Draube en de Aue han: Trübe Augen haben.

Dreck [o]: Außer Schmutz auch Eiter. „Meine Finger brennt Dreck".

Dreibohrt [g]: Ein kleiner Nachen, der aus drei Brettern zusammengesetzt ist. Draubert: Ein kleines Moselschiff.

Dreidroht: Ein steifer, unbeholfener Mann.

Dreimaster: Ein mit drei Krämpen aufgeputzter Hut, wie ihn früher die Bauern allgemein, jetzt nur noch wenige tragen. Auch Dreimörder genannt, ähnlich wie die hohen Kragen Vatermörder. Beruht auf dem Volkswitz, wonach ein aus der Fremde mit der neuen Tracht heimkehrender Sohn den Vater in der Umarmung mit dem Kragen aufgespießt haben soll.



Drickes, Rickes: Heinrich (Heindrich).

Drutschel: Eine dicke, schwerfällige Weibsperson; bei kleinen dicken Kindern Schmeichelname.

Ducke: 1. Niederdrücken. Geduckt ginn: Gebeugt gehen. 2. Sich neigen, auf die Erde niederlassen.

Duckmeißer: Ein hinterlistiger Mensch, dem nicht zu trauen ist.

Ducksal, der: Das Mannhaus, die Orgelbühne. (Lat. doxale, odeum ecclesiae.)

Duhdebaincher: Eine beliebte Weckform in Coblenz, die eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Oberschenkel hat. (Brentano, Gockel, Hinkel und Gackelaier.)

Duhdele: Orgeln, auf einem Musikinstrument stümpern. Ainem die Uhre voll duhdele. Geduhdels: Widerlicher Lärm.

Duh: Damals.

Duhs: Bescheiden, sittsam. (Franz. doux.)

Dunnes: Anton.

Dussel: Dusel, Schwindel, Betäubung. Dusselig: Schwindlig, betäubt. Dusseln: Halb in Schlafe sein. Em Dussel sein: Leicht betrunken sein, wofür auch: Em Trohn sein.

Dutzel: Ein kleines geschäftiges Mädchen.

E.

Ebbes: Etwas. (Judendeutsch: Eppes: Irgend, irgend ein.) Entstanden aus etwes, einem alten Genetiv von etwas.

Ebenpart, Ehbepart: Gegenstück, namentlich von einem Gespann Ochsen oder Pferden. Zusammensetzung aus Eben (Ebenbild) und franz. part.)

Eckes, der [o]: Das Eck, der Stein, die Stelle, von wo ein Spiel beginnt, auch der Anstand genannt. Aine henner Eckes brenge: Einen in Sicherheit bringen, dann einen umbringen.

Ehbsch [g]: Epheu. (Vgl. schlesisch: ewich, eppich.)

Ehlend: Die fallende Sucht, die Epilepsie, auch das schwere Leid genannt. „Dat Leid sollste krije“: Ein schwerer Fluch.



Ehlennere: Verkümmern, abzehren, namentlich aus Heimweh.

Ehnder: Ehender, eher.

Eilelaim: Töpfererde, die der Töpfer, in Coblenz Debbebäcker genannt, braucht.

Eilesaig: 1. Ein schlechter, abgefallener, nicht kalter Wein, von einer Familie Eulenschlick, die über ein Jahrhundert die Wirtschaft „Zum Ritter" auf der Löhrstraße hatte. „Dat Wasser es esuh warm wie Eilesaig" rufen die Knaben im Sommer beim Baden. 2. Warmes, abgestandenes Bier.

Eiletzig: Einzeln, allein. E eiletzig Frahmensch: Ein unverheiratetes Frauenzimmer. (Hessisch: Einlitzig; letzig gehört mit unserem Los zusammen. Das Wort bedeutet eigentlich: Dessen Los allein steht).

Eilings: Eilig.

Elsterau: Hühnerauge.

Emmes, Immes: Ein kleiner Klicker. Die frühere Redensart: Emmes on Gänsefett (Mannas und Jenabhiet) ist gänzlich verschwunden; dafür aber: Dä wahre Emmes: Das schlagende Moment, grade das Richtige. „Dä verstiet dä Emmes": Der weiß mit der Sache umzugehen, kennt den Handgriff. Emmes (Hebr. emet) in der Gaunersprache: Die Wahrheit, das Wahre. Brentano gibt einem Spitzbuben den Namen: Emmes Gänsfett.

Enfältig: Übel, unbehaglich.

Enja: Ja, mit einem gewissen Nachdruck. Ennah: Nein.

Enkel: Der Knöchel. (Ahd. enchil, anchal.)

Enpässig: Einseitig, eigensinnig.

Endränke: Vergelten. „Ich wieren der et entränke".

Erdegescherr: Irdenes Geschirr, irdene Ware.

Erkrije: Sich erholen.

Erlustiere: Sich lustig machen, sich amüsieren.

Ernst: Natürlich, echt. „Die Popp hat ernste Hohr".

Erstricke, meist verstricke: Ersticken. (Mit ahd. stricchan: schnüren, nhd. Strick zusammenhängend).



Erwes: Erbse. (Mhd. erweiz.)

Esuh: 1) So. „Mach et esuh“. 2) Also. „Has dau et esuh?“

Ewig, ihwig: Lebenslänglich. „Ä hat et ihwig kricht“. Se han en off ihwig verurdailt“.

Expreh: Absichtlich. „Ich han et expreh gedohn“: Ich habe es mit Willen, absichtlich getan.

Extere: Quälen, plagen, gewöhnlich mit scherzhaftem Nebenbegriff. En Exterer: Jemand, der fortwährend andere neckt und plagt.

F.

Fackele: Nicht bei der Rede, beim Worte bleiben, unzuverlässig sein. En Fackeler: Ein unzuverlässiger schwankender Mann.

Fahre: 1) Treiben. Der Metzger, Viehhändler treibt nie Vieh, sondern fährt mit dem Vieh da oder dorthin. Der Schäfer fährt mit seiner Herde auf die Weide. 2) Ackern, pflügen. „Dat Feld mohß gefahre wiere“: Es muß gepflügt werden.

Fahreschwanz: Der Ochsenfissel, eine gedörrte Ochsensehne, die wegen ihrer Zähigkeit früher allgemein zum Prügeln der lieben Schuljugend gebraucht wurde.

Faimele: Leicht phantasieren; wird besonders von Kindern gesagt, die im Schlafe Töne von sich geben, das Gesicht etwas verziehen. „Dat Kend faimelt, et kricht geweß Zänn“.

Fäng: Schläge. Fängholz, leicht brennbare Späne.

Fatze: Fetzen.

Faukele: Zögern. „Dä faukelt net lang“. Gefaukels: Zögern, Schwanken.

Fauße: Lärm machen, im Hause herumpoltern. Auch: „Dä Wend faußt“.

Fautele: Im Spiel betrügen. Fautelei: Betrügerei. (Beides fast nur noch beim Klickerspiel gebräuchlich.)

Faxe: Possen. Faxemacher: Possenreißer. Aber: Faxe mache: Viel Umstände machen.

Federbichs: Die Federscheide.



Federweiße: Der neue Wein, der diese Farbe hat, wenn er bald ausgegoren. En Schoppe Federweiße.

Ferger, Ferjer [o]: Der Fährmann, der bei dem Fahr oder am Fahr, der Ueberfahrtsstelle, über den Fluß setzt. (Mhd. verge, verje: Schiffer, Fährmann.

Ferkel [o]: Das junge Schwein, ein unsauberes Kind.

Ferkelstecher: Der Winkeladvokat.

Ferm [o]: Fest. „Hall ferm". „Aine ferm verhaue". (Franz. ferme.)

Festje [o]: Ein Stück aufgedrehtes Tau, welches als Bindfaden benutzt wird. (Schiffersprache.)

Fett, Sei Fett krije: Gestraft, gescholten werden.

Fichtel: Ein rothaariges Frauenzimmer, namentlich, wenn es recht widerborstig ist.

Fick: Tasche (Hd. Ficke).

Ficke: Mit einer dünnen Gerte schlagen, überhaupt mit etwas Feinem, Dünnen hauen, z. B. einer kleinen Peitsche.

Fickele: Jemanden sehr sanft behandeln, sorgfältig pflegen. (In Bonn heißt es: fökele.)

Fidem, meist Fissem: Der Faden. „Ich han kaine trockene Fissem mie am Leif". (Franz. ficelle.)

Fieß: Häßlich, abscheulich, empfindlich sein gegen jeden Schmutz u. s. w. im Essen, feinfühlend dabei sein, ekeln. „Dau bes och zoh fieß". Auch finkerlich.

Fimmel: In der Verbindung: En Fimmel han: Nicht recht gescheit sein.

Fimmere, met de Aue: Die Augen oft auf- und zumachen. Vuhr de Aue fimmere: Schwindelig werden. Gefimmer.

Fissele, fisseme: Dünn und schwach regnen. „Et fisselt lauter".

Fissematente: Faule Redensarten, Ausflüchte.

Fitzelche: Ein kleines Stück. E Fitzelche Flaisch, Papier u. s. w.

Flacker: Munter, rasch; vom Feuer: hell auflodernd. Dann: E flacker Weinche; flackerich brenne.



Fladuhse: Schmeicheleien. (Franz. flatter.)

Flähm: Die Seite, die Flanke. Auch die weiche Haut vor den Hinterschenkeln des Viehs. Mitunter auch für bezahlen gebraucht. „Greif en de Flähm". (Mhd. fläme: Die innere Fetthaut.)

Flammbohge: Die Fackel.

Flämme: Nach Rauch riechen oder schmecken. Das Federvieh wird geflämmt, wenn man es über flacker Feuer hält, um die letzten Flaumfedern zu entfernen.

Flankiere: Herumlaufen. (Franz. flanqueur.)

Flappe: Eine leichte Ohrfeige, etwa im Scherze gereicht. (Engl. flap: Ohrfeigen; Holl. flappen: Schlagen.) „Ä es geflappt": Er ist ein halber Narr. Daher Flappes, Flappinnes: Ein Simpel, ein halber Narr, oder auch nur ein närrischer Kerl, der stets Spaß macht.

Flatschere: 1. Von den Vögeln, die mit den Flügeln schlagen, ohne sich erheben zu können, oder wie die Enten gegen das Wasser, wenn es Regen gibt. 2. Mühsam fliegen.

Flau: Schwach, elend, wie man es nach langem Fasten wird. E flau Geschäft: Ein schlechtgehendes Geschäft. (Holl. flauw.)

Flauße: Lügen, Ausflüchte, allerlei dummes Zeug, närrische Gedanken im Kopf haben. Funkelefauße.

Flautes: Ein närrischer Mensch.

Fledd [g]: Die Nelke. (Mit Flieder zusammenhängend.)

Flesch, Fläsch: Ein Kürbis, wohl wegen seiner oft vorkommenden Ähnlichkeit mit einer Flasche.

Flimmerche: Ein altes Geldstück, einen halben Kreuzer. Bezeichnet heute Kleinigkeiten, dann der glitzernde Zierrat auf Maskenkostümen.

Flitt: Der Flügel. Ainem de Flitte stempe: Einen in Schranken halten. En de Flitt geschoß: Sagt man zu einem vom Unglücke Betroffenen, dann, wenn ein Mädchen in guter Hoffnung ist.



Flöck: Flügge, von jungen Vögeln.

Flons [g]: Lange, ausgezeichnete Mahlzeit, großes Gastmahl.

Flucht: Die Reihe. „Se flehje en ainer Flucht" heißt in einer zusammenhängenden Reihe oder Linie.

Flumme: Schlagen auf den Rücken. (In Bonn: fummen.)

Fluhtz: Floß.

Foche [o]: In der Hitze schnell atmen, nach dem Laufen, raschen Bewegungen u. s. w. Fochisch: Kurzatmig. (Hd. fauchen.)

Focht, die **[o]:** 1. Der Fächer. 2. Die Klappe in der Ofenröhre.

Fohßfall: Fußfall, ein kleines Heiligenhäuschen.

Fonnzel, Funzel: Die Schnauze an einem gewöhnlichen Öllichte, dann die Lampe selbst. Ehlfunzel: Öllampe. Dann figürlich für ein liederliches Frauenzimmer. En ahl Funzel.

Foppe [o]: Einen zum Besten haben.

Fräd: Zäh.

Fraidele: Fest binden.

Fraiserlich: Schrecklich. En fraiserliche Radau. E fraiserlich Gesicht.

Freß: Das Maul. „Ich schlinn der e pahr en de Freß".

Freund: Verwandter. Freundschaft: Verwandtschaft.

Frischiere, sich: Sich erfrischen, namentlich durch Waschen, Reinigen, Wechsel der Kleider. Dann: Reinigen: „Mer mohß die Klaider doch frischiere kenne".

Fuck, die Fuck devon han: Mit Geschick und Verständnis etwas arbeiten, den Kunstgriff kennen. (Mhd. fuoc: Die Geschicklichkeit.)

Fujahn: Pfui!

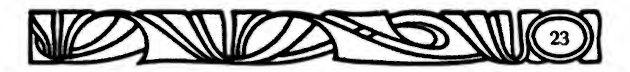
Fumm: Eine Gerte zum Fischen.

Fummele: Stark reiben.

Furk, Forkel: Die Gabel, auch das gabelförmige Eisen, worin bei kleinen Schiffen das Steuerruder liegt. (Eng. fork: Gabel).

Futsch, futti!: Fort, verloren.

Futtere: Fluchen, zanken.



G.

Gabball: Der Ball. (Wohl aus Gabschball entstanden.)

Gabsche: Fangen. „Gabsch dä Gabball“.

Gabse: 1. Nach Luft schnappen. „Ä hält em de Hals zoh, dat ä net mie gabse kann“. 2. Gähnen. (Vgl. holl. gapen: Den Mund auftuen.)

Gackse: Schreien von Hühnern, wenn sie ein Ei gelegt. Gegacks: Das Geschrei selbst. (Mhd. gagzen.) Gackele und gackelich: Vorlaut, leichtfertig.

Gähre: Gern, absichtlich. „Ich han et net gähre gedohn“: Unabsichtlich.

Gammer: Voll, ganz gefüllt, gediegen.

Ganfe: Stehlen. „Dat es geganft“. (Hebr. ganab: Stehlen.)

Garfkammer: Die Sakristei. Auf dem Maifelde noch gebräuchlich. In der Kölner Chronik: Geerkammer.

Gärkse: Knarren, namentlich von Schuhen, die beim Gehen knarren. „Ä hat ze vill Gärks en dene Schoh“. „Die Schoh gärkse noh dem Schohster, se sein noch net bezahlt“.

Gäseplättcher: Ein Reifmacher, welcher Reifen für die Fässer macht.

Gätlich, gähtlich: 1. Nicht ganz voll, eben erst genug. 2. Allmählich.

Gaubsche: Ein Kleidungsstück, welches schlecht sitzt, Falten wirft, gaubscht. „Dat Klaid gaubscht em Buckel, et es net got goht gemacht“.

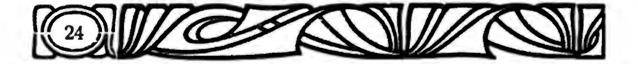
Gauploch: Das Giebelloch, die Dachlucke.

Gauze: Schreien.

Gebild, das: Tischtücher und Servietten, das Leinenzeug, das man zum Tische gebraucht.

Gebünn: Vgl. bünnen.

Geckisch: Verrückt.



Gedähns: In der Redensart: Doh wor vill Gedähns. Da war viel los.

Gedanke gehwe: Acht geben, aufmerken, die Gedanken auf etwas richten.

Gedrucks: Gedrucktes Zeug, Druckkattun.

Gefähr, das: Alles, worin man fahren kann, also namentlich Wagen, Karren, dann aber auch Schiffe. Auf der Mosel fahren immer mehrere Schiffe zusammen den Strom hinauf; kommen sie an eine Furt, eine Strömung, so ziehen die Pferde ein Schiff nach dem andern durch dieselbe. Eine solche Schiffskette nennt man ein Gefähr. „Wat es dat fier e Gefähr!“ sagt man auch, wenn viel gefahren wird, sich Wagen auf Wagen folgt.

Geheugnis: Zufriedenheit, aber nur in der Redensart: „Ich han mei Geheugnis“: Ich bin zufrieden. Geheuglich: Heimlich, tröstlich.

Gehrt [g]**:** Ein junger Baumzweig, Gerte.

Gehlinger: Goldammer. Fig. für einen unreifen Burschen. Gehlschesser: Ein Mensch mit gelber Gesichtsfarbe.

Gehlings, gehlinge: Jählings, hastig.

Geht [g]**:** Die Taufpatin.

Geile, an ainem: Jemanden mit Ungestüm bitten.

Geimer: Der Ingwer.

Geise: Im Essen verschwenderisch sein.

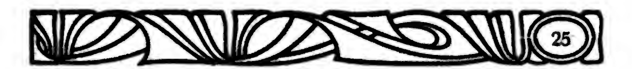
Geizje: Der zweite Trieb aus einer Ranke des Weinstocks. Geize: Einen Auswuchs irgend einer Pflanze, namentlich aber des Weinstocks, abbrechen.

Gekreits, dat: Die gewürzhaften Suppenkräuter, Petersilie, Sellerieblätter, Lauch u. s. w., wie sie zusammengebunden verkauft werden. „Für aine Grosche Gekreits“.

Gekrötz: Die Abfälle vom Gemüse, womit das Vieh gefüttert wird.

Gelleschnitte: Gelbe Schnitten, gezuckertes Gebäck.

Gelt [o]**:** 1. Gelt, nicht wahr. „Geltese?“ 2. Unfruchtbar, nicht trächtig, vom Vieh. (Mhd., ahd. galt.)



Gemimmel: In der Redensart: „Dä Judd haßt dat Gemimmel“.

Geräffel: Gerümpel.

Geraid: Die Eingeweide.

Gerast: Rüstig, mit frischen Kräften nach der Rast.

Gerechtigkeit: Das Eigentum im Grundbesitz: „Bis hiehinn gieht mein Gerechtigkeit“: Hier sind die Grenzen meines Besitzes. Dann aber auch in passender Beziehung ein Servitut. „Et es en Gerechtigkeit off dem Haus, dä Nohber därf dorch dä Hoff fahre“.

Gereß, et Gereß han [g]: In der Redensart: „Dat Mädche hat et Gereß“: Alle reißen sich um das Mädchen, jeder will es zum Tanze haben.

Geriß: Kohlenstaub ohne Stücke.

Geschähkt: Fleckig, bunt. En geschähkte Kanallievuhl: Ein gelb und grün gefleckter.

Gescherr [o]: Geschirr. Debbegescherr u. s. w. Dann aber alles Mögliche, z. B. „Et mohß vill Gescherr off der Jagd sein“: Viel Wild aller Art. „Mei Gescherr leiht am Krahne“: Mein Schiff liegt am Krahnen, und vieles andere.

Geschnuddels: Boshafte Kritik. „Et giet mich zwar nix ahn, ahwer ich halle mei Geschnuddels driwer“.

Geschweig: Schwäger. (Mhd. geswige: Verwandtschaft durch Anheiratung.)

Geschwiwelt voll: Voll zum Überlaufen. Nur in dieser Redensart gebräuchlich.

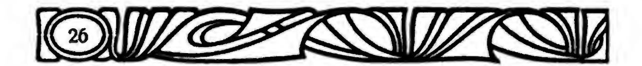
Geselzt [o]: Gesalzen. En geselzte Appel: Ein Apfel, der vom Frost gelitten, im Frühjahr in Salzwasser gelegt und erweicht genossen wird.

Gesöhns: Recht gescheit.

Gespühl, Gespehl: Spülicht.

Getähns, Gedähns: Viel Wesens, viel Arbeit und Umstände machen.

Gewerjels [o]: Durcheinander. Dann: „Off der Meß es vill Gewerjels“: Es ist vielerlei zu sehen.





Gickel: Der Haushahn, dann auch Stolz, Anmaßung. „Dä Gickel stiet em en de Hie“: Es ist ein stolzer Mensch. Gickelich Stolz mit Einfalt gepaart.

Giewe, die: Die Kiefer und namentlich das Gelenk derselben. Giewelaid: Mundsperre.

Gift, Geft: Zorn. Geftmichel: Ein zcrniger, bösartiger Mensch.

Giekse: Stechen mit einem feinen Instrumente. Durch Stich töten.

Gilles: Ägidius.

Glandiese, die: Der Putz. Sich en de Glandiese werfe: Sich recht aufputzen. (Vgl. mhd. glander: Glanz, Schimmer.)

Glehnig [g]: Glühend. „Ä mohß noch emohl glehnig ginn“: Er muß noch mal als glühender Geist umhergehen. Man sagt es namentlich von solchen, die sich einer Versetzung der Grenzsteine schuldig gemacht haben.

Gletsch, der [g]: der bei katarrhalischen Affektionen des Auges sich absondernde Schleim. Gletschau: der Mensch, dessen Auge an einer solchen Krankheit leidet.

Glitsche: Gleiten, rutschen. Glitschig: Glatt.

Gluckse: Von den Hühnern wenn sie brüten wollen und es durch einen eigentümlichen Ton zu erkennen geben. „Dat Hohn es glucksig“: Es will brüten. Auch: „Et gluckst mer em Finger“: Wenn man bei Entzündung den Pulsschlag darin fühlt.

Gneißig, eigentlich ongneißig: Ungenügsam, daher bei etwas Gutem sehr gefräßig sein, sich gerne herandrängen, wo es etwas zu genießen gibt.

Gonn, die [g]: Liebe, Freude. Ainem die Gonn ahndohn: Einem etwas gönnen, die Liebe erweisen, ihm dies oder jenes zu sagen, zu tun.

Gork [o]: Gurke, fig. oft für Nase.

Gorkse [o]: Gurren.

Glötsche, gletsche: Gießen, gleichsam mit Eimern, bei Platzregen namentlich gebraucht. „Et gletscht.“ Gletschstein: Spülstein.



Gotträhs: das Mal, wo gerastet wird, an dem stehend man gleichsam aus dem Spiele getreten ist.

Gottwalls: Ein Ausruf wenn etwas Fröhliches geschieht, auch beim Niesen statt Gott helf. (Wohl aus Gott walt' es).

Gouwe, Giefje: Ein kleiner Fisch.

Grai: Der Winkel zwischen zwei Aesten,

Grasblohm: Eine Nelke.

Grasdätsch: Eine Grasmücke.

Grates: Gerhard.

Greule: Fürchten.

Grippsche: Heimlich wegnehmen, meist nur von Kleinigkeiten und ohne den Nebenbegriff von Diebstahl.

Grissele: Schauernd überlaufen. „Et grisselt mich": Es überläuft mich, ich habe Furcht. Grissel: der Schauer. Grisselich: Schauerlich.

Grohnzig [o]: Ranzig, vom Speck.

Gronzele [g]: Kleine Bröckchen, zusammen gekommene Massen, Gerinsel. „En der Wurhschtsopp sein dichtig Gronzele."

Grummele, grommele: Grunzen, in sich selbst hineinzanken, knurren.

Grün, grehn: 1. Frisch. Grehn Flaisch. 2. Jung. „Dat Mädche es mer noch ze grehn."

Grundfumm: Eine Angelschnur mit wenigstens zwei Angeln, die durch ein Stück Blei in die Tiefe gezogen werden, die Schnur hat daher auch kein Wipphölzchen, in Koblenz Zoppholz genannt.

Grünnschel, Grinnschel: Die Stachelbeere.

Grunzig, grondzig: Nach dem Grunde schmecken.

Gullich: Schimpfwort für eine große ungeschickte Weibsperson, daher auch gewöhnlich mit Groß: Gruhß Gullich.

Gusto: Der Geschmack, Sinn für etwas. (Lat. gustus).

Guwe, meist **Guhwe,** der: Ein hurzabgeschnittener, kleiner Schnurrbart.



H.

Haar, Hahr, und Hott: Sind die Rufe an das Zugvieh, wenn es links oder rechts gehen soll. Die Mähne liegt bei dem Pferde stets auf der linken Seite des Halses, rechts die unbedeckte Haut. Daher: Haar: Links; Hott, aus Haut entstanden: Rechts.

Hacke, Schwer Hacke: Schwere Not, ein Fluch. Off die ahl Hack: Auf die alte Art und Weise. Off ain Hack eraus komme: Uebereinstimmen.

Haffel: Eine Handvoll.

Hahnegebälk: Die oberste Balkenlage einer Scheune, eines Speichers. „Ä wohnt off em Hahnegebälk": Er wohnt sehr hoch.

Haidekopp: Jede alte römische Münze. (Heidenkopf).

Haimduhdel: Ein Stubenhocker.

Haimermeisje: Die Grille, das Heimchen.

Haimgeije: Einem heimleuchten.

Haimgereit: Lagerbuch, Weistum.

Haimlich: Zahm, zutraulich, heimisch, namentlich von Vögeln.

Hainsch: Buchweizen. In Süddeutschland heißt er Heidenkorn, verkürzt zu Heide. Daraus entstand die Form Heidnisch, die dann in Hessen und Westerwald zu Hähnsch, bei uns zu Hainsch wurde.

Hainz: 1. Der Anträger. „Dau Schullehainz": Du Anträger in der Schule. 2. Ein dicker Spazierstock.

Hainzelmännche: Eine kleine Wurst, wie man sie den Kindern schenkt, wenn man Schweine geschlachtet hat.

Häkelich: Schwierig, kritisch.

Halfer: Ein Mann, der Pferde zum Schiffziehen hält. Im Kölnischen ist Halfer ein größerer Gutspächter, ein Halbwinner.

Hambuttel: Hagebutte.

Hame, der: Das Kummet (Pferdegeschirr).



Hammel: Schmutz am Kleid. „Die Frau hat ahwer en Hammel am Rock." Behammel dich net suh": Sagt die Mutter zum ausgehenden Kinde bei schmutzigem Wetter.

Handierung: Arbeit, Beschäftigung. „Dat es sein Handierung": Das ist seine Arbeit. Handieren, Hantieren: Arbeiten.

Handgebähr: Arbeit, die Hände voll Arbeit.

Hannahk: Der Halunke.

Hannebambel: Eine schmutzige Weibsperson, eine solche, die das Kleid hinten stark mit Schmutz bespritzt hat.

Hänsch, plur. **Hänsche:** Der Handschuh.

Hart: 1. Stark. „Rohf emol hart." 2. Nahe. „Dat Haus leiht hart am Weg."

Hartmann: Jeder steife Hut.

Häs, meist **Hähs:** Das Fersengelenk des Kalbes, welches gern zu leichten Suppen benutzt wird.

Hasebruht: Eigentlich ein Landbrot, welches Stadtkindern als vom Hasen kommend angepriesen, resp. von einer Fahrt übers Land mitgebracht wird. Ueberhaupt bietet man befrendeten Kindern ein Butterbrot von Hasebruht als besonders an.

Hassedierc: Wagen. (Franz. hasarder).

Hasseliere: Lärmend schwätzen, prahlend dummes Zeug laut vorbringen.

Hasserant: Kräftig, grob, energisch eingreifend.

Häße, hähße: Schnell laufen. „Mir sein iwer die Feller gehähßt."

Hatz: Die Eile. Sich abhetze: Sich eilen.

Häufel: Eine Hand voll.

Hausgesähß: Der Einwohner eines Hauses, Mitbewohner, Eingesessener.

Häusje, Heisje: Der Zwischenraum der Weinstöcke in den Weinbergen.

Haushetzel: Eine Person, die immer zu Hause sitzt.



Hausmacher: Werden viele Sachen genannt, die im Hause gemacht werden, als Hausmacher Leinwand, Hausmacher Wurst u. dgl.

Hauwekopp: Ein trotziges Mädchen.

Hawai: Habicht. Hawaienahs: Eine gebogene Nase.

Hawill: Die Hacke, Haue, dient auch zur Stütze der Karre. (Eine Ableitung von hauen, mhd. houwen mit romanischer Endung).

Heckele [g]: 1. Auf einem Beine hüpfen. Die Kinder spielen Heckelsches, wobei es darauf ankommt, seine Geschicklichkeit im Springen auf einem Beine zu zeigen. 2. Den Grund leicht aufkacken. Dazu dient das Heckelkärstje, ein Instrument, welches Haue und Karst in sich vereinigt.

Heihannes: Ein ungeschlachter Kerl, ein steifer ungeschickter Mensch.

Heildopp: Ein Brummkreisel.

Heilwatz: Ein Kind das leicht und ohne Ursache heult.

Helmes: Wilhelm.

Hemse [o]: Hüsteln.

Hengel [o]: Mehrere Stück von einer Art zusammengewachsen oder gebunden, z. B. En Hengel Trauwe. En Hengel Zwiwele. En Hengel Krohmetsvijel.

Herrche: Großvater, seltener Frauche: Großmutter.

Herrgottsdehrche: Der Sonnenkäfer. (coccinella).

Heromtrinn: Herumtragen, überall Böses von jemanden reden, ihn verleumden.

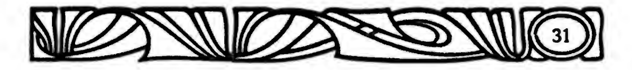
Herzbännel, der: Die Brust, das Herz in der Brust. „Ich haue der ain, dat dä Herzbännel wackelt“.

Heuwels, heiwels: Seit, die Zeit hindurch. Heiwels Uhstere han ich en net mie gesehn.“

Hierz: Kleiner Klicker.

Hijenn: Drinnen.

Hillig: Verlobung. Sich verhillije: Sich verloben.



Himmele: 1. Sterben. 2. Nach oben schauen.

Hinkel: Huhn. Motterhinkel: Muttersöhnchen.

Hinnerwenns: Hinter dem Rücken, unversehens. Dä hat hinnerwenns en Uhrfaig kricht."

Hirz, Hierz: Hirschkäfer.

Hackele: Einen auf dem Rücken rittweis tragen, wie besonders die Knaben tun.

Hohl [g]: 1. Der gezahnte Kesselhalter über dem offenen Feuer. 2. Hohl, meist Holl: Ein tiefeinschneidender Weg. Die Layer Holl.

Hohreil: Eine schmutzige, ungekämmte Person. (Haareule).

Holau: Ruf der Schiffer, wenn die das Schiff ziehenden Pferde still stehen sollen.

Holle [g]: 1. Die echte Mundart kennt nur dieses eine Wort für die beiden Begriffe: Holen und nehmen. Der Kranke holt die Medizin ein (Ä hellt die Medizinn en), der Richter holt das Gesetz an, der Koblenzer überholt diese oder jene Bestellung. Soll nun der Koblenzer Hochdeutsch sprechen, so verwechselt er regelmäßig die beiden Begriffe und sagt dann: Einen Freund zum Spazierengehen abnehmen, einen Wagen einnehmen u. s. w. Durch den Namen Holofernus: „Hol was fern ist" ist das Richtige leicht zu treffen.

Holler: Hollunder, Flieder.

Holzklompe: Holzschuhe. Holzklompe Gymnasium nennt der Koblenzer die Volksschule.

Hoppelich, huwelich: Uneben, rauh. En Hoppel, Huwel: Eine Erhabenheit, eine hügelartige Erhebung, wie sie z. B. durch einen Holzknorren bewirkt wird.

Höpperling: Frosch.

Hötsch: Ein kleiner Stuhl. (Vgl. hutschele).

Hotzel: Die Hutzel, getrocknete Birne, scherzweise von ältern Frauen. En ahl Hotzel. Verhotzele: Zusammenschrumpfen, Dau verhotzelt Mensch." Dann Kosename: Dau lehf Hotzel".



Hucke: Hocken, ducken, sich niederkauern.

Huhbainer: 1. Die langfüßige Spinne, der Weberknecht. 2. Ein stolzer aufgeblasener Mensch. Huhsaicher: Dasselbe.

Hureditzje: Der rote Mohn. (Papaver rhoeas.)

Husch: Ein Schlag, eine Ohrfeige. Husche: Prügel.

Hüsje: Der Gerichtsvollzieher. (Franz huissier).

Hutsch, Hutschdebbche: Ein Gefäß mit Kohlen, welches sich die Marktweiber im Winter unter die Füße stellen.

Hutschele: Sich ducken, sich warm halten.

I.

Ihß: Das Instrument, womit man Wasser aus kleinern Schiffen schöpft.

Iknettel: Kleines Kind, das zum ersten Male die Schule besucht.

Imber: Himbeere; dann fig. von der roten Nase der Trinker gesagt.

Immes, siehe Emmes.

Inschenie: Naturanlage, Gemütsart. (Franz. ingénieux).

Insel, Inselt: Unschlitt. En Insels Kehrz: Eine Unschlittkerze. (Mhd. inselt).

Irzje: Ein kleines Stück.

Item, Itemche: 1. Ein Grundstück, eine kleine Parzelle. 2. Ein kleines Stück. „Geff em noch e Itemche Bruht."

Iweldrahnigkeit: Verlegenheit. (Uebel daran sein).

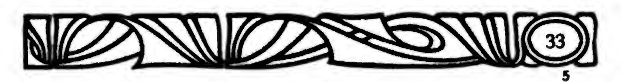
Iwerecks: Seitwärts, über die Achsel.

Iwerholle: Ueberhören. „Iwerholl mich emohl, ob ich mein Offgab kann."

Iwerhöppele, heppele: Ueberhüpfen, überschlagen, überspringen, etwas übergehen.

Iwerlich, Iwelich: Genug, sattsam. „Dat Sail es iwelich stark." Dä Jung hat en iweliche Teller voll geß."

Iwerrenzig: Uebrig, was übrig geblieben. Em Iwerrenzige: Im Uebrigen.



Iwerschlohn, verschlohn [o]: Etwas warm, vom Getränk, das lange an einem warmen Orte gestanden, bis es warm, laulicht geworden.

Iwerstelpe [g]: Ueberrumpeln, rasch über jemanden herfallen, so daß derselbe sich im Augenblicke nicht zu helfen weiß.

Iwerwendlings: Ueber die Hand, bei Nähten besonders angewandt.

Iwerzwergs: Quer, auch ungeschickt.

J.

Jaube: Jammern vor Schmerz heulen, schreien.

Jaudes: Judas. Jaudeswoch: Die Karwoche. Die Ceremonie des Verbrennens des Chrysams in dieser Woche heißt: Dä Jaudes verbrenne.

Jauker: Teuer. „Dä Grond on Bohdem es arg jauker."

Jaukes: Scherz, Spaß. (Lat. iocus).

Jaunere: 1. Einen übervorteilen, betrügen, namentlich im Spiel, daher auch für spielen gebraucht. 2. Jammern, klagen.

Jiepse: Pipsen wie die kleinen Hühner. „Dä jiepst net mie": der ist tot. „Ä kann bahl net mie jiepse." Er ist sehr schwach. Eine ungeschmierte Tür jiepst.

Jimmerze: Leise jammern.

Johannesfinkelche: Johanniskäfer.

Juckele: Wackeln. „Dä Zannt (Zahn) juckelt mer".

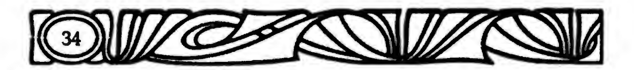
Juffer: 1, Eine Libelle, Wassernymphe. 2. Jungfrau. „Guck emol die huhnäsig Juffer ahn".

Junge Frau: Anrede an jede unbekannte Frau von niederem Stande, wobei das Alter nicht berücksichtigt wird.

Jusep: 1. Der Unterrock (jupes). 2. Joseph.

Just: Geheuer. „En dem Haus es et net just". Es spukt. „En seinem Kopp es et net just".

Jutsch: Eine Gerte, Rute, wie man sie als Reitpeitsche braucht.



K.

Kabaus, Kabeisje: Ein abgeschlossener, gewöhnlich dunkler Raum. (Hd. Kabuse, holl. kabuis).

Kaderich: An der Mosel auch Ketterich: Ein Waldweg zum Holzschleifen. In Urkundeu: Cadereyda.

Kahr: Die Mulde, welche die Metzger zum Tragen des Fleisches gebrauchen.

Kain: Ein Moselschiff.

Käkes: Der Teil des Teiges oder des Breies, der beim Backen über den Rand der Pfanne gerät. Memmekäkes: Muttersöhnchen, ein an's Haus gewohnter Mensch, der dasselbe aus Furcht nicht gern verläßt.

Kamilledehr: Ein Kamel.

Kammeniter: Das Gefängnis. Dieses befindet sich in der Karmeliterstraße.

Kammfuder, Kammfutter: Brieftasche.

Kammisohl: Eine kurze Tuchjacke.

Kannehl: Zimt.

Kännel: Die Dachrinne (Hd. Kandel).

Kannickel: Kanninchen.

Kapohres: Zerbrochen; kapohres machen: Töten, vernichten. (Hebr. kappârâh.)

Kappele: Zanken, streiten. Gekappels: Streiterei.

Kappes: Kohl. Ruhte Kappes, weiße Kappes u. s. w. „Dat es Kappes": Das ist Unsinn.

Kappiere: Verstehen, begreifen.

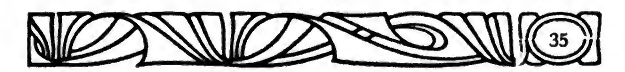
Karbatsch: Eine starke Peitsche. Karbatsche, jetzt meist krawahtsche: Einen prügeln.

Karmohl: Das Tintenfaß.

Karneffele: 1. Essen. 2. Zerschlagen. „Ich han em gehierig dä Kopp karneffelt".

Karwaichelche: Eichhörnchen.

Kaste: Ein Haufen von Fruchtgarben, wie solche auf dem Felde zusammengestellt werden.



Kätt: Katharina.

Katzekopp: Ein Böller.

Kauche: 1. Sich auf die Fersen niederlassen, sich bücken. (Franz. coucher). 2. Bei Mißbildung der Brust einen kurzen Atem haben. „Ä es gekaucht". (Mhd. kûchen, holl. kuchen).

Kauche: Ein Käfig, ein enges Stübchen.

Kaul: Grube (Mhd. kûle: Grube).

Keilkopp: 1. Ein eigensinniger Kopf. 2. Die Kaulquappe.

Keit: Ein Korn, dann überhaupt ein wenig von etwas, eine Spur davon, z. B. E Keit Bruht: Etwas Brot. E Hohrkeit: Stückchen eines Haares oder so fein wie ein Haar. „Et fehlt kai Hohrkeit": Es paßt ganz genau. Kai Kicks Keitche: Gar nichts. Net mie ze Keit komme: Nicht zurechtkommen, nicht mehr aufkommen, sterben.

Kennes [o]: Kenntnis. „Ich han kai Kennes devon".

Kermse [o]: Keuchen, ächzen.

Keskedie: Der Degen. (Qu' est ce qu' il dit mit der Handbewegung nach dem Degen). „Lohßt eire Keskedie nuhrens steche".

Kettche, Kittche: Gefängnis.

Ketzere [o]: Aergern, necken.

Kewierz: Maikäfer.

Kinnholz: Weiches, weißes Holz, zum Räuchern gebraucht.

Kippahsch: Der Wolf, wie man ihn vom Reiten erhält.

Kippe: Kippen, die Spitze abhauen, besonders zu Ostern gebraucht: Aier kippe. (Luther gebraucht Kipfe für Spitze).

Kissel: Der Hagel. Kissele: Hageln: (Hd. Kiesel zu Kies gehörig).

Kitt: Quitt, wenn zwischen mehreren ein Ausgleich stattgefunden hat.



Kiwelche: 1. Der halbe Schweineunterkiefer, resp. Kopf, wie man ihn geräuchert, besonders zu dicken Bohnen ißt. Schweinekiwelcher. (Mhd. kiuwel). 2. Hängebacken. „Dä seht goht aus met seine Kiwelcher. 3. Grübchen in Backe oder Kinn.

Klabastere: Schwätzen, klatschen wie alte Weiber. Davon Klabei: Anträger, Schwätzer, Klatscherin. (Ursprung, dunkel, vielleicht mit Mhd. klaffen: Klappern zusammenhängend, vielleicht Franz. clabauder.) 2. Mühsam gehen. „Mir sein die Karthaus eroff klabastert".

Klamm: Ein wenig feucht, dumpfig (Mhd. klam).

Klämschig: Langsam, namentlich von jemandem, der spricht als müßte man ihm die einzelnen Worte aus dem Munde ziehen.

Klappe: Passen. „Et klappt wie en Faust off et Au".

Klatschbänner: Anstreicher.

Klauster: Vorhängeschloß. (Lat. claustrum: Der Riegel, auch mit Kloster zusammenhängend).

Kleisber: Schwächlich. E kleisber Kend.

Klemme [o]: Stehlen. (Mhd. klemmen: Mit der Klaue packen).

Klempe [o]: Das einfache Anschlagen der Glocke wie es bei Brand, bei der halben Messe geschieht.

Klenne [o]: Nach der Lese der Trauben etwa hängen gebliebene Trauben suchen, Nachlese halten. Amtlich 1818 noch glehnen geschrieben. (Franz. glaner).

Kleppere [o]: Schlagen. Die Aier kleppere: Die Eier so lange schlagen bis Eiweiß und Dotter eine Masse bilden.

Klingelsfehß: Ochsenfüße, ein schlechtes Essen armer Leute. Daher: „Freß dau dat ganze Johr Klingelsfehß".

Klipperklapper: Eine Klapper, die vom Gründonnerstag bis Ostern beim katholischen Gottesdienste die Glocke vertritt. Auch verkündet man die Zeit damit. Es bilden sich Trupps von Jungen, die nach einem gemeinsamen Klappern rufen: „Mir klippere, mir klappere, elf zwölf Uhr".

Klitze: Dient zur Verstärkung des Adjectivs klein: Klitzeklein. Dann selten bei andern Adjectiven: Klitze klohr: Ganz klar.



Klohwe, Klöhfje: 1. Kurze Pfeife, namentlich eine irdene, ein Stummel, Nasenwärmer. 2. Ein eiserner Haken. 3. Ein ungebildeter Mensch: Dau Klohwe.

Klotter [o]: Eine dicke Nase; Kliesnahs.

Klotze [o]: Anstieren. Klotzau: Ein großes Auge. Klotzkopp: Ein eigensinniger Mensch.

Klufft: 1. Die Feuerzange. 2. Ein Ast, an dem eine größere Menge Obst hängt. Daher auch z. B. Klüfftcheskiersche, da diese gerne zusammensitzen. 3. Ueberhaupt eine Gruppe. En ganze Klufft Baim. In dieser Bedeutung jetzt stets Klupp gesprochen.

Knahtsche: Weinen, heulen. Knahtschsack: Ein Kind, das viel weint.

Knahtschig: meist knattschig, auch tattschig: Teigig, nicht ausgebacken.

Knaiele: Nagen. En Kurscht Bruht knaiele. Herzknaieler: Einer, der durch bissige Reden einen andern quält.

Knapps: Enge, wenig, kaum.

Knattsch: Ein schlammiger Schmutz.

Knattsche: Mit Geräusch essen.

Knaute: Hände.

Knautzjes: Kinderspiel mit Klickern. Findet sich dabei ein Hindernis, so darf dieses mit dem Rufe: Allesje: Alles weg! beseitigt werden.

Kneddele: Die Exkremente der Schafe, Mäuse u. s. w. Schohfskneddele.

Kneist (in Bonn Knies): Schmutz. Kneistbeitel: Knicker, Geizhals.

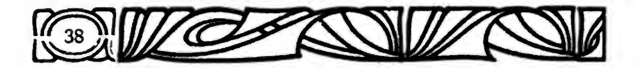
Knell [g]: Betrunken.

Kneller, Knöller: Schlechter, stinkender Rauchtabak.

Kneppel [g]: Ganz, sehr. Dient zur Verstärkung: Kneppeldeck, Kneppelvoll u. s. w.

Kneppelchesjunge: Die Trommler beim Militär.

Knierzje: Ein Stückchen. E Knierzje Bruht.



Knippse: 1. Lochen. Der Schaffner knippst die Billejette. 2. Mit Daumen und Zeigefinger einen Schneller schlagen. Auch beim Kautzjes Spiel gebräuchlich.

Knirwele: Mit den Zähnen knirschen, dann an etwas nagen.

Knispere, Knuspere: Nagen.

Kniwele: Nagend essen. „Wie lang kniwels dau an dem Kierschtche?" (Ndd. knibbeln.)

Kniwes, Knippes: Eine kleine Person. Boxeknippes: Ein kleiner Junge, der die ersten Hosen trägt. (Verwandt mit Knirps, und Knirwes).

Knolle [g]: Die Runkelrübe. 2. Ein rauher Mensch. Scheffsknolle: Schiffsknecht. Knollig: Uebermäßig, stark.

Knörrschele: Mit den Zähnen knirschen

Knorwel [o]: Branntwein. E Werfje Knorwel: Ein Glas Branntwein. Knorwelbrohder: Branntweintrinker.

Knottere [g]: Zanken, brummen. Dä knottert de ganze Dahg' Knotterpitter.

Knoweloch: Knohweloch spille, da Knohweloch mache: Komplimente machen, den Zuvorkommenden spielen, mit Dienstbeflissenheit sich aufdrängen. Von einem alten Stadtdiener Knobloch mit Namen übrig geblieben.

Knubbe: Ein knorriger Holzklotz (zu Knopf gehörig).

Knubbel: Eine Erhöhung, Beule, Knorren, Knoten. (Holl. knobbel: Der Knoten).

Knuffe: Mit der geballten Faust hinterlistig schlagen. Knuff: Der Schlag, Stoß mit der Faust.

Knuhrz: 1. Ein Auswuchs am Holze. 2. Ein kleiner Mensch. (Mhd. knorz: Der Auswuchs). Dazu: Knuhrzig: Spröde. Knuhrze: Schlagen. „Ich han der en ahwer geknuhrzt, ich han em Knuhrze gehwe". (Mhd. knorzen: balgen).



Knuhtsche: Drücken, zusammenpressen, oft mit dem Nebenbegriff der Zärtlichkeit. „Ich han dat Mädche ahwer geknuhtscht, et lehß sich ahwer och knuhtsche". En Knuhtsch: Ein Druck, eine Umarmung. Schlechte Bäcker nennt man Knuhtschbäcker oder Daichknuhtscher.

Knussele: 1. Nagen. 2. In Unordnung bringen. Knusselich: Schmierig, schmutzig, voll Falten.

Knutze: Stumpf eines Baumes. 2. Ein kleiner Mensch. 3. Eine Beule.

Kohbes, Kohwes, Kowes: Jakob. „Dat Köhwesje es net gruhß". Eine allgemeine Redensart ist: Kohwes, beck dich!" Eine weitere Eigentümlichkeit, daß man jeden Unbekannten mit A. . . bluhße Jakob bezeichnet. „Wer hat dat gedohn"? „Dä A. . . bluhße Jakob".

Kolk, meist Kelk: Der Auswurf, das Ausgeworfene. Kelke: Speien.

Kommer [g]: Gurke.

Komp [g]: Schüssel; Soppekomp: Suppenschüssel.

Konn [g]: Der Kunde; ironisch ein pfiffiger durchtriebener Gast.

Koppstännig: Eigensinnig.

Kordel: Bindfaden. (Franz. corde).

Kornwolf: Hamster.

Korst, Kuhrscht: Kruste, namentlich die Brotkruste, Rinde.

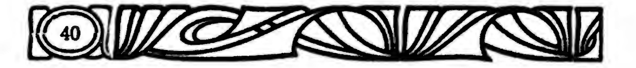
Kotze [o]: 1. Husten, namentlich wenn es mit Auswurf verbunden ist. 2. Sich erbrechen. Kotz oder Kotzer: Der Husten. Kotzig oder kotzerig: Zum Husten mit Speien geneigt, übel, brecherisch.

Kotzele, verkotzele [g]: Tauschen, vertauschen, unter Kindern.

Krabbele: Kriechen, wimmeln. Krabbelich, Gekrabbels: Letzteres auch von schlechter Schrift gebraucht.

Krächze, kräckse: Aechzen unter einer Last, oder Anstrengung, beim Bücken, Holzhauen u. s. w.

Kracks: Eine Tragbahre für Holz.



Krampagne: Ein Fluch. „Krich dau de Krampanje".

Krampe on Mallje: Haken und Oese. (Franz. maille: Die Masche).

Krampemann: Ein Mennonit, weil die Mennoniten statt der Knöpfe Haken und Oesen an den Röcken tragen.

Krangeler: Ein unfreundlicher, finsterer Mensch. Krangele: Verdrießlich alles tadeln.

Kränk: Die fallende Sucht, die Epilepsie. Im Altdeutschen: Sent Cornelius Kränkte genannt. Krich de schwer Kränk: Ein Fluch. „Dat Debbe hat die Kränk kricht": Es ist entzwei gegangen.

Krapsche: Fangen, haschen, erwischen. „Krapsch dä Gabball".

Kratzbierscht: Eine streitsüchtige, hinterlistige Person.

Kraut: Jedes Grüne zum Viehfutter, Gras, Klee u. s. w. Daher: Kraute: Solches mit der Sichel abmähen. Kraut heißt ferner der eingekochte Saft der Früchte, z. B. Birnen: Bierekraut, Quetschekraut u. s. w.

Kräsch: Der Einschnitt im weichen Hut.

Krebbelcher: Reibekuchen:

Kregel [g]: In der Redensart: „Dat Kend hat kregele Aue: Lebhafte glänzende Augen.

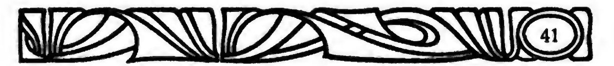
Kreische, auch **Kreitsche:** 1. Weinen. 2. Etwas Wasser in heißes Oel gießen, um dasselbe genießbar zu machen. Es entsteht dabei ein eigentümliches Geräusch. Rüböl wird gekreitscht, um zum Salat gebraucht werden zu können.

Krekele [g]: Die kleinste Art der species prunus, welche genießbar ist. Es folgen: Schlehe, Krekele, Praume, Quetsche.

Kren [g]: Kriegen, bekommen,

Kreppebesser: Ein Pferd, welches in die Krippe setzt. 2. Ein boshafter, zänkischer Mensch, der Kleinigkeiten zum Streite sucht und benutzt.

Kriewe: 1. Der Schorf von einem Ausschlag, dann auch 2. Die Ueberbleibsel von ausgelassenem Speck, Schmalz, Fett usw.



Krimmel: Die Krume. E klai Krimmelche Bruht.

Kringel: Das gepolsterte Kissen, welches man beim Tragen einer Last auf dem Kopfe auf denselben legt. (Auf dem Hunsrücken: Kitschel). Dann überhaupt alles Runde, namentlich auch ein Weckkringel: Ein Kranz von Weizenmehl.

Kringele: Sich kräuseln.

Krips: Der Hals. „Krich en beim Krips".

Krisch: Ein Aufschrei, Schrei. „Off aimohl doht ä en Krisch".

Krittelich: Verdrießlich, wunderlich. Krittelpitter, Krittelsack: Einer dem nichts recht zu machen ist.

Kriwele: Kriechen, jucken. „Et kriwelt mer en der Hand, ich kren sicher Geld. Kriwelich: Kitzelich, (Mhd. kribeln: Kitzeln).

Krohles [g]: Meßdiener. Früher jeder im Chor mitsingende Knabe so genannt. Im Kölnischen: Kroehles.

Krolle [g]: Kräuseln, in Locken legen. Krollekopp: Lockenkopf. Krolle: Locke.

Krombier: Kartoffel.

Kromm: Sichel.

Kropich [o]: 1. Kränklich, schwach, elend. 2. Unbeholfen.

Kroppe [o]: Ein eiserner Topf.

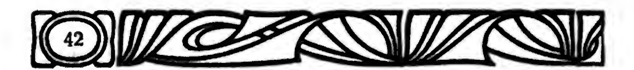
Kroppsack: Ein kleiner Junge. (Von ndd. krôp: Kriechendes Wesen.)

Krotz [g]: 1. Das Samengehäuse des Kernobstes. 2. Der Adamsapfel im Kehlkopfe. 3. Verkrüppeltes, nicht ausgewachsenes Obst. Als Schimpfwort bei Mensch und Tier gebraucht. Verkrotzele: Etwas zwecklos zerschneiden, verbrauchen. „Met dem Gekrabbels verkrotzels dau dat ganze Papier".

Krotze [g]: Die sehr porösen, braunroten Steine, Grottensteine.

Krumpele, meist krompele: Etwas in unrechte Falten bringen, zusammendrücken. „Dat Papier es verkrompelt". Krompelich: faltig. (Engl. krimple: Die Falte.)

Krutsch: Kröte.



Kubbe: Der Haufen.

Kull: Der Raps, Rübsamen.

Kumkummere: Gurken. (Franz. concombre.)

Kummer, Kommer, Kumber: Die Erde, das Geröll, der Schutt, wie er z. B. aus einem Steinbruch fortgebracht werden muß. (Décombre.) Daher auch: Bekümmere: Einen Weinberg mit Schiefer düngen.

Kumbicht: Vertieft.

Kümpel, Kempel: Eine Vertiefung, in der sich Wasser gesammelt hat.

Kunkele: Gehen, mit einer Larve abends in der Fastnachtszeit von Haus zu Haus ziehen. Kunkelefauße: Redensarten, Ausflüchte.

Kuranze: Prügeln.

Kutschele, kuschele: Sich ducken, im Bett in eine Ecke drücken.

Kuttere: 1. Girren wie die Tauben; daher auch verliebt mit einander tuen. 2. Die ersten Töne hervorbringen, die ersten Singversuche anstellen, bei Singvögeln. 3. Die ersten Gehversuche der Kinder.

L.

Lackiert: Verloren. „Wenn ich dich krije, beste lackiert".

Lafumm: Die große Trommel.

Lahkes: Ein schwerer, großer Mensch, ein großes Tier.

Lahr: Hierhin. „Lehgst dau et gleich lahr".

Laid: Epilepsie, oft Schwalwelaid genannt, weil die Schwalben oft an der Erde liegen, ohne sich erheben zu können. Schwer Laid: Dasselbe, meist aber als Fluch gebraucht. „Et schwer Laid sollste krije!"

Laide, den Laide esse: Sich den Ekel an etwas essen.

Laidstännig wiere: Von einem Vorhaben, Kaufe u. s. w. wieder abstehen, da es einem leid geworden.



Laiere: Langsam arbeiten. Besser gelaiert, als ganz gefeiert. Vuhrlaiere: Langsam erzählen, vorschwätzen.

Laim, o Laim: Ein Ausruf des Erstaunens, der Verwunderung, oft auch: „Et Laim noch emohl".

Lämmes, plur. Lämmese: Schaf.

Lange: 1. Geben, reichen. „Lang mer emohl dä Bornskrog". „Ich han em ahwer ain gelangt". 2. Ausreichen. „Et langt net"! Es ist nicht genug, es reicht nicht aus.

Langs, elangs: Vorbei. Langsginn: Vorbeigehen. Langs de Schull ginn: Die Schule schwänzen.

Langsam: Leise, „Schwätz langsam".

Länne: Landen, etwas aus dem Wasser holen.

Läppere: 1. Wenig auf einmal, aber fortwährend, häufig trinken. „Ä läppert de ganze Dahg". 2. Etwas langsam zusammenbringen. „Et es winnig, ahwer et läppert sich zesamme".

Lappes: Ein heruntergekommener Mensch.

Läpsch: 1. Fade, geschmacklos. 2. Die hängende Unterlippe.

Läpsche: Verschütten; eine Flüssigkeit zum Ueberlaufen bringen, auch von Kindern gesagt, die im Wasser spielen.

Last: Die Menge. „Et wohr der en Last Leit zesamme".

Lästerlich: Sehr, stark, schlimm. „Se han en ganz lästerlich zerschlohn". „Die hat e lästerlich Maul".

Latsch: Eine schmutzige, nachlässige Weibsperson. Der Begriff noch verstärkt in Lulatsch, Tralatsch. Latschig: Nachlässig, heruntergekommen. (Wohl eher mit deutsch lass, holl. lat: Schlaff, träge, als mit franz. lâche zusammenhängend).

Lätschig: Schmierig, kotig, weich von anhaltendem Regen.

Latz: Die Schlundröhre des Schweines, welche aufgeblasen und zusammengebunden, durch Druck allerlei Töne von sich gibt.

Latze: Bezahlen. „Et blief mer nix iwerig, ich mohßt et latze".

Laustere: Lauschen, horchen. Belaustere. (Mhd. lûstern: Horchen).

Laurig: Träge, schlaff, als wenn eine Krankheit im Entstehen wäre, eine solche bereits im Körper steckte.



Lausangel: Schimpfname.

Lauter: Forwährend. „Ä hat lauter gesunge",

Lavelang: Ein hochaufgeschossener Mensch, ein langer Schlingel, nach einem in Coblenz verstorbenen Herrn von Lavelung, der von ungewöhnlicher Leibeslänge und sehr starkem Appetit war. (Rheinischer Antiquarius, Abt. I Bd. 2 S. 359.)

Lehdere [g]: Prügeln. Aine lehderwaich schlinn, gerwe, dorchgerwe: Schlagen.

Lehderwein: 1. Der Wein, den man zur Zeit des Abstechens trinkt. 2. Proben, die zu dieser Zeit genommen werden.

Lehgel [g]: Ein ausgepichter Korb, der an den Handhaben getragen und bei der Traubenlese gebraucht wird.

Lehwegebrell: So nennt der Coblenzer den Ton des Nebelhorns, der Dampfpfeife.

Leichtschlägig: Leichtsinnig.

Leimseider: Ein stiller, abgeschlossener Mensch.

Leineschlepper: Schiffzieher.

Leinzaiche: Merkzeichen, Narbe.

Leiskämmkamm: Jeder enge Kamm.

Leiskaul: Die Nackengrube.

Leitz: 1. Ein dünnes, auf beiden Seiten zugespitztes Hölzchen, welches zu einem Kinderspiele dient. 2. Von einem kleinen magern Menschen sagt man: „Ä es esuh dier wie en Leitz".

Lembere [o]: 1. Langsam fortrollen, treiben, werfen. 2. Langsam arbeiten.

Letsch, Lettig [o]: Die fette Erde aus dem Rheine.

Lo, loh, eloh [o]: Hier, da. (Luxemburg: Luet.) Beides entstanden aus allda.

Lonze, lunze: Zwischen Schlaf und Wachen daliegen, morgens, statt aufzustehen, liegen bleiben und seinen Gedanken nachhängen. (Mhd. lunzen: Leicht schlummern.)

Loßlehdig: Unverheiratet.

Luhs: Pfiffig, gescheit, verschlagen.



Lümmel, Lümmelbraten: Lendenbraten. (Mhd. lumbe: Lende.)

Lummerich: Weich, schlaff. (Gebildet aus dem alten Adj. lumme: Schlaff).

Lunken: 1. Durchschlagen, wie beim ungeleimten Papier. 2. Schlecht stehen. „Die Sach lunkt". Lunkepapier: Löschpapier.

Lünn, die: Radnagel. (Mhd. lun, nhd. Lünse.)

Lutsche: Saugen. Lutscher: Sauglappen für kleine Kinder.

Lutsche, Latsche: Pantoffeln, weite Schuhe.

M.

Magsame: Der Mohn.

Mahr: Der Alp, das Alpdrücken. (cauchemar.)

Mähre: Anbinden, festmachen, eigentlich nur bei Schiffen gebräuchlich. Jedoch sagt man auch bei einer Verlobung: „Der oder die es gemährt".

Mahs: Trocken. Die Kuh, die keine Milch mehr gibt, ist mahs, Brot, das trocken ist, ist mahs, besonders wenn es an einem feuchten Orte gelegen hat und daher die Kruste etwas weich ist.

Mai, Maiche, Mrai: Maria.

Maidele: Quälen. „Maidel doch dat Dehr net esuh". En Dehrmaideler: Ein Tierquäler.

Mailetzig: Elend, schlecht. Die Aussätzigen hießen Maletzige, Malitzen, woher auch Melaten. (Ein Kölner Kirchhof.)

Maisekahr: Eine Falle, um Meisen zu fangen.

Makes, Mackes: 1. Schläge. 2. Kraft. (Hebr. machaie: Hiebe austeilen.)

Manes: Hermann.

Mankiere: Fehlen, mangeln. (Franz. manquer.)

Mann, die: Der Waschkorb. (Holl. mand.)

Männcher: Sprünge. Männcher mache: Sich durch allerlei Redensarten aus einer Sache zu wickeln suchen. „Mach mer kai Männcher".



Mannefik: Herrlich. (Franz. magnifique.)

Männelweck: Gesegnete Wecke, wie sie gewöhnlich am Gründonnerstag verkauft werden.

Mann Gottes: Anrede an jeden unbekannten Mann niederen Standes.

Mansche: Etwas durcheinander rühren.

Manschele: Essen und zwar nicht grade recht säuberlich.

Mantenehre: Behaupten. (Franz. maintenir.)

Marixele: Quälen, scherzweise auch für töten. (Kindersprache.) En Kewierz marixele.

Markolf: Häher.

Martilien: Martern.

Materie, Mattericht: Eiter.

Matsch, Matrasch: Schmutz.

Matsche: Durcheinander werfen, mengen, wühlen, mit dem Nebenbegriff der Unreinlichkeit.

Maul, Baul: Kuß. „Geff mer en Maul": Küsse mich. En Maul mache: Verdrießlich sein. E gruhß Maul han: Prahlen, Maulmohß: Passend. „Dat Geld kohm mer grad maulmohß".

Mauschel: Ganz, aber nur in der Redensart: Widder mauschel ohwe sein: Wieder ganz die Oberhand haben.

Mause: Suchen, visitieren, mit einer gewissen Frechheit in Sachen wühlen. Mausig: Frech. „Mach dich net mausig": Tritt mir nicht frech entgegen.

Mausuhr: Feldsalat. (Valerianella olitoria.)

Mautsch, Mauz: Ein beliebter Katzenname, daher auch die Katze selbst.

Mautsch: 1. En die Mautsch dohn (Westfalen: Mauke), sagt man von dem Obst, das, noch nicht ganz reif, auf Stroh, Häcksel gelegt wird, um auszureifen. 2. Ein Versteck für Obst.

Maxeliefje, Mixemaxeliefje: Maßlieb (Bellis perennis).

Meckes [o]: Das Schaf.

Mehre [o]: Rühren. Daich anmehre: Den Teich zurechtmachen.



Merwes [o]: Mürbes Backwerk.

Merzamschel: Schwarzdrossel. Auch nennt man ein aufgewecktes munteres Kind: En recht Merzamschel.

Mexter: Metzger. Mexker: Dasselbe.

Mies: 1. Schlecht. „Et stiet mies met em". 2. Sich mies mache: Sich großtuen.

Miezekalf: Ein Kalb weiblichen Geschlechtes.

Minderjährig: Stets verkehrt für großjährig gebraucht. „Ä es schuns minnerjährig".

Minkele: Behaglich und mit gutem Appetit essen.

Minn: Ein kleiner Fisch. (Squalius leuciscus.) Raubminne, auch Juddefesch.

Minnere: Mindern, beim Stricken die Zahl der Maschen vermindern, im Gegensatz zu: Heben: Sie vermehren.

Missel, der: Eine Unklarheit, Zweifel, Hinterhalt. De Missel merke. (Mhd. missel: Uneins, nicht übereinstimmend.)

Misserawelche: Ein kleiner Schoppen, ein Schoppen, der miserabel klein ist.

Mittlere, mettlere: In zwei Teile teilen.

Moldorf: Maulwurf. (Mhd. moltwerf; molt: Staub.)

Möll, mell: Weich, mehlig. „Die Biere sein mell". (Franz. mol: Weich, holl. mollig.)

Mollbere: Heidelbeere, Maulbeere.

Molter [g]: Derjenige Teil des Mehles, der dem Müller als Mahllohn zukommt. (Von Malter.)

Momper [g]: Vormund.

Monni, Monnehte: Geld. (Franz. monnaie.)

Montag: Der schwere Montag heißt der Montag nach den hl. drei Königen, an welchem früher alle Gemeindebeamten, Schöffen, Schützen u. s. w. schwören mußten. Also eigentlich: Schwör-Montag.

Möpse, möffze: Stinken.



Mörbel, Mörwel, meist Merwel: Der Klicker. (Hd. Marbel, Märbel.)

Morkse [o]: Etwas schlecht machen. Morkserei: Schlechte Arbeit.

Mortche [o]: In der Verbindung: „Dau bes mer e schehn Mortche": Ein komisches Menschenkind.

Mottekopp: Ein eigensinniger Mensch. Alles Geheimnisvolle, alles ganz Absonderliche steht, auf die Frage: Woher?: „Im Buch Mottekopp".

Motz, Klamotz [g]: Kleine Tonpfeife.

Motze [g]: Schmollen, eigensinnig sein. Dazu: Motzkopp: Eigensinniger Mensch. (Hd. mutzen aus mucktzen.)

Muck: 1. Das Mutterschwein. 2. Dicke Frauensperson. „Guck emohl, wat die deck Muck noch flott danze kann. (Mhd. mocke: Zuchtsau.)

Mücke, Meck: Fliege.

Muckelig: Dick, fett, rund.

Muckse: Sich regen, bewegen, einen Laut von sich geben. „Mucks dich net": Halt dich still.

Muddele: Durcheinander mengen. Gemuddels: Durcheinander.

Müffele: 1. Rasch essen, geschwind hintereinander die Brocken in den Mund stecken. (Holl. muffeln.) 2. Von jemandem, der wegen Mangel an Zähnen nicht mehr gut kauen kann und die Brocken im Munde hin und her wirft. En Muffel: Ein Mundvoll.

Muhkalf: Ein Gespenst, welches sich den Leuten auf den Rücken setzt. (Siehe Rhein. Antiquarius Abt. I, Bd. 2 S. 544.)

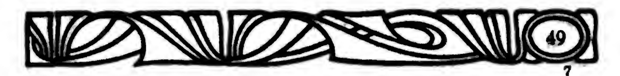
Muhre: Möhren, gelbe Rüben.

Mutschelig: Matschig, schmutzig.

N.

Nacher, jetzt meist noh [o]: Nach.

Nächstemohl: Heißt stets das letzte Mal durch Verwechslung der Begriffe. „Dat nächstemohl wor dat Wasser grad suh huh". „Als dau dat nächstemohl hie worst".



Nackele: Necken, gerne Streit suchen. Nackelich: Streitsüchtig. Genackels: Neckerei. Nackeler, Nackelpitter: Ein streitsüchtiger Mensch.

Nähle: Zaudern, zögern. Nählig: Zaudernd.

Nähmes: Niemand.

Näjelcher, Näjelchesbaum: 1. Flieder. (Syringa vulgaris.) 2. Die Gewürznelke.

Narredai: Narrheit, Narrenpossen.

Nassauer: 1. Ein Regenguß. 2. Ein Mensch, der nicht gerne bezahlt. „Ä nassauert sich suh dorch".

Nästes: 1. Ernst. (Franz. Erneste.) 2. Ein eigensinniger Kopf.

Naupe: Böse, listige Einfälle, Kniffe und Ränke. „Dä hat de Kopp voll Naupe". 2. Schwierigkeiten. „Dat Dinge hat sein Naupe": Es ist nicht so leicht als es sich ansieht.

Naurähtche: Einer, der genau, sparsam ist. „Dat es e Naurähtche, dä seht off jede Grosche".

Naute!: Ein Ausruf der Schadenfreude, wenn einem andern etwas mißglückt ist.

Nauze: Ein leichtes Backwerk, zur Fastnachtszeit gebacken.

Nergeln, nörgeln: Ärgern, quälen.

Nestelich [g]**:** Empfindlich, leicht reizbar.

Nest- oder Noßquack: Das jüngste im Neste, überhaupt das Jüngste von mehreren, mit dem Nebenbegriff der Schwäche.

Niederträchtig: Herablassend, nicht hochmütig.

Niffneff: Jede Person, die eine Hasenscharte und dadurch eine gestörte Sprache hat, bezeichnet man mit diesem Namen.

Nohrens, Nuhrens: Nur.

Nuckes: Die Sau. Nuckesje: Kosenamen für ein hübsches Mädchen.

Nuppe: Ein Spiel mit Lebkuchen. Die Kunst besteht darin, einen zähen Lebkuchen mit der Hand oder auch mit einem Messer durchzuschlagen; letzteres muß aber auf eine eigentümliche Weise zwischen den Fingern gehalten werden. (Rheinischer Antiquarius, Abt. I, Bd. 2 S. 361.)



O.

Obsternat: Eigensinnig, halsstarrig.

Off: Häufig so viel als an. Off der Mussel.

Offdonnere: Sich putzen, überladen kleiden.

Offentällig: Auffällig.

Offgahwele: Auftreiben, auffinden.

Offrappele: Aufstehen, sich aufmachen.

Offstand: Das Übriggebliebene: „Mir es net Offstands gebliwe".

Offtrosse: 1. Jemanden, oder etwas mit Mühe ausfindig machen, auffinden. 2. Aufladen, schwer bepacken.

Ohlig: Öl. Bahmohlig: Baumöl.

Ohmaitz: Ameise.

Ohmere [g]: Heiße Asche. „Stell mer dat Debbche en die Ohmere".

Ohwig: Oben.

Omlauf, Omlaifer: Der Wurm am Finger. (Panaritium.) In der Eifel sagt man: „Ä hat en Omlaifer em Kopp": Er ist schwindelig.

Ommache: Ein Feld pflügen.

Ömmes: Jemand.

Onduldche: Ein verzogenes Kind, welches keine Geduld hat.

Ongedanke: Zerstreutheit, Zerstreuung. „Ich han dä Rähnparplü en Ongedanke stinn gelohß".

Ongelejeheit: Umstände, Arbeit. „Mach se sich doch kai Ongelejeheit weje mir".

Ongoht: Übel, in der Verbindung: „Nix fier ongoht".

Onmohß, dat: Die Arbeit, Beschwer, die man etwa umgehen könnte, die nicht absolut notwendig ist.

Onnerwegs lohße: Unterlassen.

Onnetz sein oder sich mache: Schimpfen, schmähen, bei offenbarem Unrecht noch raisonnieren.



Onnig: Unten.

Ontähtche: Der kleinste Fehler. „Et es kai Ontähtche drann".

Ontuhner: Einer, der nichts Gutes tut, ein nichtsnutziger Mensch.

Onverhuhts: Unvermutet.

Orschel: 1. Ursula. 2. Ein nachlässiges Frauenzimmer. „Dau ahl Orschel".

Ort, Örter: Fast nur im Plural gebräuchlich. Die Örter: Die Ahle. (Mittel-Engl. ord: Spitze.)

Ozt: Das Aas, Schimpfname. Schinnozt. „Dau Ozt, dau solls dat Ongleck kren".

P.

Paddere: Etwas festtreten, feststampfen mit den Füßen.

Palm: Buchsbaum, dessen grüne Zweige am Palmsonntag in katholischen Kirchen gesegnet werden.

Panz: Der Bauch, namentlich ein dicker. Panzig: Etwas, was viel Bauch hat, z. B. ein panziger Krug. Dann ein Schimpfwort für einen Vielfraß: „Dau Freßpanz!" (Mhd. panse: Der Bauch aus ital. pancia.)

Pärsch: Der Pfirsisch.

Part, Halfpart: Teil, der halbe Teil.

Patt, Pätter: Der Pate.

Pätze: Kneifen, pitschen; auch als Hauptwort: „Dä setzt en der Pätz": In der Klemme.

Peilcher: Die ersten Kielfedern der Vögel.

Pelzig [o]: Unempfindlich, geschmacklos. „Dä Rettig es pelzig": Er ist im Innern faserig und ohne Schärfe.

Pennuhr: Not, Bedrängnis. (Lat. penuria.)

Perdsdehr: Der schwarze Mistkäfer. Auch von einem unbeholfenen Menschen: „Dau bes e recht Perdsdehr". Perze [o]: Mit mehreren Pferden ziehen, halfern.

Petterich [o]: Die Radstube bei einer Mühle.



Pettsche [g]: Trinken, in der Redensart: Vertelcher pettsche. Vertelchespettscher: Ein starker Weintrinker.

Peuterich: Eine kleine dicke Person, ein kleiner, dicker, wohlhäbiger Kerl, ein Fresser.

Pexiere: Sündigen, etwas Böses tun. „Wat hat dä pexiert?" (Lat. peccare.)

Pichele: Gehörig trinken, langsam aber anhaltend trinken. „Dä pichelt aine Schoppe noh dem annere".

Pick: Haß, Groll. „Holl dich en acht vuhr dem, dä hat en Pick off dich". (Holl. pick aus Franz. pique: Spieß, Groll, Zorn.)

Pickel, Peckel: 1. Eine Hacke zum Steinbrechen, zum Aufhauen harter Erde. 2. Ein grober ungeschlachter Bauer. „Dat es en rechter Pickel". 3. Salzlake. 4. Ein kleines Geschwür.

Piepse: 1. Kränklich sein, stöhnen, klagen. 2. Leise sprechen. „Ä hat kei Piepswort mie gesoht". Piepsig sein: Sehr empfindlich sein für äußere Einfüsse, kränklich.

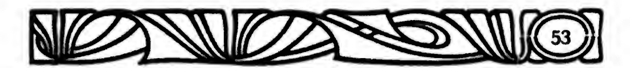
Pillche: Ein junges Huhn.

Pittele: 1. Mit den Händen fortwährend an etwas spielen, an etwas rupfen. „Pittel net lauter an der Nahs". „Pittel net suh en dem Esse rom". 2. An etwas Feinem mit großer Geduld arbeiten. „Ich pittele schuns dä ganze Morje an der Uhr". „Dat es en pitteliche Arbeit". Pitteler: Einer der pitteliche Arbeiten macht, dann: Ein Nörgler.

Pittermännche: Eine kleine kurtrierische Münze.

Placke: Lappen, Flicklappen. „Dä Rock es ganz voll Placke". Daher auch: Bunte Flecken. „Dä hat en ruhte Placke em Gesicht". (Franz. la plaque.) Plackig: 1. Voller Lappen oder Flecken. 2. Zerstreut, vereinzelt. „Dat Geld giet esuh plackig en". 3. Geizig. Placke: Borgen. „Dat es en verplackter Kerl.

Plätsche: Schlagen, daß es schallt. „Geff dem Kend e pahr Plätsch off da Hennere". Plätsch: Der Schlag, aber auch der Schlägel, öfters auch Klätsch genannt. Mesteplätsch: Das Instrument, womit man den Mist festschlägt. „Et rähnt, dat et plätscht". Daher auch: Plätschenaß. „Laut platscht der Lose in die Flut". (Kinkel, Otto der Schütz.)



Platz, Blatz: Ein feiner Brotkuchen aus Weizenmehl, den man besonders zur Kirmes backt. Daher: Kermesplatz. „Marjajuhrem, dau schmehrst joh off dä Platz noch Botter". „Wellst dau e merf Plätzje?" En Appelplatz.

Pleide ginn: Sich heimlich davon machen, fortlaufen, durch die Bohnen gehen. „Dat Geschäft gieht Pleide". (Hebr. pleto: Flucht.)

Pletsch [g]: Eine durch einen Schlag hervorgebrachte Vertiefung im Hut.

Plotze [g]: Stark rauchen. „Dau plotzt jo ferchterlich".

Plündere: Zuweilen für ausziehen, die Wohnung wechseln. „Ich sein em Plünnere": Im Ausziehen begriffen.

Pommer [g]: Ein Spitzhund.

Pohrt [o]: Das Tor. (La porte.)

Pöhrtzje: Ein Trinkgefäß mit Henkel aus Steingut, etwa einen Schoppen haltend. „Ich han nuhrens ai Pörtzje getronk". (Lat. portiuncula.)

Posauneengel: Jedes Kind mit dicken Backen.

Potz [g]: Ein eiterndes Geschwür. Petzje: Ein kleines Geschwür.

Preambel: Die Vorrede, überhaupt Redensarten. (Franz. préambule.)

Preisje: Ein Fünfgroschenstück. E half Preisje.

Primm, Primmche: Die Quantität Tabak, die zum Kauen auf einmal in den Mund genommen wird.

Pritsch: Futsch, fort, weg. „Wat ich gewonne hat, es alles widder pritsch".

Pritsche, Pretsche: Jemand über eine Bank legen und prügeln; geschieht namentlich denjenigen, die bei der Lese Trauben an einem Stocke hängen lassen, in scherzhafter Weise.

Privet: Der Abtritt.

Puddel: 1. Ganz oder gar, durchaus. „Dat Kend wor puddelnackig; et wor puddelnaß". „Ich sein puddelwaich zerschlohn". 2. Der Pfuhl, speziell die Gosse. Puddele: Im Wasser plätschern.



Puhte: Die Pfoten, die Finger. Puhtekrempisch: Podagraisch, gichtig in den Fingern, auch von Hühnern, wenn sie nicht gehen können. (Zu Krampf gebildet.)

Pullack, Punnijer, Bruttijer: Schimpfworte und Hundenamen.

Punge: Ein Strohbund, Wirrstroh.

Pürzelich, meist **bierzelich:** Ärgerlich, ungeduldig. „Et es rain zom bierzelich wiere“: Es ist rein zum toll werden. Auch von einem Mädchen, das viel auf den Straßen und in Häusern herumläuft.

Pütz: Der Brunnen. Auf dem Markte in Coblenz war der alte Bachemer später Bacher Pütz. (Lat. puteus.)

Qu.

Quackeler: Ein auf jede Kleinigkeit sehender Mensch, der mit Überlegen nie fertig wird, stets Skrupel hat. Quackele, abquackele: Abhandeln, abziehen. „Ä mohß am Lohn emmer ebbes quackele.“

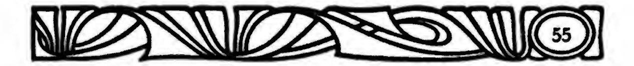
Quahtsche: Weinen, besonders von kleinen Kindern gesagt.

Quant: Ein Schelm, ein loser Vogel, ein kleiner Kerl. „Dat soll mer en Quant sein.“

Quarje: 1. Herunterwürgen, mit Mühe verschlingen. 2. Nicht vorwärts kommen, nicht gedeihen. „Bei dem Wehter quargt alles.“

Quatsch: 1. Eine weiche zerdrückte Masse. Wenn man sich z. B. auf eine mit weichem Obst gefüllte Tasche gesetzt hat, wird daraus Quatsch. 2. Dummes Geschwätz. Quatschig: Was sich leicht zerdrücken läßt. Quatsche: Einen Ton durch Reibung, Druck usw. auf einer weichen schlüpfrigen Masse hervorbringen. 2. Dummes Zeug reden. „Ä hat esuh lang gequatscht, dat ich dat Gequatsch net mie ahnhiere konnt.“

Queit: Quitt, los.



Queitel: Eine kurze Stange, an welcher unten Tuchenden, wollene Lappen usw. befestigt sind, um damit auf Schiffen den Fußboden zu reinigen.

Quelle [g]: Schwellen. Quellsbacke: Eine geschwollene Backe, scherzweise auch Quellspaketche genannt.

Quelle [o]: Pellen. Krombiere quelle. Quellmänner: Pellkartoffel.

Quengele [o]: Fortwährend klagen, anhaltend über etwas Unbedeutendes lamentieren.

Quetsch [o]: Pflaume, Zwetsche.

Quieke: Schreien wie junge Schweine, kleine Kinder. Da die Schweine quieken, wenn sie geschlachtet werden, so wird quieken auch für schlachten gebraucht. (Vgl. giekse.)

Quissel: 1. Eine alte Jungfer oder ein älteres Frauenzimmer, das die Angewöhnungen einer solchen hat. 2. Betschwester. Quisselich: Kleinlich und auf Angewöhnungen bestehend.

R.

Rabalgepack, meist **Rabbelpack:** Gesindel. Rabbelmannschor: Dasselbe. (Köln Rabau, franz. rabaud.)

Rabsche: Hastig nach etwas greifen, es wegnehmen. En die Rabsch werfe: Etwas unter die Leute werfen, so daß derjenige, der es rabscht, d. h. hastig erfaßt, es behält.

Rabuhs: Ärger, Zorn. „Dä es arg en der Rabuhs."

Rachemse: Stinken. „Dat Flaisch doht rachemse."

Rack, racke, rackeweg: 1. Eine Beteuerung, die mit „durchaus" oder „ganz" gleichbedeutend ist. „Dat Perd es rackeduht, et es rackeweg omgefalle." „Dat Faß es rackevoll." 2. Angespannt, steif. „Dat Sail es rack."

Racker: Ein empfindlicher brutaler Mensch, ein Schinder.

Rackere, abrackere: Sich abarbeiten.

Raffschniß: Ein zahnloser Mund.



Rähkele: Sich in ungeschickter, flegelhafter Weise dehnen, sich rekeln. Rähkel: Ein ungeschickter Mensch, der nicht weiß, wo er Arme und Beine lassen soll.

Rahm, Wingertsrahm: Pfahl, Pfahl für einen Traubenstock.

Raibsche, offraibsche: Rülpsen, aufstoßen. „Dem wiert et noch iwel offraibsche“: Schlecht bekommen.

Raidel: Das kurze Holz, durch dessen Drehen man einen Strick, eine Kette fest anspannt, sie raidelt. Raidele, öfters fraidele: Fest anspannen, zusammenschnüren. Raidel nennt man auch einen einfachen unten durchlöcherten Kasten zur Reinigung des Getreides, unmittelbar nach dem Dreschen.

Rait, räht: Fertig. (Engl. ready.)

Rammbaß: 1. Saurer Wein von niedern Reben (rames basses). 2. Prügel.

Rammohre: Lärmen, besonders wenn man etwas sucht und dabei alles durcheinander wirft.

Ramsche: 1. Etwas hastig ergreifen, an sich ziehen, raffen. 2. Stehlen. Ramsch: Ein billiger Einkauf. „Doh han ich emohl en gohte Ramsch gedohn.“

Ramschnahs: Eine Adlernase. Die Pferde mit gebogenem Vorderkopfe, wie sie früher häufig auf dem Westerwalde und in Holstein gezogen wurden, hatten Ramschköpfe.

Ramüner: Die Veltliner Trauben, während die Traminer Trauben als Rot-Riesling bezeichnet werden.

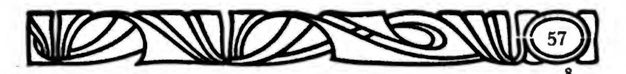
Ranft: Rand. (Mhd. ranft: Rand, Rinde.)

Range: Ein großes Stück von etwas, z. B.: En Range Bruht: En großes Stück Brot.

Ranze: 1. Der Tornister. Im Schulleranze werden die Bücher u. s. w. zur Schule getragen. 2. Der Bauch, namentlich, wenn er dick ist. „Dä hat sich de Ranze gehierig vollgeschlohn“. 3. Balgen, schlagen.

Ranzioniere: Sich beköstigen.

Rappele: Nicht recht gescheit sein. „Dem rappelt et em Kopp“. Rappelköppig: Nicht recht gescheit. „Ä hat en Rappel“.



Rattekahl: Ganz und gar kahl, wie puddelnaß, retzeruht, rackeduht u. s. w. „Die Raupe han alles rattekahl weggefreß." (Franz. radicale.)

Rauh voll: Ganz voll, bei Ungeziefer und dergleichen. „Dä Hond es rauh voll Flie" (Flöhe).

Raume: 1. Schnell von statten gehen. „Die Arbeit raumt". 2. Räumen. 3. In Ordnung bringen.

Rebebbes, kahler: Kahlkopf.

Reckstrang [g]: Rückgrat.

Recke [o]: 1. Reichen. „Reck mer emohl dä Hammer". 2. Ausreichen. „Dat Geld reckt net mie". 3. In der Redensart: „Gleich recke ich der e pahr".

Rehje [g]: Rudern.

Rehv, Plural **Rehwe:** Rübe.

Reibert: Der Sack, die Tasche.

Reil: Der Zwischenraum zwischen den Häusern, auf den deren Dachtraufe fällt. (Franz. ruelle.)

Reller [o]: Ein Notbett, ein zweites Bett, welches am Tage unter das erste gerollt oder geschoben wird. Scherzhaft für Bett überhaupt: „Ich ginn en dä Reller" wie: „Ich ginn en de Klapp", das auf ähnlicher Auffassung beruht.

Remmel [o]: 1. Ein Abhang, wie ein solcher bei abhängigen Feldmarken unter einzelnen Feldern vorkommt. Dasselbe bezeichnet auch Räeg, namentlich den Abhang bei Hohlwegen. 2. Ein kurzes dickes Holz, ein kurzer Knotenstock. 3. Blaue Flecken von Schlägen. „Dä hat en verhaue vuhrgester, mer seht heit noch die Remmele."

Retzeruht: Ganz rot.

Rieme, Rehme: Das Ruder; das kurze Ruder, das oben eine Krücke hat und zum Richten und Fortbewegen kleinerer Boote benutzt wird, heißt: die Straich.

Riffele: Ausfasern, in Fäden ziehen. „Dat Zeig riffelt": Es fasert. (Mhd. riffeln: durchkämmen.)



Rimmele, remmele: Etwas zwischen den Fingern reibend zerkleinern, verkrümeln, auch oft riwele gesprochen:

„Doht einem jetzt mol beiße en Fluh —
Wat micht mer doh?
Mer darf se net mie remmele —
t' es für die Dame schroh."
(Zimmer, Coblenzer Lieder S. 31.)

Ringeldauf: Etwas Seltenes, ein ganz besonderes Glück.

Riß, meist Reß: Ironisch für Schläge.

Rittel: Rötel.

Röhre, rühre: Sich langsam bewegen, von Sand, Korn u. s. w. gesagt, z. B. in Sandgruben, wo das Bewegen einzelner Körnchen — das Rühren — den Sturz größerer Massen andeutet. So rührt auch die Frucht aus dem Sacke, wenn ein kleines Loch in demselben ist oder sie rührt bei allzugroßer Reife aus der Ähre.

Rohsig [o]: Ein beliebtes Wort für „sehr", eigentlich rasend. E rohsig schehn Mädche. Rohsig vill Leit u. s. w.

Rollekern: Der Kern in der Aprikose.

Rolze [g]: Sich spielend, aber lärmend und neckend herumtreiben, sich balgen, wälzen u. s. w. Gerolz: Spielendes Geschäker.

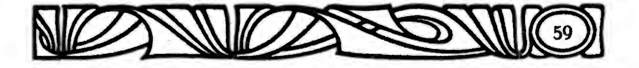
Rommelspott: Ein oben mit einer Tierblase zugebundener irdener Topf; durch diese Blase wird ein kurzer, etwas rauher Stock gestoßen und hin und hergezogen, wodurch ein brummender Ton entsteht. Dazu wird ein Lied gesungen: „Aye, Kolmaye, die Fraue wolle mettginn" und der Ton taktmäßig hervorgelockt; es war dies besonders zur Fastnachtszeit gebräuchlich.

Roppe [o]: Rupfen. Roppig: Klein, unbedeutend; eigensinnig. Roppsack: Kroppsack, kleiner Kerl.

Rotzleffel: Ein junger, einfältiger, naseweiser Mensch, ein Grünschnabel; bei Frauenzimmern: Rotzkachel, Rotznahs.

Ruppeldinnes: Schlechter, saurer Wein.

Ruckert: Der Taubert. (Zu rucken: Girren gebildet.)



Rüdche: Ein Hund männlichen Geschlechtes.

Ruhtlauf: Rotlauf, jedes Fieber, jeder heftige Katarrh.

Rummel: Die rechte Art und Weise. „Ä verstieht dä Rummel“: Er kennt die Sache. „Off der Meß es vill Rummel“: Es ist viel los.

Ruppel: Rumpel, Falte. Ruppelich: Rauh, faltig.

S.

Säbele, säwele: Etwas beim Abschneiden zerfetzen oder zerstückelt abschneiden. „Säwel doch dat Bruht net suh“: Schneide es nicht in so kleinen Stücken ab. Absäwele: Köpfen.

Sack: Stets für Tasche gebraucht; daher Sacktohch: Taschentuch Rocksack u. s. w. Sackdunkel: So dunkel wie in einem Sack.

Sacke: Sinken, sich setzen. „Dä Grond sackt sich.“ „Ebbes sacke lohße: Etwas herablassen.

Sähmig: Schleimig. En sähmige Sopp.

Saiche: Harnen. Saich: Der Harn. (Mhd. seich.)

Salvet: Die Serviette.

Sang: Eine Krankheit der Traubenblätter, die dann einzutreten pflegt, wenn auf lange Trockenheit anhaltendes Regenwetter folgt. Die Blätter sehen dann wie versengt aus.

Sau: 1. Das letzte starke Holz, was auf der Kelter unmittelbar unter die Schraube kommt. 2. Der Stein oder die Holzkugel, welche bei einem „Sauschlagen“ genannten Spiele mit krumm gebogenen Stocke an eine bestimmte Stelle getrieben werden muß.

Sawere, sahwere: Geifern, speicheln, namentlich von Kindern, welche zahnen und von Hunden. Saifer: Speichel. (Hd. Seiber.)

Schabell, Schawell: Das Fußbänkchen, der Schemel. (Holl. schabel aus Lat. scabellum.)



Schahf: Eigentlich das Stroh, in Coblenz aber nur in der Bedeutung „Lager" gebraucht, auf welches eine Leiche gelegt wird. „Ä leit off em Schahf". „Se leite dem Verstorwene off et Schahf".

Schahfrepp, Schohfrepp: Schafgarbe. (Achillea.)

Schahgt: Schachtelhalm. (Equisetum.)

Schähke: Sich rasch bewegen, rasch auf etwas losgehen. „Dä schähkt off die Kermes". Auch beim Schwimmen. „Dä schähkt dorch die Mussel".

Schalaun: Ein pfiffiges, wohl auch hinterlistiges Frauenzimmer.

Schaluh: Eifersüchtig. (Franz. jaloux.)

Schambehre: Entlaufen, entfliehen.

Schambes, Schambetist: Johannes Baptist.

Schandahl: Lärm.

Schanditz: Gensdarm. (Die Kinder spielen „Raiwer on Schanditz".)

Schängel: Johann.

Schank: Schrank. Es ist ndd. Form aus germ. skank: Gestell, Schrank.

Schanze: Stark arbeiteu, mehr tun als gebührt

Schanzelaifer: Ein eigentümlicher Überwurf oder Überrock, Mantel mit einfachem Kragen. (Franz. chance-loup).

Schaskele: Trinken. Schaskeler: Ein Trinker. Beschaskelt: Betrunken.

Schasse, fortschasse: Jagen, fortjagen.

Schassewittche: „Dem sei Geilche danzt e Schassewittche."

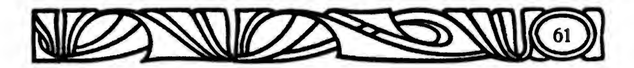
Schätze: Meinen, glauben. „Suh schätze ich."

Schauere: Scheuern, putzen.

Schaute: Ein Narr; auch von Pferden, die nicht klar im Kopfe sind, an Dummkoller leiden. (Hebr. schoto.)

Schawesdeckel: Ein alter, auch altmodischer Hut. (Vgl. Deckel.)

Schawesmähd: Eine Stundenfrau, eine Magd zur Aushilfe.



Schawill: Hawill, Hacke. Schawille: Emsig, anhaltend arbeiten, sich fortwährend anstrengend beschäftigen.

Schawuh: Wirsing, Savoyer Kohl. (Hess. Sawau.) (Franz. chou de Savoye.)

Schehls [g]: Die Schale des Obstes, der Kartoffeln u. s. w.

Scheißebainches trinn: Wenn zwei eine dritte Person, die sich auf deren zusammengefaßte Hände setzt, tragen.

Schell [o]: 1. Eine kleine Glocke. 2. Eine Blase, Erhebung der Oberhaut, wie sie z. B. nach Verbrennungen entsteht. Schelle: Kleine Glocke ziehen.

Scheller [g]: Schulter. „Scheller emohl dä Sack eloh": Trage den Sack auf den Schultern.

Schellere [o]: An ein niederes Gefäß, einen Topf klopfen, um zu hören, ob er keinen Sprung hat.

Schellerhaus: Schilderhaus eines militärischen Postens.

Schenkahsche: Die Schenkung, das Geschenk. Schenkasche: Auerbachs Dorfgeschichten.

Schenne [o]: Schelten, mit Worten beschimpfen. (Aus hd. schänden.)

Schepp [o]: Schief, krumm, verkehrt. (Mhd. schep.)

Scheppe winke [g]: Etwas ablehnen, absagen, verweigern.

Scheppel [o]: Ein Gefäß von Blech.

Scherpse [o]: Prickelnd, scharf, rauh schmecken, die Zunge reizen, besonders vom Wein. Scherpsig. „Dä Most schmeckt schärpsig".

Scherwel [o]: Scherbe, mitunter für Kopf gebraucht. „Dau has och nix em Scherwel".

Scherwenzele: Die Cour machen, den Angenehmen, Gefälligen spielen.

Scheuer: Mager. En scheuer Breh: Eine magere Suppe.

Schiammes: Eine Jacke von Chiamois, dann jede Jacke.

Schibbele: Wälzen, rollen. „Dä lacht sich noch schibbelich". Dasselbe bedeutet: „Dä lacht sich zom Schänzje".



Schier: Gegen, aber nur in der Verbindung mit Abend. Schier Ohmend: Gegen Abend, diesen Abend.

Schiffel: Schimpfname; dummer Mensch. „Dau Schiffel“.

Schinne: Schinden; Schinner: Schinder. Schinnkaul: Schindanger. Schinnotz: Das Luder.

Schißmell: Weißer Gänsefuß. (Chenspodium album.)

Schiwes, schiwes ginn: Fort, verloren, in Verfall kommen. „Ä gieht Schiwes“: Er ist verloren, er stirbt.

Schix: Ein häßliches Mädchen.

Schlafittche, Schlawittche: Das Genick. Hd. Schlafittich aus Schlagfittich.) „Ich kren en noch beim Schlawittche“. „Han se dich beim Schlawittche kricht?“ Haben Sie dich erwischt, verhaftet.

Schlähfung: Eine Schlafstelle. Kost on Schlähfung: Beköstigung und Bett.

Schlamassel: Ein Mischmasch von allerlei, Zeug, Plunder; dann auch Streit, Zank. „Wat leit mer an eirem Schlamassel“. (Hebr. masol: Schlimm; in der Gaunersprache: Unglück, Schaden, Verlegenheit.)

Schlambamb: Eine nachlässige, schmutzige Weibsperson. Schlambambelich: Nachlässig in den Kleidern.

Schlappe, Schluppe, Schluffe: Pantoffeln. (Ndd. slappe.)

Schlappere: Verschütten. Schlapperschniß: Schwatzhafte Person. Schlapperläppche: Serviette.

Schlarbse: Schlürfend gehen. (Zu mhd. slarfe: Pantoffeln,)

Schlau, die: Ein Graben zum Abfluß des Wassers, ein Schlag in einem gebahnten Wege zum Abflusse des Regenwassers.

Schlauche: Naschen. Schlauchig: Naschhaft, das Beste stets wählend. Schlauchmaul: Ein im Essen verwöhnter Mensch.

Schlauder: Das Rechte, Richtige, die wahre Art und Weise. „Ich komme net off dä Schlauder“. „Ä es heit off der Schlauder“: Er trifft das Richtige und hat daher Glück. Schlauder nennt man auch die Ponte zum Übersetzen über die Mosel.



Schleckse [o]: Stecken. „Die Arbeit schleckst“: Läßt nach, stockt.

Schlegel [o]: Das Hinterviertel eines Tieres. Ein Kalbsschlegel, Rehschlegel u. s. w., der eigentliche Braten.

Schlender [o]: Der Schlendrian, alte Gewohnheit.

Schlenk [o]: Eine vom Wasser ausgespülte Vertiefung

Schlich, Schlech: Die Geschicklichkeit, Schliche. „Ich kenne die Schlech“. „Ich komme off die Schlech“.

Schlicks: Das Schluchzen. Schlickse: Schluchzen.

Schlie: Stumpf. Schlieje Zänn: Stumpfe Zähne. Holl. sleeuw.) Davon abgeleitet Schlehe: Die Frucht, die die Zähne stumpf macht.

Schlier, Geschlier: Das Geschwür. Schlierig: Geschwürig.

Schlierau: Umstülpung des untern Augenlides.

Schlimmetz: Ein kurzes Gartenmesser, wie man es zum Beschneiden der Bäume braucht.

Schling: Der Schlund, Kehle.

Schlinge: Schlehe (prunus).

Schlink: Die Klinke an einer Tür.

Schlinkeschlanke ginn: Faulenzen, herumbummeln.

Schliwer: Der Splitter. Schliwere: Splittern. (Engl. sliver.)

Schlopp: Die Schleife.

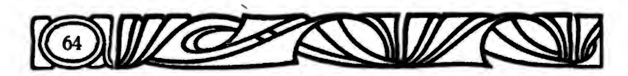
Schlotterfaß: Das runde Holzgefäß, in welchem der Schleifstein zum Wetzen der Sense getragen wird. Es ist mit Wasser halb gefüllt und ruht auf dem Kreuz des Mähers.

Schluhse: Schlosen, auftauen.

Schlumie: Schleifstein. Schlumije: Schleifen.

Schlupp: Der mit Zwieback und Zucker gefüllte Leinwandbeutel, der den Säuglingen in den Mund gesteckt wird. Daher auch: Memmeschlupp.

Schlüssel: Außer der gewöhnlichen Bedeutung ein Stück Land, welches in ein anderes Stück einspringt, in dasselbe schlüsselt.



Schmachtlappe: 1. Ein hungriger Mensch, der sich überall, wo es etwas zu essen oder zu trinken gibt, aufdrängt. 2. Ein Schmarotzer im höheren Grade.

Schmant: Die Sahne, der Rahm auf der Milch, dann auch überhaupt das Beste von einer Sache. Schmantekäs: Rahmkäse.

Schmarallium, Schmaralljes: Kot, Dreck.

Schmarre, die: Die Narbe. „Dä hat en Schmarre iwer der Nahs." Dann auch, was einem solchen ähnlich sieht, z. B. ein Schmutzstreif bei Kindern.

Schmatz: Ein Kuß, und zwar ein derber.

Schmeckse [o]: Schmecken, den Geschmack prüfen, gewöhnlich in der Bedeutung eines Beigeschmacks. „Dat Gemehs schmeckst": Es schmeckt nach etwas, das nicht hineingehört. Dann: Nach Fäulnis riechen oder schmecken, wildsen, wie man dies bei manchem Wild liebt.

Schmick: Die eigentliche Peitschenschnur, dann die Peitsche selbst. Schmicke: Peitschen.

Schmickelbrocke: Die Reste eines größeren Essens. „Mer han heit nix als Schmickelbrocke von gester geß."

Schmidche, Schmittche: 1. Spauzenmännchen, d. h. ein Sprühregen von Pulver. 2. Ein ganz kleiner Schnurrbart gerade unter den Nasenlöchern. Auch wenn von Schnupftabak diese Stelle beschmutzt ist.

Schmillem: Der Beschlag unten am Stock, die Stockzwinge.

Schmitz: Der Flecken.

> Ich dich reibe, daß dir bleibe
> Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen dir am Leibe.
> (Brentano, Märchen.)

Dann auch: Das Zeichen, z. B. ein markierter Baum, der eine Grenze im Walde andeutet. Beschmitzen: Beschmutzen.

> Sie wollte ihre Ehr beschützen
> Und ließ sich hier noch mehr beschmitzen.
> (Reinecke Fuchs I, Cap. XIII.)

Schmohre [g]: Stark rauchen.



Schmorwele [o]: Die Cour machen, um Frauenzimmer herumschwenzeln, sie stets zu unterhalten suchen.

Schmuhtig: Schwül.

Schmuh mache: 1. Gewinn machen, mit dem Nebenbegriff des Unterschlagens.

Schmuhße: Schwätzen, zunächst beim Handeln. (Holl. smousen: Schachern.)

Schnabbeliere: Essen.

Schnäckedänz: Possen, Narrheiten, Schwänke.

Schnähl: Schnecke. (Engl. snail.)

Schnais: 1. Eine vorwitzige Frauensperson. 2. Eine ausgehauene Waldgrenze, ein alleeähnlicher Durchhau. 3. Ein Vogelherd, da man diesen gewöhnlich in einem solchen Durchhau anbringt.

Schnallekaste: Schimpfwort für Bucklige.

Schnäpp: Der Rand, das Ende einer Bank. „Setz dich net grad esuh off die Schnäpp." (Zu schnappen gebildet.)

Schnappe: 1. Schnell nach etwas hinfahren, greifen. „Dä Hond schnappt noh dene Mecke." 2. Den Mädchen, die Kinder tragen, empfiehlt man sie nicht schnappen, d. h. sie nicht plötzlich sich nach hinten zurückfallen zu lassen. 3. Hinken, lahmen. Überschnappen: Irre werden. „Ä es iwergeschnappt": Wahnsinnig geworden.

Schnarkse: Schnarchen.

Schnause: Naschen, wegessen, meist mit dem Nebenbegriff des Unerlaubten.

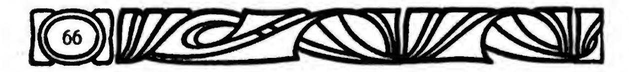
Schnäutze: Putzen, reinigen. Das Licht, die Nase schnäutze. Schnäutz: Die Schnuppe am Licht.

Schneider: Der Weberknecht. (Vgl. Huhbainer.)

Schneiße: Naschen, die Nase in Alles stecken. Schneißig: Vorwitzig, naschhaft.

Schnepp [o]: Frauenzimmer, das sich umhertreibt, Dirne.

Schneppe [o]: Fangen, wird namentlich von den Tauben gesagt. Dauwe schneppe: Fremde Tauben in den Schlag locken und sie wegfangen. Dauweschnepper: Taubendieb.



Schneppel [g]: 1. Schnippel. 2. Der Gehrock.

Schnerrche [o]: Ein kleines Schiff. Et Vallerer Schnerrche: Das Vallendarer Schiffchen.

Schnippisch: Vorlaut, naseweis.

Schnohke [o]: Possen, Spässe, Schnaken. „Dä hat lauter Schnohke em Kopp". Schnohke mache: Spässe, Witze machen.

Schnörg: Die Schnur, Schwiegertochter.

Schnorrant: Ein Musiker, ein herumziehender schlechter Musiker.

Schnorre [o]: 1. Schnurren, brummen. Schnorre lohße: Schnell loslassen, etwas fahren lassen. „Lohß dat Sail nett schnorre". Zesammeschnorre: Zusammenschrumpfen. Schnorre als Hauptwort: Possen, Schnurren. Schnorrpeiferei: Närrische Redensarten, verrücktes Zeug. 2. Betteln. Schnorre ginn: Betteln gehen. Schnorrhengst: Erzbettler.

Schnorres [o]: Schnurrbart.

Schnuckele: 1. Sagt man von Kindern, die mit Wohlbehagen an der Brust trinken. Schnuckes: Kosename für kleine Kinder. Dann auch bei Mädchen liebkosend angewandt. „Et Marieche es en goldige Schnuckes". 2. Süßigkeiten lutschen. Schnuckelchesbiere: Saftige Birnen.

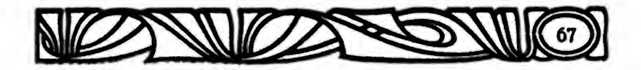
Schnuddel: Der Rotz. Schnuddelnahs: Rotznase. Dann auch figürlich für einen unerwachsenen, naseweisen Menschen gebraucht; auch Schnuddeljung. Ironisch für den welschen oder kalekutischen Hahn. Schnuddele: 1. Rotzen. 2. Kritisieren. (vgl. Geschnuddels.) Schnuddelig: Nachlässig, schmutzig.

Schnuff: Die Prise Tabak.

Schnuht: Der über die Nase der welschen Hähne herabhängende Fleischklumpen, dann überhaupt der Mund, die Schnauze. (Holl. snuit, engl. snout.)

Schnüß, Schniß: Die Schnauze. Schweineschnißjer met Sauerkraut.

Schohke [o]: Lange Beine. „Dä Kerl dä hat der e pahr Schohke am Leif".



Schohrbaum: Ein mäßig starker Tannenbaum, mit dessen Hilfe man dem Schiffe schnell eine andere Richtung gibt, mit welchem man es schohrt: Herumwirft. Schohraich: Eine Eiche, deren Äste stets jung (Zur Fütterung der Schafe) abgehauen werden.

Schohres [o]: Gewinn, Nutzen.

Scholch, Schollig [g]: Trocken, eingetrocknet und daher leck. „Die Bitt es scholch“: Sie rinnt.

Schölp: Die Scholle. En Eisschölp. Eisscholle. (Holl. schelp.)

Schorbloch: Die Nische in einer Mauer, die sich bis zur Mitte derselben erstreckt und das Eigentumsrecht bezeichnet.

Schorje, Schurje: Schieben. Schorgskahr, Schorreskahr: Eine Schiebkarre. Schorjer: Ein Lastträger.

Schößje, Schäßje: Eine eigene Weckform.

Schottel [g]: Die Schüssel.

Schottert [g]: Ein Hahn ohne Schweif. Der Hof, auf dem ein echter Schottert ist, bleibt frei von Ratten.

Schotze, schutze: Von statten gehen, einen Erfolg von der Arbeit sehen. Et schotzt: Die Arbeit schreitet gut voran, geht gut von der Hand.

Schrappen: Schaben, kratzen. Zesammeschrappe: Zusammenscharren auf geizige Weise. „Dä hat sich e schehn Vermehje zesammegeschrappt“. Schrappsel: Das Zusammengeschrappte, Gesammelte. (Holl. schrapen, schrabben.)

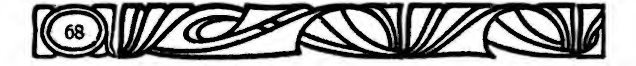
Schreff [o]: Trocken, namentlich von Grund und Boden gesagt.

Schreiwes: 1. Schriftenmäßiges, Aktenmäßiges, ein Brief. Zuweilen die Zusammensetzung: Schreiwebrehf. „Ich han en Schreiwebrehf kricht“. 2. Das Schreibzeug, das zum Schreiben Erforderliche.

Schriftebohch: Eine Mappe.

Schroh [o]: 1. Garstig, häßlich, mager. 2. Gehörig, tüchtig. „Mer han en schroh verhaue“.

Schrohm [o]: Strich. Schrohmholz: Lineal.



Schrompel [o]: Eine alte magere Frau. Schrompelich: Runzelig. (Zu schrumpfen.)

Schronn [g]: Die Schrunde.

Schrubbe: Den Boden mit einem Schrubber reinigen.

Schubbe: 1. Sich drücken, wegmachen, oder auch nur etwas mit Unwillen tun. „Schubb dich suh lang dau wellst, dau mohßt et doch dohn". 2. Kratzen.

Schuckere, schuddere: Schaudern, frieren. „Et schuckert mich": Es überläuft mich wie mit einer Gänsehaut, es friert mich. Schuck, schuck ist der gewöhnliche Ruf, um das Gefühl der Kälte zu bezeichnen. Schuckerig: Unangenehm, windig, kalt. „Et es esuh schuckerig drauße, mer sollt kaine Hond vuhr die Dier jage". Schucker: Ein kalter Schauer.

Schuhriejele: Einen fortwährend quälen, keine Ruhe lassen. (Hd. schurigeln.)

Schüpp, Schepp: 1. Die Schaufel. 2. Der Schirm an einer Mütze, Kappe.

Schur, Schuhr: Ein lästiges Ungemach, irgend eine Belästigung, Qual, Plage. „Hät ich de Schuhr vom Hals". „Dat han se mer bluhß zer Schuhr gedohn".

„Er sucht mir alles zur Schur zu tun". (Reinecke Fuchs II, 9, 30.) (Mhd. schûr: Leid, Verderben.)

Schurjele, schorjele: 1. Etwas hin und herwerfen, stoßen. 2. Plagen, quälen. (Mhd. schurgen: Schieben, stoßen, treiben).

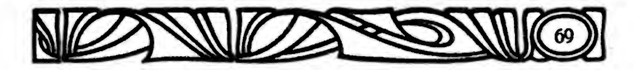
Schutt: Platzregen. „Off aimohl gohf et en Schutt".

Schuwiack: Schuft.

Schwahdem: Wasserdampf, Lichtdampf. „Die Lamp schwähdemt": Sie setzt Ruß ab. „Verbrenn dich net an dem Schwahdem": An dem aus dem Wasserkessel strömenden Dampf.

Schwahte: Prügeln.

Schwamm: Feuerschwamm. Schwammklepper: Alte ausgediente Soldaten, die nichts mehr leisten können, überhaupt alte, gebrechliche Leute, Pensionäre.



Schwannze: 1. Prügeln. 2. Essen und trinken. „Mer han e pahr Vertelcher on zwai Karmenahte geschwannzt".

Schwappele, schwabbele: Wallen, überlaufen wollen, hin und herfahren. „Dat Wasser schwabbelt". „Dä Bauch hat em geschwabbelt vuhr Lache". Geschwabbel: Etwas, was schwabben macht. „Sauf net suh vill Wasser, dat micht der nuhrens Geschwabbels em Leif". Schwabbelich: Hin- und herbeweglich.

Schwart, Schwaht: Mundwerk, Sprache. „Die hat en goht Schwaht". „Ich han et em ahwer vuhr die Schwaht gesoht".

Schwarz: Schmutzig. Schwarze Wäsche, schwarzes Papier.

Schweije: Zum Schweigen bringen, in der Redensart: „Schweig emohl dat Kend". „Dau kannst net emohl dat Kend zom Schweije brenge".

Schwelles [o]: Der Kopf, namentlich wenn er dick ist. „Dau has en decke Schwelles". „Hau em e pahr vuhr dä Schwelles".

Schwerhacke: Ausruf, Fluch. (Vgl. Hacke.)

Schwirbele: Wirbeln.

Seidewitz: In der Redensart: Ruhter Seidewitz: Schimpfname für Rothaarige.

Seihe, die: Das Sieb. Seihe: Sieben.

Seitches: Seitwärts.

Selvkant: Die Seite eines Stückes Tuch, welche rauh und fest ist. Der Schneider reißt diese Kante ab, welche zu Schuhen, Hosenträgern u. s. w. verwandt wird.

Semmsche [o]: Mit Geräusch rasch bewegen, fliegen. Die Tauben semmsche vorbei, die Kewierz semmscht am Abend, der Nachen semmscht durch das Wasser.

Senkel [o]: Der Gehrock.

Sicherer: Ein Gewisser. En sicherer N. N.

Sicke, sickele: Harnen.

Siffere: Eine Feuchtigkeit ausschwitzen; auch von einer wunden Fläche, die eben anfängt zu eitern. Dasselbe: Seffze.



Sinder: Seitdem, seither.

Singele: Eigentümlich schmerzen, z. B., wenn man sich verbrannt hat, bezeichnet man den Schmerz mit singele. Ebenso, wenn ein Glied eingeschlafen ist, so singelt es in demselben.

Sieweck: Scherzweise der dreieckige, auf zwei Seiten aufgekrämpte Hut, wie ihn früher die Bauern trugen.

So: Zuweilen als Adjektiv gebraucht. „Hätt ich e suhenes Meß“: Ein solches Messer.

Söffig: Süffig, angenehm zum Trinken, vom Weine, wenn er Lust zu mehr erweckt.

Sölle, sülle, selle: Das Speicheln der kleinen Kinder. Sell-Lappe: Das Kinn- oder Brusttuch, das man den Kindern vorbindet, um den Speichel aufzufangen. Gesölber: Wenn beim Essen die Sölle vor den Mund kommt.

Sommervuhel: Schmetterling.

Spack: Wenig, kaum ausreichend. (Ndd. spak, mhd. spack: dürr.)

Spähne: Ein Kind von der Mutterbrust entwöhnen.

Sparkele: Essen. Sparkele on tuhte: Essen und trinken.

Spautze: Speien, so daß der Speichel sich verbreitet. Den Mund voll Wasser in einzelnen Strahlen ausspeien. Spautzemänncher: 1. Ein von angefeuchtetem Pulver gefertigter Sprühkegel. 2. Faxen.

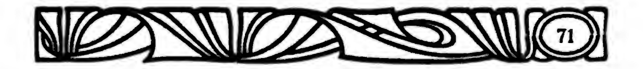
Speis: Mörtel.

Spektakel: Lärm, Unruhe.

Speller [o]: 1. Ein Stück gespaltenes Holz, ein Holzscheit. (Mhd. spelter.) 2. Ganz. E speller nei Klaid.

Spengel: Die Stecknadel. Spengele: Durch Stecknadeln zusammenstecken. (Verkleinerungsform zu Spange.)

Sperkel oder eigentlich der Sperkels [o]: Der Februar, von Spork, Spurk: Der Kot. Wenn es im Februar schneit, sagt man, Die Sporkelsin (ob dies des Februars Frau oder seine Großmutter bedeutet, ist zweifelhaft) schüttelt ihre Unterröcke. Deren trägt sie sieben; je mehr sie deren schüttelt, desto stärker fällt der Schnee.



Sperregickes: Hochmut, Stolz. „Dä Sperregickes steigt em". Sperregickse: Narrenpossen, Redensarten „Mach kai Sperregickse". Sperregicks dich net lang": Zögere nicht.

Spiek, Spöhk: Der Lavendel.

Spierche: Ein klein wenig, ein Restchen. „Et es kai Spierche mie do".

Spill: 1. Die Menge. „Do wor der e Menschespill". „Guck emohl dat Spill Krohmetsvijel". 2. Tanzmusik. Spillratz: Ein verspieltes Kind, das vom Spiel nicht abzubringen ist.

Spliekopp: Eine Art Schuhnagel, mit länglichem, gleichsam gespaltenem Kopf.

Splitter: Ganz und gar. Splitternackig: Ganz nackt.

Spohle [g]: Essen. „Dä hat drei Karmenahte gespohlt".

Sponsehre: Die Cour, den Hof machen, namentlich jungen Mädchen.

Sprai: Spreide, nur in der Verbindung Bettsprai.

Spraize: Sich zieren, zurückhalten.

Sprenze [o]: Schmücken. Gesprenzt: Geschmückt. (Mhd. sprenzen.)

Sprock [o]: Brüchig, spröde.

Spunium: Geld. „Dä hat Spunium".

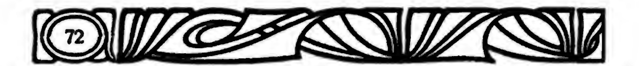
Staches, Stacheies: Dummer Kerl. (Schimpfwort.)

Stacketteflecker: Spottwort, etwa mit Debbchesgucker von gleicher Bedeutung.

Stahbel: Ganz und gar. Stahbelgeckig.

Stahle: 1. Das Muster. „Ich han dä Stahle gewäsch, die Farf giet aus". „Dat es en schehne Stahle von ener Mähd". 2. Ein starker Ast der Kopfweide, der gehörig zugerichtet, zur Anpflanzung bestimmt ist, indem er, in feuchten Boden gesetzt, Wurzel faßt und ausschlägt.

Stahts: Elegant, geputzt. „Ä hat sich stahts gemacht". „Do hammer jo fier die kapottene Deichsel en stahtse neue kricht".



Stampes: Jeder Brei, in welchem der Löffel stehen bleibt. „Ohmends get et en ordentliche Stampes, dä hält widder".

Stauche: Der Muff, Pulswärmer.

Stechen: Von dem Coblenzer immer für stecken gebraucht, was oft die komischsten Verbindungen gibt, z. B.: Der Coblenzer sticht sich eine Blume in's Knopfloch, sticht den Kopf zum Fenster hinaus. „Sie werden se gleich en die Zwangsjacke stechen". (Viebig, Rheinlandstöchter S. 106.)

Steg [g]: Termin einer Zahlung, namentlich bei Versteigerungen, deren Ertrag in verschiedenen Terminen zu zahlen ist. Den Steg einhalten: Den Termin regelmäßig zahlen.

Stehlerdief: Bei Kindern für Dieb gebräuchlich.

Steife: Die Wäsche stärken.

Steiles, Stickel: Ein ungeschickter, steifer Kerl.

Steilkalf: Ein junges mageres Rind.

Stein, Steinche: Christine.

Steipe: Stützen. Steip: Die Stütze.

Stellahsch: Ein Gestell, Gerüst.

Steul: 1. Der Hauptstock des Weinstocks, dann auch der Weinstock selbst. „Dat Mädche hat vill Steule", d. h. Weinstöcke, um sein Vermögen anzudeuten. 2. Der Stock, auf welchen der Geistliche die Monstranz setzt, wenn bei der Prozession stille gestanden wird.

Stich: Der Punkt, jeder kleine Teil. Man kann draußen keinen Stich sehen: Nicht das mindeste. Stichedunkel: Ganz dunkel.

Stickse: Übel, moderig riechen aus Mangel an Luft. Sticksig: Schimmelig, verdorben.

Stiewe: Der Anfall. „Ä hat widder sein Stiewe": Er hat seinen Anfall, sei es von Narrheit, Trunksucht, Faulheit u. s. w. „Wenn ä sein Stiewe hat, es nix met em ahnzefenke".

Stillmuhs: Das Gemüse, welches aus den Stengeln der Rüben, des Spinats u. s. w. bereitet wird.

Stipp: Eine kleine Rangiermaschine.



Stippich: Widerhaarig, eigensinnig. En stippiche Kerl: Einer, der auf seinem Kopfe besteht. Stippkopp, Steppkopp.

Stitzele: Kleine gestrickte Stauchen für das Handgelenk, Pulswärmer.

Stitzje: Ein kleines Stück. Wurschtstitzjer: Wurstenden.

Stiwel: Die Hürde, Schafpferche.

Stiwele, offstiwele: Stellen, aufstellen, putzen. „Dat Trein hat sich gehierig offgestiwelt". „Dat Kuppergescherr es schehn gestiwelt".

Stiwitze, stibitze: Auf eine listige Art etwas wegnehmen, stehlen.

Stoche [g]: Das Feuer anschüren oder auch anmachen. „Stoch emohl dichtig". Stocheise: Schüreisen.

Stockviull: Goldlack.

Stollert [g]: Ein irdener Topf, meist in der Verkleinerungsform gebraucht: E Stollertche.

Stompax: Ein steifer unwissender Mensch. (Ein Schimfwort.)

Stömpche, Stempche: Ein Stümpfchen, ein Rest. E Lichtstempche off em Profittche. „Dat Stempche Krombiere loh sollt er mer abkahfe".

Stompe: Stoßen. Stomp: Der Stoß.

Stömpe, Stembe: 1. Jemandem auf unhöfliche Art in die Rede fallen, so daß jener schweigen muß. 2. Einen zurechtweisen, ad absurdum führen. „Dau has en ahwer schroh gestempt". 3. Die Flügel beschneiden. „Stemp der Rahv die Flitte".

Stompehre: Einen beim Handel irre machen, ihn hierbei durch falsche Angaben verwirren. Dann aber auch sagt der Makler: „Ich hann suh vill gebohte, dau wierst mei Wort net stompehre": d. h. wahrhalten.

Stompschwanz: Coblenzer Ausdruck für die Engländer.

Storje [o]: Rasch, stürmisch gehen. In der Gaunersprache: Im Lande umherfahren. Storjer: Ein Quacksalber, ein Zahnarzt.

Stracks: Grade. „Ginn se stracks aus": Grade aus.



Strämpel: Das Hinterviertel eines Kalbes oder Hammels. Scherzhaft für kräftige kurze Beine gebraucht.

Strängse, meist strämmse: Stehlen.

Strapezant: Ermüdend, anstrengend, mit Strapazen verbunden.

Strepse [g]: Stehlen.

Stretze [g]: 1. Spritzen. Stretzbichs: Eine Spritzbüchse, eine kleine Spritze. Stretzegebäcks: Spritzkuchen, Spritzgebackenes. 2. Laufen. „Wie dä Butz komme es, do sein mir ahwer gestretzt!"

Striffel: Der Streifen, namentlich der Jabot an den Hemden.

String: Die Strünke. Spinatstring.

Strohm [o]: Ein Strich, eine Linie. (Mhd. strâm.)

Strolle [g]: Eine Rolle. Strolletubak: Rollentabak.

Stronze [g], eromstronze: 1. Faulenzen, aus einem Hause in das andere gehen zu unnützem Plaudern. 2. Prahlen. En Stronzersch: Eine prahlerische Frau.

Stropp [o]: 1. Schlinge, Schleife. 2. Taugenichts.

Ströppe, streppe: Streifen. „Einem die Haut iwer die Uhre streppe". Der Wirt, der große Rechnungen macht, „streppt die Gäst". Jagdstrepper: Wilderer.

Struwwelkopp: Einer, dem die Haare auf dem Kopfe wirr durcheinander stehen, ein Struwwelpeter. Struwwelich: Wüst, durcheinander, verworren in den Haaren. (Erst Nhd. zu mhd. strobeln, strobel: Haarschopf gebildet.)

Stück, Steck; Stecker: Als Zusatz zu Zahlen gebräuchlich. „En Stecker sechs". „Et ginge en Stecker zehn vuhr".

Stückelche, Steckelche: Eine kleine Erzählung, eine Anekdote, ein Schwank.

Student, Studentche: Jeder Knabe, der eine höhere Schule besucht.

Stummel, Stommel: Stumpf, Ende. Zigarrestommel.

Stupp: Stumpf, aber nur in Zusammensetzungen. Stuppnahs, Stuppschwanz. (Ein englisiertes Pferd.)



Stutz, die: Ein eigenes Gefäß, welches man namentlich beim Abzapfen des Weines gebraucht. (Mhd. stutze: Trinkglas.) Stutze: Mit den Gläsern anstoßen.

Stutzeweck: 1. Ein Spitzenweck. 2. Ein Schlag mit dem Knie gegen den Hintern und zwar unverhofft.

Süchtig: Sichtig, das Wahre, Sichtbare, z. B.: Dä süchtige Deiwel: Der wahrhaftige Teufel.

Suckele, aussuckele: Sauchen, aussaugen.

Suddel: Jeder schlechte Rest von Kaffee, Bier u. s. w.

Sußlich: Widerlich süß.

Sutter: Alles, was ausschwitzt, sei es aus einer Wunde oder aus irgend einem Gefäß, einem Faß, besonders aber einer Tabakspfeife. Daher wird auch die Flüssigkeit im Abguß einer Pfeife Sutter genannt. Suttere: Ausschwitzen. (Sutter erst ein nhd. Wort zu mhd. sutteren: Im Kochen überwallen.)

T.

Tahrt, Tährtche: Torte.

Tappsche: Tappen, tasten.

Tatschele: Fühlen, herumfühlen, betasten, mit dem Nebenbegriff der Zärtlichkeit. Tätschele: Schonend, weich erziehen. Vertätschele: Verziehen. Tatschelig, Tatschig: Teigig, weich.

Tautele: Zaudern, etwas langsam tun. Tautelich: Empfindlich. Tautel: Ein empfindlicher Mensch, der keinen Schmerz ertragen kann.

Terme [o]: 1. Grenzen, bei Grundstücken üblich. 2. Nachsinnen, nachdenken.

Termeniere: Betteln, sammeln.

Tetschele [g]: Tauschen, auf unerlaubte Weise, wie die Kinder.

Teufhenker: Der Teufel, Henker. „Dä Teufhenker soll dich holle".

Tiffteler: Kleine Arbeiten machen. Tifftelich: Kleinlich. Tiffteler: Einer, der kleine Arbeiten macht, dann ein Nörgler. Getifftelt.



Tippel, Tippelcher: Punkt.

Tohbig [o]: Dumm, einfältig. Tohbert: Dummkopf. Görres schreibt tappig.

Tohke o: 1. Packen. „Dä Schanditz hat dä Spetzbuhf getohkt“. 2. Schlagen. „Gleich kriste e pahr en die Ank getohkt. 3. Tasten. „Ä tohkt en dem dunkele Keller erom“. (Got. têkan, engl. to take.)

Tohtsche: [o]: Mit der Hand herumfühlen im Dunkein, Zweifelhaften. Tohtsch: Die Hand.

Töppele: Sprenkeln; getöppelt: Gesprenkelt.

Torkele [o]: Taumeln wie ein Betrunkener.

Tormel [o]: Der Taumel. „Ä es em Tormel“: Er ist betrunken. Tormelig: Schwindelig.

Tort [o]: Leid, Marter, Qual. Ainem en Tort ahndohn. (Franz. tort.)

Trallig, plur. **Trallje:** Die eisernen Stangen vor einem Fenster. (Franz. treillage.)

Trampele: Plump auftreten, schwerfällig, langsam gehen. Trampeldehr: Dromedar. Wird auch als Schimpfwort für eine langsame, schwerfällige Weibsperson gebraucht.

Trändele: Zaudern, langsam etwas machen. „Selig sind die Langsamen, denn sie werden Gottes Trändeler genannt werden“.

Traschahke, traschähke: Einen tüchtig abprügeln. Das Wort soll von einem alten Kartenspiele „Treschak“ herrühren.

Trättsche: 1. Klatschen. „Et rähnt dat et trättscht“. 2. Schwatzhaft sein, alles weiter und wieder sagen. „Nau has dau schuns widder geträttscht“.

Traufel: Die Maure kelle.

Treht [g]: 1. Eine Wasserkanne. 2. Trompete. 3. Scherzhaft für Hals gebraucht. „Dä hat en Krimmel en der Treht“: Er ist heiser.

Trei: 1. Untief. 2. Trocken. Dat Wasser es ganz trei, et giet der en der halwe Mussel noch net bis an die Kneh“. „Hall dei Maul, dau bes jo noch net trei hemmer de Uhre“.



Trein, Treinche: Katharina.

Treiwe ginn: Verloren gehen. „Ich wor esuh krank, ich sein bahl treiwe gange".

Treppling, Trappling: Die Treppenstufe. Trapp: Die Treppe.

Trepsdrell: Tölpel.

Tribeliere, tribuliere: Quälen.

Trocke Muhs: Entweder einer, der nie lacht, ein ernsthafter Mensch, oder einer, der lächerliche Sachen ernst vorbringt.

Trompe: Trümpfe, als Bezeichnung eines sehr geringen Wertes. Ebbes fier drei Trompe verkahfe: Etwas unter dem Werte, für eine Kleinigkeit verkaufen. 2. Einen gehörig abweisen, abfertigen, eine unbillige Forderung energisch abweisen.

Tröpse, Trepse: Tröpfeln. Treps, Trepsje: Ein Tropfen. „Dat schehnste Mädche hat en Treps an der Nahs." Trepsenaß: So naß, daß man tropft. (Hunsrück: Trepserennenaß.)

Trosse, offtrosse [o]: Aufspüren, herausfinden, erfahren. „Wat has dau nau widder offgetroßt?"

Truhb: Der Satz beim Weine.

Trutschel: Ein dickes Kind, eine dicke Weibsperson.

Tuback: Tabak. Aine vertubacke: Einen durchprügeln.

Tuckele, meist **duckele:** Sich zusammenkauern, dadurch sich verstecken. „Duckel dich": Bück dich.

Tuhte: Trinken.

Türängele, dierängele: Einen quälen, plagen.

Tutschele: Zusammen heimlich sprechen, sich etwas zuflüstern. „Wat es dat fier e Getutschels."

Tutt: Düte von Papier. E Tittche.

U.

Über siehe **Iwer.**

Uhrepettscher: Ohrwurm.



Ulles: 1. Eine rundc Schlafhaube. 2. Tölpelhafter Mensch. 3. Abkürzung für Julius.

Ummelebus: Omnibus.

Urrmachen: Einen erzürnen, böse machen,

Urze, uhrze, verurze: Verderben; wenn das Vieh das Futter aus der Krippe unter die Füße wirft und verdirbt, so wird letzteres veruhrzt. Dann: „Uhrz dat Bruht net". Laß nicht die Kruste des Brotes liegen. E Ührzje, Irzje: Ein Rest.

Utsch: Ein Ausruf bei Schmerz.

V.

Ver: Sehr oft statt: er: Verschrecke, versetze, verkälte, verspare.

Verbabbele: Sich versprechen, Ungehöriges sagen.

Verbahwele: Verwirren. Verbahwelt: Verwirrt, irre gemacht.

Verbelle [o]: Sich die Hand oder den Fuß verstauchen, quetschen.

Verdreht: Verkehrt. „Da Mensch es ganz verdrähscht": Er ist nicht klar im Kopfe.

Verflammt: Keck, entschlossen. „Dat es en verflammter Kerl".

Verfommfaie, verbommfaie: 1. Verjubeln, durchbringen. 2. Etwas verpfuschen. 3. Einen durchprügeln.

Vergalloppiere: Sich verlaufen, verschnappen, einen Fehler machen. „Wie dau met dem Hallunk von dem Spetzbuhf geschwätzt has, has dau dich schroh vergalloppiert".

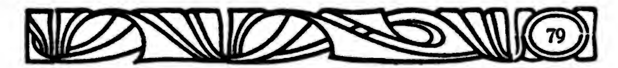
Vergange: Verwichen, unlängst.

Vergeben, vergehwe: Vergiften. „Die Frau hat prowiert, ihre Mann ze vergehwe". (Auch Heine gebraucht das Wort.)

Vergnügen: Genüge. „Ich han mei Vergnüje": Ich bin satt.

Verhonze [g]: Verderben, verunstalten, schlecht, verkehrt machen.

Verhoppasse: Verfehlen, verlieren, vorbeigehen lassen. „Dorch dat Geschwätz hammer dat Dampscheff verhoppaßt. Hoppaß: Ein Sprung. „Mach emohl e Hoppaßje".



Verhotzele [g]: Verschrumpfen, vertrocknen. „Wie seht die Frau esuh verhotzelt aus".

Verhutschele: Verzärteln.

Verjaunere: Geld verspielen. vertun.

Verjuckse: Geld auf fröhliche Weise durchbringen.

Verkerwelt [o]: Verkehrt im Kopf. „Ich sein esuh verkerwelt von der Fahsenacht".

Verknause: Ertragen, leiden. „Ich kann dat Geschwätz net verknause".

Verknuhtsche: 1. Verkrumpeln, zerdrücken, in Falten drücken. 2. Etwas überwinden. „Dä hat mer wat gesoht, dat kann ich net verknuhtsche": Das kann ich nicht annehmen, nicht dabei lassen.

Verkreppe [o]: Etwas auf besondere Art verbinden, namentlich Holz, Balken.

Verkummele, verkimmele: Etwas leichtsinnig verkaufen.

Vermaine: Irren. „Mer vermaint sich als emohl".

Vermimmbele, vermammbele: Etwas vertuschen, beschönigen wollen, etwas unklar darstellen. „Vermimmbel oder vermammbel et esuh lang als dau wells, et notzt dich all nix".

Vermorscht [o]: Finster, gewalttätig aussehend. En vermorschter Kerl.

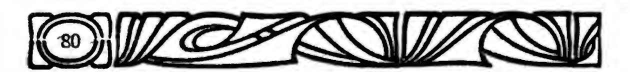
Vernattert: Versessen, eifrig, begierig. „Dä es en dat Mädche ganz vernattert".

Verörtere: 1. Den Platz einer Sache wechseln, eine Sache auf eine andere Stelle bringen. „Die Bohrt mehße verörtert wiere, dat Wasser wichst". 2. Bei den Schustern heißt örtere: Einen Flicken, Flecken auf das Oberleder setzen.

Verpänze: Sich überessen, durch übereiltes Essen auf einmal so überfüllt sein, daß man einige Zeit nichts mehr essen kann.

Verpicht sein: Sehz eifrig, begierig auf etwas sein.

Verplempere [o]: Sich in eine unpassende Verbindung einlassen, von welcher man nicht mehr loskommen kann, sich wegwerfen.



Verquackt: Verkrüppelt.

Verrammsche: Etwas auf leichtsinnige Art verkaufen, verspielen, vertauschen.

Verraue: Verzweifeln, sich zerreißen wollen, wegen einer verfehlten oder unterlassenen Unternehmung. „Ich möcht mich verraue".

Versauere: Zurückgehen, einseitig werden und mit der Zeit, den Wissenschaften u. s. w. nicht fortschreiten. „Daß dau versauerscht".

Verschammeriere: 1. Verderben, mutwillig ruinieren. 2. Verliebt sein. „Dau bes en dat Mädche ganz verschammeriert.

Verschängeliere: Etwas ruinieren. „Verschängelier dä Bahm net esuh".

Verschellert [o]: Erschüttert, betäubt, schwindelig. „Ich sein em Kopp ganz verschellert."

Verschimpiert: Verunstaltet. „Dorch dä Strohm es sei ganz Gesicht verschimpiert". Verschimpt: dasselbe.

Verschlampe: Durch Nachlässigkeit ruinieren, verderbeu, namentlich die Kleider. Schlampe: Nachlässige Frauensperson.

Verschlicke: Verschlucken.

Verschnappe, sich: Etwas Verkehrtes, Unpassendes sagen, ein Geheimnis verraten, ohne es gewollt zu haben, in der Übereilung sich versprechen.

Verschrompele [g]: Verschrumpfen.

Verschütte: Ein Spiel (durch eigene Schuld) verlieren.

Verstand: Die Gallerte, Gelee.

Vertuner: Einer, der alles vertut, ein Verschwender.

Vertusche: Verheimlichen, unterdrücken.

Verwohr [g]: Durcheinander. „Die Kortel es arg en Verwohr."

Verzappe: Den Wein ausschenken, im Kleinen verkaufen. Zappe: 1. Weinzapfen. 2. Nassauer Zappe nennt der Coblenzer den Nassauer.

Verzehle [g]: Erzählen. Verzehlche: Erzählung.



Verzwerwelt, verzwerbelt [o]: Verwirrt, außer sich (zu hd. zwirbeln).

Vrinn, Vrinnche, Vrohnche: Veronika.

Vuhrkaifersch: Eine, die früh vorkauft, um es wieder zu verkaufen, eine Höckerin.

W.

Wachheck: Wachholder, Wachheckekorn.

Wackele, dorchwackele: Prügeln.

Wahke: Jeder große Stein. (Hd. Wacke.)

Wahr: Wohin. (Mhd. wâr.)

Wahsem: Der Rasen. Wähsem: Ausgestochene, abgehobene Stücke Rasen. (Mhd. wase: Rasen.)

Waide: Ernähren, in der Redensart: Klaide on waide: Kleiden und ernähren:

Waig, die: Ein gewisses Wagen beim Handel, besonders in der Redensart vorkommend: En die Waig schlinn. Bei ungünstigem Resultat sagt man: „Ä hat ze vill en die Waig geschlohn": Zu viel gewagt. „Et es en die Waig gange."

Walke: Prügeln.

Wambes: Ein dicker Bauch. „Dau has der en Wambes ahngefreß." (Mhd. Wambe: Bauch.)

Wammsche: Prügeln. En Wammsch: Eine Ohrfeige.

Wande: Ein Paar Handschuhe mit Daumen, ohne Finger, wie sie namentlich Schiffer zu tragen pflegen. (Hd. Wante.)

Wandlaus: Eine Wanze.

Wandrohse [o]: Das Phantasieren, Delirium in Krankheiten, rasen, als wollte man die Wand hinaufspringen, wie bei heftigem Schmerz.

Wannie: Wann.



Wannsich: Wenn ein Faß im Zapf und bald leer ist, wird der Wein darin schal, riecht etwas säuerlich und heißt dann wannsich, sowie das Faß, welches bald leer ist: Wann.

Warf: Werft, Ufer, Damm.

Wässig: Die Molken.

Watsch, Batsch: Eine Ohrfeige.

Watschele: Schwankend gehen wie die Enten.

Watz: Der Eber.

Watze: Weinen, schreien, gleich unartigen Kindern.

Watzig: Seifig, nicht mehlig, z. B. bei Kartoffeln.

Waxildes: Ein Lichterzieher, Wachshändler.

Weck [o]: Jeder Semmel.

Wegbreit: Wegerich. (Plantago.)

Wegsteier: Die Kraft, sich selbst fortzubewegen. „Ich han die Wegsteier net mie, suh mailetzig sein ich".

Wehk [g]: die Wieke, Lampendocht.

Wehr [g]: die Tätigkeit. Emmer en der Wehr sein: Stets tätig, arbeitsam, geschäftig sein.

Weikert: Eine kleine Weihe, Sperber.

Weil: Weile, Zeit. „Wahrt e Weilche". „Dir beschehre ich noch e selwer Nixje on e goldig Warteweilche".

Weißbenner: Der Anstreicher.

Wenzele [o]: Wälzen.

Werjelholz, Werjelche [o]: Holzrolle zum Ausrollen des Teiges für Nudeln u. s. w.

Wesen, Wehsen [g]: Krämpfe, Convulsionen.

Wichse, meist **wechse:** 1. Prügeln. Wechs: Prügel. „Do hat et Wechs gehwe". 2. Sich putzen, seinen besten Anzug anziehen. „Dä hat sich en Wechs geworfe". (Hd. Wichs, aus der Studentensprache.)

Widderborschtig: Widerspenstig, eigensinnig.

Widderpart: Der Gegner.



Wildze: Einen fremden Nebengeschmack haben, z. B. von Kaffee, der havariert ist.

Willmoht, Wellmoht: Mutwille.

Wimmele: 1. Jagen, fortjagen. „Dä Jung hat gestohl, ä es gewimmelt wuhre." 2. Sich bewegen. „Wenn dau dich noch wimmels, kriste noch e pahr."

Wimmerze, wiemerze: Wimmern.

Wingert: Weingarten, Weinberg. (Mhd. wingerte.)

Winnelwaich, wennelwaich: Windelweich.

Winsch: Schief, aus windschief zusammengezogen.

Wirke Tuch: Grobes Tuch aus Werg verfertigt.

Wirtz: Die in Bütten eingestampften Trauben, wie sie auf die Kelter kommen.

Wispel: Die Mispel.

Wissele, wussele: Geschwind mit kleinen Schritten gehen, sich bewegen, hin und her kriechen. Wisselich, wusselich: Lebhaft, beweglich, besonders von kleinen Kindern gesagt.

Witt: Ein dünner Stock. (Ableitung von Weide.)

Witz: Der Schafbock.

Witze: Dicht anstreichen, berühren, nahe grenzen. „Dä Merwel witzt": Er berührt den Kreis.

Wiwele: Sich fortwährend bewegen, unruhig hin und her rutschen. Wiwelich: Unruhig.

Wiwiche: Jede kleine Verletzung, jeder kleine Schmerz bei Kindern.

Wösch, Wesch: 1. Ein Bündel Kraut, namentlich des Wermuts und ähnlicher Pflanzen, welches auf Mariä Himmelfahrt gesegnet wird. Bei Gewittern wird es auf das Feuer geworfen, um den Blitz abzuhalten. Der Marientag heißt daher Weschsähnung. 2. Ausdruck der Schüler für Zeugnis.

Wolf: 1. Die Raupe der Rebenmotte zur Zeit der Blüte der Trauben, des kleinen und des großen Wolfs (Pyralis fasciana). 2. Sich en Wolf lahfe: Sich wund laufen.



Worje [o]: Würgen, mit Mühe schlingen.

Wunzig: Winzig. (Gleiche Form in Schwaben und Hessen.)

Wupp dich: Ausruf, wenn etwas geschwind geschieht.

Wutz: Ein Schwein.

Z.

Zaumel: Die Faser. „Deine Rock hängt voll Zaumele."

Zärje: Zerren, necken, ärgern. „Zärg dä Hond net esuh". Zärjer: Ein Necker.

Zatz: Die Hündin.

Zaubel: 1. Eine gemeine, schmutzige, liederliche Weibsperson. 2. Eine Hündin.

Zaue, sich zaue: Sich eilen. (Mhd. Zouven: Eilig sein.)

Zausele: Rupfen, necken. „Ich han der en gezauselt."

Zei: Lucie.

Zerschellere [o]: Zertrümmern, voll Sprünge und Risse sein, eine Menge Verwundungen, Contusionen haben.

Zerwes [o]: Servatius.

Ziech, Zehch: Ein Überzug über das Kopfkissen.

Zimperlich: Weichlich, empfindlich. Zimperliß: Eine empfindliche Person.

Zippel: Ein einfältiger Mensch.

Zipse: Piepsen.

Zitterches: Wenn die Kinder die Finger gegenseitig einschlagen und sich rückwärts lehnend im Kreise herumdrehen, so geraten die Arme durch die Spannung tn ein gewisses Zfttern. Daher der Name dieses Spiels.

Zitterwitz: Einer, der durch Nervenschwäche, Kälte zittert.

Zohres [g]: 1. Spaß, Vergnügen, Neckerei. 2. Umstände' „Mach doch net suh en Zohres drom".



Zoschohstere: Zuschustern, einem etwas zuwenden, zukommen lassen. „Dä schohstert dem Mädche alles zoh".

Zu: Oft als Adjektiv gebraucht. En zuene, zoene Wage: Ein geschlossener Wagen.

Zummel, Zammel: Eine gemeine Weibsperson, die gerne umherläuft.

Zutunlich, zodohnlich: 1. Anhänglich. 2. Zudringlich.

Zutt: Die Ausflußröhre an einem Gefäß.

Zwatzelich: Verkrüppelt, verkümmert durch Verwachsen.

Zweiwele: Mitunter für glauben. „Ich han et gezweiwelt": Ich habe es geglaubt.

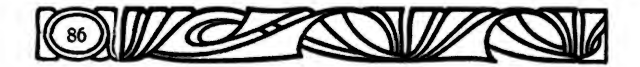
Zwerchs [o]: Quer.

Zwiwele: Einem zusetzen, ihn quälen. „Ich han en suh lang gezwiwelt, bis ä et gedohn hat".

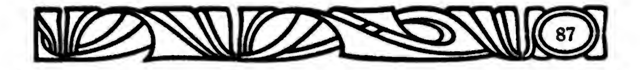


Redensarten.

Ainem de A.... versohle.
Ainem de Huwel ausblohse.
Ainem die Lehwer schleime.
Ainem ebbes en die Schoh schitte.
Ainem ebbes hohste.
Aine Mensch es dem annere seine Deiwel.
Aine met Sinne verschleiße (d. h. ihn sanft behandeln).
Ainem Leis en de Pelz setze.
Ainem met dem Scheinedohr winke.
Aine off dem Strich han.
Ai Tuttswitt es mer lehwer als zwanzig Wahrtebesje.
Aus em Heisje sein.
Aussehn wie en Marder (d. h. Martyrer).

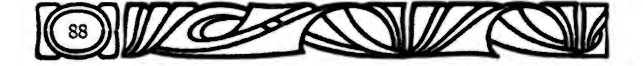


Besser demietig gefahre als huhmietig gange.
Besser gelaiert als ganz gefeiert.
Bupperder Mädcher, Cowelenzer Bruht, Annernacher Wein, Sein net dat beste am Rhein.
Dä Aue die Kost gehwe.
Dä Boge gebotzt krije.
Dä es am A.... wie en Mombacher Kiersch.
Dä es geaicht.
Dä es net henne wie vuhre.
Dä es noch lang net langs Frettehaus.
Dä hat die Flitte gestempt kricht.
Dä hat et em Greff wie dä Behtelmann die Laus.
Dä hat Fraid, wie en Hond, dä volf Flie es.
Dä Judd haßt dat Gemimmel.
Dä Korf singt net, ahwer dä Vuel.
Dä kotzt wie en Gerwerschhond.
Dä kimmt esuh willkomme wie die Sau en e Juddehaus.
Dä seht et der Koh am A.... ab, wat die Botter en Mainz kost.
Dä stiet en Gedanke wie en Hond en de Flie.
Dat beste Hohn lägt och emohl Aier dernehwe.
Dat es en schlecht Kermes, wuh kain Finstere kapott ginn.
Dat es esuh klohr wie Wurschtbreh.
Dat giet hei net wie bei der Äppelfrau.
Dat Mädche es besser rie (roh), als sein Gruhßmotter gebrohte.
Dat Spill es erom wie en Quetschekern.
Dau kannst mich muschele.
Dä waiß der Meck Ohder ze lohße.
Dä Wolf verliert sein Hohr, ahwer sein Naupe net.
Dem aine seine Duht es dem annere sei Bruht.
Dem Deiwel e Bain abschwätze.
Dem Dreck en Uhrfeig gehwe.
Dem aine kalft dä Ochs, dem annere noch net emohl die Koh.
Die Gais fier de Knettele hehte.
Die Pann placke oder flecke (d. h. für etwas einstehen, Bürgschaft leisten).
Die Platt botze (d. h. sich aus dem Staube machen, dnrchbrennen).
Die Vijel, die freh singe, kricht die Katz.

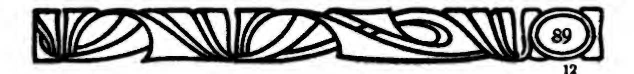


Dorch Dreck zom Speck.
Dreck en de Laim menge.
Dreck on Stain off aine schmeiße.
Ebbes en de Schornste schreiwe.
Ebbes fier en Appel on e Steck Bruht verkahfe.
E besje ze spät es vill ze spät.
E half Ai es besser als en ganze Schahl.
En ahl Ratt giet selte en en Fall.
En ahle Fuhrmann hiert gähre klahtsche.
En bliete Hond wierd selte fett.
En dägliche Treps hillt en Millestain aus.
En Hierz en em Kopp hann.
En hungrig Laus beißt scharf.
En jeder hat sei Itemche.
Esse ohne Schnuffteback es wie en Vesper ohne Magnifikat.
E Striehälmche off en Beisch falle lohße.
Et es em met kainer gesähnte Kehrz ze helfe.
Et es kai Dehrche esuh well, wemmer et ketzelt hält et stell.
Et es kain Hochzeit suh klein, et micht sich noch ain.
Et es kai grießer Laid, als wat mer sich selwer ahndoht.
Et es gleich alles erom wie en Wuhrschtsopp.
Et ging alles droff wie off Mattese Hochzeit.
Et Wasser es net gebälkt.
Gebackene Biere. (Es wird nichts gereicht.)
Goht Lehwe well widderlehft sein.
Goht ze Fohß onner der Nahs sein (d. h. guten Appetit haben).
Grobb sein wie Bunnestrie oder Saubunnestrie.
Hall dich an de Weide.
Haste kaine Kopp, brauchste kain Metsch.
Henne erom hat Maye gewonne.
Huhe Rhein, schlechte Wein.
Ich denke wie Goldschmidts Junge spricht, ist die gewöhnliche Invitation. Woher die Redensart kommt, ist nicht zu ermitteln. Schon in einem alten Liede singt ein Junge, der einen Korb bekommen:

> Ich kränke, ich henke mich um die Närrin nicht
> Und denke und denke wie Goldschmidts Junge spricht.



Je älter dä Bock, Je steiwer dat Horn.
Junge Jähjer, alte Behteler.
Kain Antwort och en Antwort.
Kennerwelle es Kälwerdreck.
Korze Predigt, lange Broutwuhrscht.
Meckescheß off der Lehwer han,
Met der Holzaxt fesche ginn.
Met der Spehllomp geschoß sein.
Met der Wuhrscht noh er Seit Speck werfe.
Met vill kimmt mer aus, met winnig hält mer Haus.
Mohß es Bierekraut.
Nau lahf em noh on schenn en Kahlkopp.
Nau schlie en Bomm en en ahl Gehß (Gießkanne).
Net recht bei Grosche sein.
Net recht bei Trost sein.
Off et Bänkelche komme.
Ohwe hui, onne pfui.
Pitter, lohß de Moht net sinke.
Onse Herrgott hat allerlei Kostgänger, ahwer kain, die nix esse.
Rotz wie Strompbännele kreische.
Ruhte Hohr on Erleholz wachse off kainem gohte Gronn.
Sich dorch de Bunne mache.
Sich net lompe lohße.
Selfs es dat best Kraut.
Speck on Schwahrt von ainer Art.
Spei-Kenner, Gedeih-Kenner.
Suh dahf wie en Bornskrog,
Suh zäh wie Bunnestrie oder wie Sohlleder.
Trübsal noh Nuhte blohse.
Vill Hänn mache bahl e Enn.
Vill Kenner, vill Vatteronser.
Vill Wesse micht Koppwie.
Wahrt et ab wie de Primm von Neuendorf.
Wat de Bauer gewennt, frißt dat Gesend.
Wat de Bauer net kennt, dat frißt e net.
Wat mich net juckt, dat kratz ich net.



Wemmer de Kenner de Welle doht, kreischen se net.
Wemmer Zwiwele schehlt dann mohß mer kreische.
Wen et juckt, dä kratzt sich.
Wenn et net rähnt, dann trepst et doch.
Wer et lang hat, lähßt et lang henke.
Wer met em Lomp ahnfenkt, hat met em Lomp ze dohn.
Wer sich onner Klaie mengt, den fresse de Säu.
Wer vill weggett, wird vill quitt.
Wer zom Faustekäs gebohre es, wird sei Lehwe kaine Limborjer.
Wie de Hähr, su et Gescherr.
Wie mer et doht, suh hat mer et.
Wie mer ißt, suh arbeit mer.
Wu gehaue wierd, do gett et Spähn.
Zehg, als häste dein Schwiejermotter an de Hohr.
Zwesche Dier on Angele setze.
Zwesche zwai Stehl setze.

Kinderspiele.

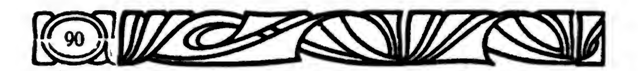
Beim Abzählen singen die Kinder:

Inche — Binche — Zuckerbinche. — Fahr iwer de Rhein —
Fahr iwer Gottes Haus — Gucke drei schehne Poppe raus —
Die aine spannt die Seid — Die anner weckelt die Weid —
Die dritt ging langs dä Brunne — Hat e Kindche gefonne. —
Wie soll et haiße? — Inche, Binche, Gaiße —
Wer soll die Wennele wäsche — Dau solls dä Dreck fresse. —

Zinzeminne — Zanzewanne — Udematuhde —
Italiana — Damatusch — Federbusch.

O Adam — Blau Fadam — Kochleffel —
Schniepelz — Trunk aus — Iwer e huh Haus. —

Ehne — Dehne — Tante — Lene itte fitte — bomm.



Ehne — behne — dunke — Funke — Rabe — schnabe — dippe — dappe — Käse — knappe — ulle — Bulle — raus — Ib ab aus, dau bes draus.

Et giet e Männche iwer de Breck,
Hat e Säckelche off dem Reck,
Schliet et widder dä Poste,
Poste kracht, Männche lacht,
Dipp, dapp, dau bes ab.

Zwei Parteien antworten sich:

A. Ihr Engelcher kommt!
B. Mir derfe net.
A. Warum dann net?
B. Dä Fuchs lähßt ons net dorch.
A. Wat hat 'r geß?
B. Grehne Greß.
A. Wat hat 'r getrunk?
B. Ruhte Funk.
A. Ihr Engelcher kommt, eins, zwei, drei!

Das zuletzt kommende Kind muß nun raten:

Piff, Paff, Polwersack
Wie vill Herner hat dä Bock?

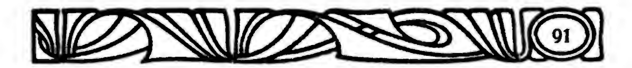
Ist die Antwort falsch:

Hättst dau recht gerohte
Brauchste net ze brohte.
Piff Paff . . . . .

Ibbche, Dibbche, Rehwezahl
Ibbche, Dibbche Knoll,
Mainst ich kennt kain zwanzig zehle?
Zwanzig sein schuns voll.

An den Knöpfen des Rockes wird abgezählt:

Ehdelmann, Behtelmann, Bauer, Soldat,
König, Kaiser, Schehler Advekat



A — u — s — aus
Judd bleif draus
Dau bes aus.

Iwes — Diwes — Dappes —
Dau — bes — en — Lappes. —

Rummelebus — Issi — dissi — do
Koplemente moh —
Infandaridende —
Issi — dissi — do

Eigentliche Spiele:

Laiz: Ein Spiel mit einem kleinen an beiden Enden zugespitzten Holze, welches in die Höhe geschnellt wurde und mit einem Stocke getroffen werden mußte. Der Spieler rief: „Laiz"! und erhielt als Antwort: „Holz"! Bei einer Modifikation rief er: „Karforst"! Antwort: „Altroß"! Bei einer dritten: „Hinni"! Antwort: „Hanni"!

Die Hasen kommen. Jäger und Hasen.

Ballschlagen.

Lirum Larum, Leffelstiel. Dasselbe, was gewöhnlich „Die Sau schlagen" heißt. Es wird dabei gesungen:

Lirum, Larum, Leffelstill,
Die ahle Weiwer fresse vill,
Die junge meese faste,
Bruht leit em Kaste,
Messer on Gahwel donehwe,
Dat es e lustig Lehwe.

Merwelches: Man fordert einen zum Spiele auf mit dem Rufe: „Lecker, wer hat Merwele"? Man spielt: Alt, Nei, Nei met Alt, Knautzjes, oder „En die Kaul", wie vill Pehrd hat de Bauer em Stall, Kippches u. s. w. Hat einer alle Klicker verloren, so ist er „beht" oder „bensch".

Bauer, paß off! oder Bauer, dei Debbe kracht! wobei es gilt mit einem Steine einen andern aus einem Kreise zu werfen.

Doppe, Heildopp.



Pick, Pohl, om en Nohl. Duppches met dem Ball.
Raiwer on Schanditz.
Nohlaifjes on Verstechenis.
Blinnermeisjes.
Eierkranz:

Aierkranz! Wat gilt dä Schanz?
Aine decke Dahler.
Wer soll bezahle?
Maister, lohß mich schlohfe ginn,
Morje freh widder off stinn,
Wenn die Bippcher lehje
On die Hähncher krähje:
Kikeriki.

Ringeltanz.
Brie: (Franz. Pris.) Von zwei gegenüberstehenden Parteien wird der einzelne hervorgerufen und zu fangen gesucht.
Guck net erom, dä Fuchs giet erom u. s. w.

Allerlei.

Die Coblenzer hießen „Salatesser“, auch „Windbeutel“, die Trierer „Suppenfresser“ und „Pomeranzen“, die Kölner „Pfefferlecker“.

Wer giet langs dä Sailerwall ohne Kend,
Iwer dä Florinsmahrt ohne Wend,
Dorch die Kasterschgaß ohne Spott,
Dä hat en gruhße Gnad von Gott.

Bei Regen im Mai:

Mai-Rähnche — Trippel-Rähnche,
Treps off mich — dann wachse ich.

Auf Fastnacht:

Hohrig, hohrig, hohrig es die Katz
On wenn die Katz net hohrig wär
Dann fing se kaine Mäuse mehr
Hohrig u. s. w.



Henne on vuhre Schnuffteback,
Holz em Sack, kai Geld em Sack.

Hoppsa, Schwohwelisje
Hepp e besje, danz e besje.

O järem, o järem, dä Fahsenacht es vuhrbei.

Wenn ein Kind sich wehe getan hat:

Haile, haile Sähje,
Siwe Dahg Rehje,
Siwe Dahg Schnie,
Doht dem Kindche net mie wie.

Beim Schaukeln:

Bim — Bam — die Glock es krank.
Wuh henkt se dann? — Em Kreizgang.

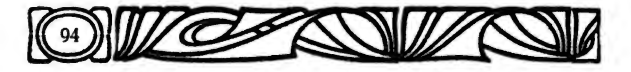
Zu Martini:

Hailjer Sankt Mehrtes,
Met dene siwe Kehrze,
Met dene siwe Ruhte,
Dä A . . . . soll blohte.
Bloht laift ent Bäckershaus,
Schmeiß mer en halwe Weck eraus,
Mir aine, dir aine
Annere Kenner gar kaine.
Mir han noch weit erom ze ginn
Ginn off harte Stain.
Met dene lange Bain,
Met dene korze Knehje
Lohß die Schelme flehje.
Stiwele, stiwele Stang
Breng mer en halwe Mann
Stiwele, stiwele stie,
Breng mer en Beisch Strie
Zom Mehrtesfeier.

Oder: Stiwele, stiwele Stang
Vuhr dä Weißergässer hammer kai Bang
Komm giet er met ent Gäßje
Dann haue mer eich dat Schäßje.

Wenn nichts gereicht wurde, hieß es:

Aeppel on Biere am A . . . . geback
Freß, dat die Zänn knapp, knapp, knapp.



Oder heute:

Dotz, Dotz drillje Dotz
Wer nix get, dä es nix notz.

Dem Maikäfer, wenn er fliegen soll:

Kewierz, Kewierz flehg!
Deine Vatter es em Krehg,
Dei Motter es em Mohreland
Mohreland es abgebrannt,
Kewierz, Kewierz flehg.

Oder: Männche, Männche, flehg emohl, flehg mer net zu huh
Dann beißt dich och kain Flnh.

Beim Reiten:

Troß, troß, trüll — Dä Bauer hat e Füll,
Dat Fülle well net lahfe, — drom mohß ä et verkahfe,
Verkahfe mohßt dä Bauer — Dat Lehwe wierd em sauer,
Sauer wierd em dat Lehwe, — Dä Weinstock dä triet Rehwe,
Rehwe triet dä Weinstock — Herner hat dä Gaißebock,
Dä Gaißebock dä hat Herner — Em Walde wachse Derner,
Derner wachse em Wald — Em Wenter es et kalt,
Kalt es et em Wenter — Hungrig sein die Kender,
On wenn dat Kend gesse hat — Dann es et satt.

Wenn sie geschimpft werden, singen die Kinder:

Schenne, schenne doht net wie (wehe)
Wer mich schennt hat Leis on Flie.

Spottlieder:

Ballewutz, Ballewutz, ballwehr mich mohl,
Aimohl schripp, aimohl schrapp,
Dann es dä ganze Bart ab.

Mir ahle Schohsterlappe,
Mir lappe, mir pappe,
Mir haue kräftig off die Pinn.

Kleinen ungeduldigen Kindern sagt man:

Ich schenke Dir wat! Wat es dann dat?
E selwer wahrt e Weilche on e goldig Nixje
En ainem niemahlehne Bichsje.



Bekannte Melodien.

Haidewidewum — mei Mann es krank.
„ — Wat fehlt em dann?
„ — E Scheppche Wein,
„ — Dat kann net sein.

Et es en Judd ent Wasser gefalle.
Ich han en hiere plummse,
On wär ä net ent Wasser gange,
Dann wär ä net ertrunke.

Kennst dau net dat Schmitze, Schmitze Liß,
Dat die Wuhrscht aus em Kessel frißt?

Die Linse — wuh sin se?
Em Debbe — se heppe.
Se koche drei Woche, sein hart wie en Knoche.
Deck se zoh, dann han se Roh.

Sechs mohl sechs es sechs on dreißig,
Es dä Mann och noch su fleißig
On die Frau es lidderlich,
Dann giet alles henner sich.

Do kimmt dat Blöhmersch Klär
Met em Kaffiekessel her,
Et schneit die Wuhrscht met er Schehr
On hat en Schniß wie en Bär.

Die Amsel singt:
Der Wein ist aus, wie zapfen Bier.
Der Buchfink:
Schitt, schitt Wasser en mei Beichelche.
Die Wachtel:
Beck de Reck, Beck de Reck. (Bücke den Rücken.)



Coblenzer Lieder und Gedichte.

Die Rücksicht auf die Verfasser der folgenden Lieder verbietet eine Änderung in der Schreibung.

Liebeserklärung eines Coblenzer Narren.

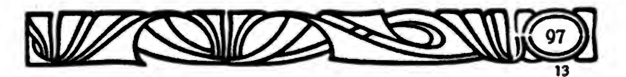
O dau mei goldig Herz,
Ech ginn vor Liebesschmerz,
Sehn ech dech Zuckerbain,
Rain aus dem Laim.
O wie dat Blot mir kocht
On wie dat Herz mir pocht!
Et es jo zentnerschwer
Ech han dech gär!

Jo, Leefge, gane geweß,
Sehn ech dei scheen Gebeß,
Wenn dau su lache dohs
Werd mir kurjos.
Gucks dau mech glehnig an,
O wie zerfleeßt mir dann
Mei Herzche botterwaich
Wie Nuddledaig.

O dau mei Schätzche leef,
Dau meines Herzens Deef,
Schnißche wie Melch on Blot,
Ech sein Dir got.
Doch, läß dau schmachte mich,
Dann, glaf mer sicherlech,
Scheeß ech vur Liebeswut
Mech mauseduht.

Ower dau Engelsseel,
Dau bes zo voll Gefehl
Fur deine geck'ge Kautz,
Dau kosper Nautz!
Drom her, mei einzig Lost,
Ech quetsch' dech an mein Brost,
Her met der Hunnigmaul,
Gef mer en Baul.

Josef Eisengrün.



Dat Leed von de Cowelenzer Junge.

Nau halt emol on soht emol
Wu get et noch en Stadt
Die su vill Junge bei dem Pol[1])
Wie onser Cow'lenz hat?
Dom säht et och die ganze Welt
Met ainer Stemm' on Zung':
Of Zores, Wein on Mädcher hält
En Cowelenzer Jung.

Et es kai Kermes on kai Ball
Hei elo on für der Bröck,
Do moß ä hin of Knall on Fall
Nix hält en do zeröck,
Su lang ä noch en Grosche hat,
Gieht et en ainem Sprung,
Denn nemols werd an Fraide satt
En Cowelenzer Jung.

Omsonst fleeßt net am deitsche Eck
De Mussel en de Rhein
Dat haißt su vill als: dä es geck
Da hei verdurscht beim Wein.
God es dä sicher angebraacht
Bei trockner Melz on Lung',
Drom Schoppe sticht bes en de Naacht
En Cowelenzer Jung.

Klarnettsche los dat Spreize sein,
Sei net su bies on well,
Dau weis et jo, mei Herz es dein
Nau hall mer eimol stell!
Aha, Dau wiers schuns feuerrut,
Stiehs net mie of em Sprung
Nau helft der och aus aller Nut
En Cowelenzer Jung.

Jo, Cowelenz, dat es die Stadt,
Ech sohn et noch emol
Die nergends ihres Gleichen hat
An Junge bei dem Pol;
Drom säht et och die ganze Welt
Met ainer Stemm' on Zung':
Of Zores, Wein on Mädcher hält
En Cowelenzer Jung.

---

[1]) Bei dem Pol: Pfahl, bei der Stange; die solche Ausdauer haben und zeigen.



Ons lewe Jugendzeit.

Hannes: Denks Dau noch dran, wie mir noch Junge wore
On watt mer do so vill Pläseer gehatt
Wie jede Dach ons neue Fraid gebore
On mir et Spille krooche gar net satt.

Pitter: Dat wor en Zeit, die Aue gimmer üwwer,
Su oft ech nohrens denke dran zeröck;
Do giht doch nix em ganze Lewe driwer
Die es et ainzig wahre Himmelsglöck.

Hannes: Kain Johrszeit koom, se braacht ons neie Sache,
Em Wenter schloge mer of Preß[1]) die Bahn;
Loog Schnie, dann goong et gleich an't Balle mache,
Det Laim! wat hatte mer net Spaß dodran!

Pitter: Wor am Deitsch-Eck dä Honnsschwanz zogefrore,
Dann hammer Schlittschoh an de Feeß geschnallt;
Dat wor en Lust, als wär mer nei gebore,
On wor ons och die Nas on Uhre kalt!

Hannes: Mein, Pitter, soh, hast dau dat schun verdaue,
Wie Knautzjes mir gespillt on „Bau'r pass' of"?
Wie Ballschlag mir em Frehjohr hann gehaue
Dä Dopp geschlohn on met dem Reif geloff?

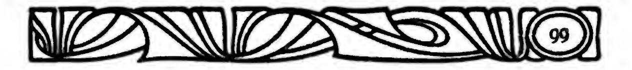
Pitter: Am Kubbe[2]) hammer ons gebaad em Summer
On schwamme dorch de Boge[3]), dat et kracht;
Dä Merlebach[4]) wor onse ainz'ge Kummer,
Doch statt Zilenzjum hammer Prutsch gemacht[5]).

Hannes: On dau, erennerscht dau dech noch der Zeite,
Wu noh der Pröfung die Vaganz feeng an?
Do machte Feiercher mer en de Weide[6])
On hann Krombiere ons gebrote dran.

Pitter: Dobei hammer wohl och proweert ze rauche,
On wer kain Peif hatt' nohm e Stempche Reed —
Mer mainte Wonnersch wat mer date schlauche —
Doch maistens eklich wor dat Enn vom Leed.

---

[1]) Of Preß: Sehr eifrig, pressiert. [2]) Kubbe hieß der Badeplatz in der Mosel; er war etwas unterhalb des Eingangs in den Sicherheitshafcn. [3]) Booge: Die Brückenbogen. [4]) Merlebach war der Name des langjährigen Hauptlehrers an der Knabenschule zu U. L. F. [5]) Prutsch machen: Die Schule schwänzen. [6]) In den Weiden: Anpflanzungen am Rhein.



Hannes: Et wor en Zeit, wie mir kain mieh erlewe,
Wat helft et ower, hin es aimol hin!
Nor Fahsenaacht kann noch Ersatz ons gewe
On widderschaffe onse Junge-Sinn.

Pitter: Jo, Fahsenacht kann ons allein verjünge,
Do weerd dat Herz noch aimol jung on fruh;
Drom stuußt met an, lohßt hell de Gläser klinge:
De Cowelenzer Junge lewe huh!

Rauchlied.

Ech däd su gär emol raache,
Wenn ech nor en Zigar hätt'!
Ech däd su gär emol raache
Wenn ech d'r, wenn ech d'r, wenn ech d'r nor ain hätt'.
Alles suckelt an dem Dinge
On micht wässrig mir dat Maul,
Blus mir well et net gelinge,
Ain ze krinn, on dat es faul!

On ech däd su gär emol raache u. s. w.
Dä raacht ain fur achtzig Rettger[1]),
Sticht dat Dinge en't Gesicht,
On dä Anner raacht doch Blädcher,
Wu mer zwelf fur 'n Grosche kricht.

On ech däd su gär emol raache u. s. w.
Dat Gefehl eich zo beschreiwe,
Wämm'r mol gäre raache däd,
Kann ech net, dat loß ech bleiwe —
Wenn ech nor en Zigar hätt'!

On ech däd doch su gär 'mol raache u. s. w.
Wore dat noch Zeite, Fritzje,
Wie se noch se abgebeß,
Du hat jede Här e Stitzje
Doch am Enn ewech geschmeß.

On dad däd ech d'r jetzt als raache u. s. w.
Jetzt raacht Alles Meerschaumspetze,
Do wehren se erenn gestoch,
Ausgeraacht — wat kann dat netze —
On mein Peif die hat e Loch.

[1]) Scherzhaft für Taler.



On ech däd d'r doch su gär' mol raache u. s. w.
Wenn ech komme langs en Laade,
Wu se en de Kestjer stinn,
Denke ech, wad könnt' dad schade,
Wenns de ain devon könnst krinn?

Denn ech däd d'r doch su gär 'mol raache u. s. w.
Dad es doch e Lombelewe,
Wemmer gar kain Zigar hat!
On kai Deiwel well ain gewe —
Su e Lewe sein ech satt.

Kann dä Mensch sein Sorg' net blohse
Met dem Damp huh en de Loft,
Wu soll ich dir mein dann lohse —
Gieh — do hiert jo Alles of.
On drom däd ech och su gär emol raache,
Wenn ech norens en Zigar hätt'!
Drom däd ech och su gär emol raache,
Wenn ech d'r nor ain hätt'!

H. Hartung.

Hoch der Königin.

Pitter:

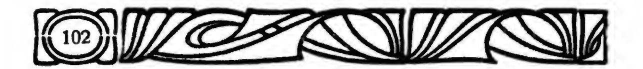
Nikela, nah, off ons Königin, do lohße ich nix komme!
Wenn ich se henne sehn, wierd Richtung gleich genomme!
Se es suh freindlich, jedem hilft se gähre,
Wenn nur net falsche Leit, net su vill Schelme wäre.
Do dronner mohß dann als dä echte Arme leide.
Dat giet suh en der Welt, dat es net zo vermeide.
Doch lohß mich dir emohl verzehle en Geschicht,
Dann wierd et dir ganz klohr, wie et die Königin micht:
Do onne en Rheinbrohl wor mohl e stark Gewitter,
En Ströme goß et eronner, et goß droff on derwidder.
Grad wor en Bauersmann en seine Keller gange
On sproch met seiner Frau, ob wohl die Krombier' lange.
Die Kellerdier stond off, dat Wasser schoß erenn,
Voll wor dä Keller bahl, o Gott, wat soll dat genn?
Dä Mann met seiner Frau, se konnte net eraus;
Zwai duhte Leit, die gohf et, dat wor en Schreck, en Graus.



Drei Kenner hatten se, die sohße traurig do,
Freind wore kain vuhrhanne, kai Mensch stund inne noh.
Do schrief dä Schöffe dat, der Königin brehwarm,
Wie gar su gruhß die Nuht on die Gemain suh arm,
On ob se net vielleicht e Kindche holle wollt,
Dann wäre der Gemain vill Last als abgehollt.
On en dem Tone ging et, en Vertelstonn noch weiter.
Et dauert gar net lang, do bracht en stolze Reiter
En gruhße Schreiwebrehf. Drenn wor korz angezaigt,
Zwai Kenner offzeholle, sei Majestät genaigt.
Dat gohf nau gruhß Pläsehr, doch wor die Wahl arg schwer
Dä nannte dit, dä dat, et ging die Kreiz on Quer.
Mer konnt sich net enschließe. Doch gohf mer dann am Enn
Die Wahl on och die Qual, der Königin en die Hänn.
Mer bracht die Kenner ihr, ließ ihr allein die Wahl,
Do zaigte sich dann gleich, dat sie kai Herz von Stahl.
„Nein, wähle kann ich net, ai Kend mößt ich dann schmerze
Ich liebe alle gleich, gleich sen se meinem Herze.
So möge se dann hier verbleiwe bei enain,
Dat wierd auch ihnen wohl dat allerliebste sein.“
Suh säht se liebevoll on bracht die Kenner onner,
Zefridde woren all, wat hienoh gar kai Wonner.
Joh, suh wor die Sach. Nikela, wat sähst dau nau?

Nikela:

Im Herzen breng ich stell ein Hoch der edlen Frau.



Cowelenzer Steckelcher.

K. Solle mer noch aine pettsche?

M. Droff! dau beiß em dä Kopp ab, on ich reiße em dä Schwanz aus.

K. Pitter, noch en Schoppe, oder wie die gefangene Franzuhse sohte en Schopping!

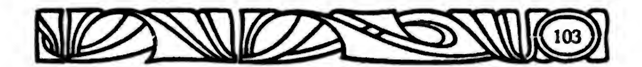
M. Joh, dat wore met winnig Ausnahme schrohe Kerle, dat Rahche aus dä Stommele on dat iwige Spucke — fujahn — et wierd mer noch iwel, wenn ich dran denke. On dat Bruhtfresse! On wat woren se em Frehjohr henner der Cigorrje, die se rie geß han.

K. Dä ierschte Dahg woren se net satt ze krije, se sein wie rohsig iwer dat Esse hergefalle. Ich han gesehn, dat aine dä annere gestuhß hat on dä e pahr Leffele verschlappert hat, dat dä sich off die Erd geschmeß hat on et offgeleckt hat.

M. On wie han se ausgesehn! Mer hat gefrohr fier se. Hernoh han se sich von dene Decke Reck gemacht, do kohme och schehne Stahle eraus.

K. Joh, die verfluchte Decke! Ahnfangs han se se verkahft on do han die Bauere met dene Decke och die Pocke haimgeschlaift.

M. Has dau gehiert, wie et der Fra Millersch met ihrem Offezier gange es. Do fiert se en en sein Stuff on do säht ä: Kommod', Kommod'! Ach wat, soht die Fra, nix Kommod': Hei dä Schank es fier et Kommod', do kenne Se ihr Sache erenn lehje. Dat hat dä Offezier nuhrens half verstanne. Korzom, ä hat dä Schank fier sein Kommod' benotzt. Do hat em ahwer dä annere Dahg die Millersch dä Standpunkt klohr gemacht, ech main, se hat em gehierig die Commodité gewiß.



K. Oh, en der Beziehung hat mer gemaint, se wäre all aus Paris oder Pole. On trotzdem han se hernoh iwer ons schlechte Enrichtunge geschennt, se woßte nix ze sohn, do han se gelohg wie gedruckt.

M. Alleweil wolle mer ahwer schlohfe ginn, sonst schennt die Fra. Gohte Nahcht.

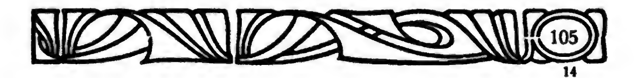
Wat mainste, Baldes, solle mer dä „Affeberger" mohl versohche? Affeberger, doh kimmst dau schehn ahn, Schengel! Aveberger haißt dä alleweil; dat klingt vuhrnehmer on se mainte och, se kennte en sich och deirer bezahle lohße. Ich erlehwe och noch, dat dä Affeberger widder zo Ehre kimmt. Kricht doch och die Lahbach widder ihre alte Name. Dat Lau wor nix fier en kalt Wasser-Anstalt. Nau es dat b, dat se erenn gefleckt han, iwerflissig. Dat Lahb, die Bach on dat ganze Wasser zehgt net mie; alleweil lehwen se widder von der Lofft. Do han se jo off der Lahbach dat Gaißekeppche, dat och schuns mohl ainer en „Ziegenhaupt" omgewannelt hat, on off dem schuns vuhr Johre Lofftbäder Mode wore, dat kennten se prächtig dozoh brauche. Denn mer hiert nix mie als Lofft; die Lofft en dä Rheinanlage es schuns besser, als die off der Schossie noh dem Stonnestain, die Lofft off em Kehkopp besser als die off der Karthaus. Nau wollten se off em Kehkopp noch en huhe Torm baue met ener Trapp, die rondenerom laift, dann kammer die Trapp eroff schuns off jedem Trappling die „höhere Lofft" genieße. Et wonnert mich nuhrens, dat se off der Huhacht noch kaine klimatische Kurort off Aktie engericht han. Wemmer do des Nahchts die Finstere off däht lohße, dann hätt mer die fresche Lofft aus der ierschte Hand. „Ich ginn en de Lofft" sohn die Weiwer. no, besser als wenn se ent Wasser gähnge. On do hallen se et noch fier e gruhß Gleck, dat die Lofft kai Geld kost, als wenn die Wertsheiser off dene huhe Berg net noch deirer wäre als wie onne. Fier suh en „Inhalationskur" mohß mer Doppelkrone han, sonst giet et net. On dann sohn se noch, „Lofft wär die beste Speise", ich han noch kaine gesehn, dä von



der Lofft satt gewuhre es, ahwer schuns vill, die Hunger drenn kricht han. Och wollt ich parehre, dat all die, die met esuh em Lofftballe offgestije sein, wie zom Beispill dä Gambetta, als se widder off der Erd wore, gehierig engehaue han, on dat kainer met der Loftt sich dä Mahge iwerlade hat. Ahwer meinetwehje! lehft von der Lofft on schlohft bei offenem Finster, dat eich dä Schnie morjens fohßhuh off em Bett leit. Ich danke derfuhr. Alles, wat iwerdriwe wierd, dahgt nix.

Do sein ich neilich dorch de Schloßstrohs gange, do kohm meine Schohster doher. „Maister Droht, Maister Droht", han ich gerohfe. Ahwer dä hat gedohn, als wenn ä mich net hiere däht. Do han ich gerohfe, „Herr Drcht" on wuppdich wore e do. Se wolle perforsch all Hähre sein on vom Maister nix mie wesse. Vuhrmohls hat mer dä Schohster Bechgawelier genennt, alleweil, wuh se kai Bech mie brauche on alles met Steffte nähje, sein et „Steftshähre" wuhre. Suh wollen se och bezahlt sein. Nix dohn on dofier vill Batze. On wie die Schohster sein se all. Se schäme sich Handwerksleit ze sein, drom lohßen se sich gähre en Schnorres onner der Nahs stinn, als wären se Milledähr Persone. Wahrt noch en Auebleck, Hampitter, ich mohß der noch ebbes verzehle. Wie ich noch weiter dorch die Schloßstrohß gange sein, do han se die grad beschitt. Do soht ich: „Gott helf eich, ihr Männer." Do hat mer aine zohgerohfe:" Oh wat, dat es net niedig, mir arbeite em Dahglohn." Do hat ich mei Fett.

En Schohsterschfrau hat en ongezogene klaine Jung gehatte, dä er de Kopp voll gekresch hat. Se hat en schuns aimohl gehierig gegervt, dä Jung ahwer hat en ainem fort gekresch. Do soh se vom vierte Stock dä ahl Armedokter onne vuhrbei ginn. Do hat se im zohgerohfe, ä sollt emohl eroff komme. Dem Dokter wor dä Ohdem bahl vergange, wie ä ohwe wor. Do soht die Fra zoh dem Jung: „Wells dau nau stell sein?



Hei es dä Hähr Dokter, on wenns dau net stell bes, dann lohße ich der zom Breche verschreiwe." Dä Jung wor stell, dat Mettel hat geholf, on dä Dokter konnt die dunkel Trapp widder allain eronner ginn.

Dä Ohwerpräsident P. E. ging emohl en dä Ahnlage met seinem Hindche spaziere, ohne dat Dehrche an em Sailche ze fiere. Et dauert och net lang, do kom en Butz on soht em, dä Hond mehßt ahngebonne wiere. Do maint dä Hähr, dä Hond wärem esuh anhenkelich, dat ä net von seiner Seit ging. „Dat well ich gähre glahwe," säht dä Butz, „ahwer von dem moralische Strick stiet nix en em Gesetz.

Am Bollezei-Gericht wor ainer vuhr, dä aiche Dill gestohl hat. Do wor dann vill von dene aiche Dill die Red, on doch woßt aine von dä Richter net, wat dat aijentlich wor. Drom hat ä sich an dä Präsedent gewendt on hat gefrohgt: „Sagen Sie mir doch, Herr Präsident, was sind denn aiche Dill?" „Mei Gott", gohf dä zor Antwort, „dat wieren se doch wohl wesse, aiche Dill sein danne Bohrt".

Ohwig der Breck, wuh alleweil die Ahnlage sein, log dicht am Lann en Fluhtz. Do kohm en Hähr vuhrbeigeritt, dä hat dene Flietzer zohgerohf: „Sagt mal, Leute, ist der Rhein noch am Wachsen?" Do hat aine von dene Flietzer gerohf: „Dat kannst dau joh von deinem Roßbayer (Roß-Bayard) besser sehn als mir, doh dein Aue off". Dä Hähr gohf seinem Pehrd die Spohre on hat sich aus de Bunne gemacht. „Kohwes", rehf em do aine von seine Kamerade zoh, „waißt dau och, wer dat wor?" „Nah". „No, dann well ich der et sohn, dat wor dä Prinz von Hesse". „Dä Kurprinz? No, dann woret als goht, dat ich em kain grohwe Antwort gehwe han".



Off der Mussel, wuh waiß ich net mie, hat vuhr Zeite mohl e Badeheisje gestanne, dat arg frequentiert wuhre es, on sich deshalf als ze klain erwiß. Om dem Iwelstann abzehelfe, gohf dä Borjemaister dä Roht, noch en Stock droff ze setze.

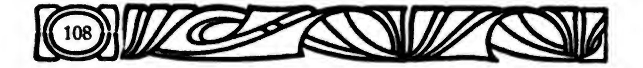
Kimmt do neilich en Bauer en e fein Restorang off der Lier on zehgt mächtig an seiner Peif. Wie dat emmer esuh giet, spuckt ä och dobei off dä Bohdem. Dä Ohwer micht e schroh Gesicht on stellt em dä Spucknapp dohin. Meine Bauer ahwer drägt sich erom on spuckt noh der annere Seit weider. Nau mohß dä Stefft dä Napp off die annere Seit trinn, ahwer widder drägt sich dä Bauer erom on spuckt noh ener dritte Seit, on widder wierd em dä Napp dohin gestellt. Wie dä Bauer dat seht, wierd e grobb on säht: „Wenn de mer nau dat Debbche noch emohl vuhr mich hinstellst, dann spucke ich der ainfach erenn".

Der Regierungsbote M. wurde von einem Wirt ersucht, den Betrag für das Couvert eines Festessens, welches nicht zum Besten ausgefallen war, einzuziehen. Er rechtfertigte die Ablehnung dieses Begehrens folgendermaßen: „No, ich han em schehn haimgeleicht. Nah! soht ich, Herr Müller, dat dohn ich net, soht ich. Wenn se schlecht Esse gehwe, soht ich, dann kenne se dat Monnie och selwersch enkassiere, soht ich, ich sein net dofier do, soht ich, dat Geschenns ahnzehiere, soht ich, dofier danke ich. Maine se, soht ich, ich wär esuh domm, mich schenne ze lohße, soht ich. Nah! soht ich, do sein se ahwer schroh ier, soht ich, kochen se dat nächste Mohl besser, soht ich, dann bezahle die Hähre och gähre, soht ich. Do hat ich doch recht, gellense?"



Hiermit sei diese kleine Arbeit geschlossen. Sie diene dem Coblenzer, für den sie eigentlich nur bestimmt ist, zu einer freundlichen Erinnerung, wenn er in der Ferne weilt, zu einer erheiternden, wenn er im höhern Alter der Zeit gedenkt, wo unsere Mundart noch in voller Blüte stand. Aber auch das, was noch vorhanden, möge in Liebe gehegt und gepflegt werden, auf daß, wenn wieder einmal zwei so hervorragende Persönlichkeiten unserer Stadt zusammenkommen, wie dies mit Metternich und Görres der Fall, sie sich derselben erfreuen können. Als nämlich diese beiden einst in München zusammentrafen, bemerkte Görres beim Abschiede, daß ihn nichts an Sr. Durchlaucht so sehr gefreut habe, als daß er in der Sprache noch den Coblenzer verraten. Lächelnd erwiderte der Fürst: „Auch Sie haben in Ihrer Aussprache ein schönes Residuum unserer Vaterstadt bewahrt. Wir verstehen uns.“ So der Rheinische Antiquarius Abteil. I, Bd. 2, S. 502. Wenn demgemäß die Coblenzer Mundart einen Metternich mit einem Görres zum Verständnis gebracht hat, wo gäbe es eine zweite, die ihr auch nur entfernt gleichzustellen!





II.

Hervorragende Persönlichkeiten,

die in Coblenz geboren sind.



1.
Petrus Confluentinus

eröffnet der Zeit nach unstreitig die Reihe berühmter Coblenzer. Er war Mönch in Himmerod, und Cäsarius von Heisterbach, welcher um das Jahr 1240 starb, erzählt schon von ihm eine wunderbare Geschichte. (VIII. 3. — Manip. Hemmerodensis, p. 63.)

2.
Heinrich von Rübenach.

Die Familie Heinrichs gehörte zu den angesehensten der Stadt Coblenz, obgleich sie keine ritterbürtige war. Heinrich trat wie Kalteisen in den Dominikanerorden; auch er ward Professor der Theologie an der Universität Köln, verließ aber diese Stelle, als ihm Erzbischof Rupert die Würde eines Weihbischofs unter dem Titel eines episcopi Venecomponensis übertrug. Da aber Landgraf Hermann von Hessen sich mit Rupert um den erzbischöflichen Stuhl stritt und endlich obsiegte, entfernte er den Weihbischof, der in der Reihe seiner Gegner gestanden, von seinem Amte. Dieser trat wiederum seine Professur an und erscheint noch 1484 als Decan seiner Facultät. Im hohen Alter zog er sich in das Kloster seiner Vaterstadt zurück und starb hier den 14. October 1493. Mitten im Chore

der Kirche stand sein Grabstein, der nach P. Hierotheus und nach Herrn Dompropst Dr. Holzer (in seiner Schrift de Proepiscopis Trevirensibus, p. 56) folgende Inschrift trug: Hic jacet reverendus in Christo pater et Dom. D. Henricus de Rivenaco, magister theologiae, inquisitor haereticorum, ord. praed. Episcopus Venecomponensis, filius hujus conventus. Obiit a. D MCDXCIII die 14. Oct. Der Grabstein ist indes aus der Dominikanerkirche in das hiesige Gymnasial-Gebäude gekommen und neben der Türe zur Bibliothek eingemauert worden. Er zeigt einen Bischof in mehr denn natürlicher Größe und folgende, schwer zu entziffernde Umschrift: Effigies Domini Henrici de Rivenaco, hereticaeque pravitatis inquisitoris, quondam provincialis, sacro-sanctae scripturae proffessoris . . . . 1493 ordinis praedicatorum in medio chori sepulti episcopi Venecomponensis . . . . filii hujus conventus cujus anima requiescat i . . . . . Das hereticaeque gleich hinter dem Namen zeigt deutlich, daß irgend ein Wort vorhergegangen ist, und überhaupt läuft die Inschrift so durcheinander, daß die Vermutung wohl gerechtfertigt erscheint, die einzelnen Stücke des die Inschrift tragenden Rahmens seien bei der Ummauerung versetzt worden; dies war um so leichter möglich, als die Inschrift äußerst schwierig zu lesen ist und vielleicht nicht entziffert wurde. Die Inschrift lautete wohl folgendermaßen: Effigies D. Henrici de Rivenaco, Magistri theologiae hereticaeque pravitatis inquisitoris, ordinis praedicatorum quondam provincialis, SStae scripturae professoris, Episcopi Venecomponensis (. . . .) filii hujus conventus . . . . 1493 in medio chori sepulti, cujus anima requiescat in pace. — Der Stein ist so gut verputzt und so stark mit Oelfarbe über-

strichen, daß Abteilungen des Rahmens nicht zu erkennen sind. Die Frage endlich, wie P. Hierotheus (in seinem Manipulus Confluentinus, p. 139) zu einer anderen Grabschrift gekommen, ist nicht zu beantworten, da weder anzunehmen, daß zwei verschiedene Inschriften vorhanden, noch daß P. Hierotheus nicht im Stande gewesen, die ihm vorliegende zu entziffern.

3.

Heinrich Kalteisen, Kalthysen,

Doctor und Professor an der Universität zu Köln, ward im Jahre 1452, auf Empfehlung des Cardinals Nikolaus von Cues, Erzbischof von Drontheim in Norwegen. Hier wirkte er mit vielem Eifer und Geschick, kehrte aber späterhin wieder in seine Vaterstadt Coblenz zurück, wo er am 2. October 1465 starb. Er gehörte dem Dominicaner-Orden an und ward auch in der Kirche dieses Klosters beigesetzt. Sein Grabstein trug die Inschrift: A. MCCCCLXVII die mensis Oct. obiit reverendus in Christo pater et dominus D. Henricus Kalthysen, ord. praed. Ss. theol. prof. egregius quondam lector sacri palatii, haereticae pravitatis inquisitor et sacrae crucis praedicator, archipus. Nydrosiensis (Drontheim) et Caesareensis. Letzten Bischofstitel führte er in partibus infidelium. In der Bibliothek des hiesigen Gymnasiums finden sich mehrere Handschriften von ihm. Es erscheint zweifelhaft, ob der Name Kalteisen sich in den, noch in unserer Stadt vorkommenden Namen Kaltenhäuser umgewandelt hat, wie dies einige annehmen.

4.

Andreas Kettwig,

ein geborner Coblenzer, war Karmeliter-Mönch, Doctor und Professor der Theologie, Decan der Universität Köln, starb 1477. Er schrieb Sermones per annum libros tres u. A. m. (Hartzheim, Biblioth. Colon. p. 17.)

5.

Henricus Confluentinus,

dessen Familienname „Boppard", war der 38. Abt der berühmten Benedictiner-Abtei St. Mathias bei Trier. Er ward gewählt den 21. August 1542 und starb nach vielen Drangsalen, die er und seine Abtei namentlich bei der Eroberung Triers durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg im Jahre 1552 erlitten, am am 19. Januar 1566.

Andreas Bopparter,

sein Bruder, ward den 30. September 1542 zum Abte der eben so hoch stehenden Cisterzienser-Abtei Eberbach im Rheingau erwählt. Derselbe starb den 14. Sept. 1553. Von ihm wird unter Anderm erzählt, daß er das in dem Keller der Abtei lagernde Faß von 74 Fuder, welches im Jahre 1525 bei einem Bauern-Auflauf geleert worden war, wiederum gefüllt habe.

5.

Johann Urbarius

ward im Jahre 1576 zum Abte der Cisterzienser-Abtei Rommersdorf gewählt. Er bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1595, wo er sich zurückzog. Er starb 1618.

Johann Augustin Machhuis

ward zum Abte der Benedictiner-Abtei Laach gewählt ,den 6. Februar 1552. Er zeichnete sich in jeder Beziehung aus, tat namentlich viel für Wissenschaft und Kunst. Sein Tod erfolgte den 10. Juli 1568. Der Name ‚Machhausen" findet sich noch in unserer Stadt.

8.

Joannes Magir,

ein geborner Coblenzer, trat mit 23 Jahren in den Jesuiten-Orden, in welchem er sich als Missionär und Prediger rühmlichst auszeichnete. In den letzten 17 Jahren seines Lebens bekleidete er das Pfarramt zu Speyer, wo er auch am 8. September 1609 in einem Alter von 51 Jahren starb. Er schrieb unter Anderm: Disceptatio epistolaris J. Magiri, Jesuitae concionatoris, et Davidis Paraei, christiani Theologi, de autoritate divina et canonica scripturarum deque absoluta ecclesiae infallibilitate. Heidelberg 1604. Vergl. de Backer, Bibliotheque des ecrivains de la Comp. de Jesus. II. 379.

9.

Johann Theodor von Senheim,

nach seinem Ortsnamen späterhin Otto genannt, ward in Coblenz geboren den 4. Juli 1601. Sein Vater war Friedrich von Senheim, der Bruder des Kanzlers Johann Simon, welcher Altenhof Nr. 13 wohnte und beider Rechte Doctor und Schöffe der Stadt war. Johann

Theodor tat Profeß in dem Kloster der Dominikaner zu Coblenz, ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Köln, wo er sich den Grad eines Doctors der Theologie und den Titel eines Professors erwarb. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, erregte er bald die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Philipp Christoph, der ihn demnächst in seinen politischen Verwicklungen zu allerlei Sendungen benutzte. Zuerst sandte er ihn an die spanische Infantin Isabella, die Tochter des Königs Philipp II, welche dieser kurz vor seinem Tode mit dem Erzherzog Albert von Oestreich vermählt und ihr die Niederlande zum Heiratsgute übergeben hatte, dann an den allerchristlichsten König Ludwig XIII. (Richelieu) selbst. Otto entledigte sich seiner Aufträge zur größten Zufriedenheit seines gestrengen Herrn, der denn auch seine Wahl zum Weihbischof und Bischof von Azot in einem päpstlichen Concil vom 23. Juli 1633 veranlaßte und trotz der Widersprechenden durchsetzte. Otto erhielt aber bei den damaligen kriegerischen Zeiten seine Ernennung erst im Jahre 1636 zu Köln, wo er sich auf Befehl Philipp Christophs aufhielt, um in seinem und des Königs von Frankreich Namen den Erzbischof von Köln zum Anschluß an Frankreich zu bestimmen. Hier erlangte er jedoch kein günstiges Resultat, und als er zu Schiff zurückkehren wollte, ward dies von den Spaniern genommen und er mit um so weniger Schonung als Gefangener behandelt, als er sein Ordenshabit abgelegt und die gewöhnliche Kleidung eines Laien trug. Er ward nach Jülich gebracht. Philipp Christoph gab sich große Mühe, ihm seine Befreiung wieder zu bewirken, und wandte sich namentlich an den päpstlichen Gesandten Caraffa; doch blieben auch dessen Bestrebungen vergeblich, und erst

einem ernstlichen Begehren des Papstes Urban VIII. wurde endlich entsprochen. Otto war aber kaum befreit, als sein Herr selbst als Gefangener nach Wien gebracht wurde. Mit der größten Ausdauer suchte er nun eifrigst den zwischen dem Erzbischof und dem Domcapitel schwebenden Streit zu schlichten, wofür ihn Philipp Christoph nach seiner endlich erfolgten Rückkehr zum Domherrn ernannte (1647). Otto aber widmete sich jetzt und namentlich nach Philipp Christophs Tode unter dem Erzbischof Karl Kaspar ganz seinen eigentlichen Berufsgeschäften. So kam er denn auch im Laufe der Jahre zur Inspection des Klosters nach Laach, und hier ereilte ihn am 11. November 1662 der Tod. Seine Leiche ward nach Coblenz gebracht und dort in der Mitte des Chores der Dominikanerkirche beigesetzt. — Der Briefwechsel zwischen Otto und Philipp Christoph ist noch vorhanden und gibt ein glänzendes Zeugnis über den Verstand und die Fähigkeiten des Ersteren, obgleich derselbe nur ungern und gegen seine Neigungen die Functionen eines Gesandten übernommen.

10.

Johann Kaspar Pflüger, Phluger,

geboren in Coblenz den 4. Januar 1620, war der Sohn eines Apothekers. Wir finden ihn wieder als Pastor in Hayn (Höhn?) bei Hadamar, aus welcher Stelle er am 12. August 1658 zum Abte der Abtei Marienstatt gewählt ward. Er starb zwischen 1684 und 1688.

11.

Johannes Kramprich

ward im Jahre 1620 in Coblenz geboren. Sein Vater war der Schöffe und Bürgermeister Maximilian Kramp-

rich, der, als er sich den Angriffen des Kurfürsten Philipp Christoph auf die alte Verfassung der Stadt, der beabsichtigten neuen Besteuerung etc. kräftig widersetzte, nicht nur seines Amtes enthoben wurde, sondern auch mit Einquartierung von 5, 6 und mehr Soldaten belastet und mit Arretierung seiner Person, Hab und Güter bedroht wurde. So mußte er endlich von Haus und Hof weichen; er ging nach Luxemburg und kehrte erst nach Jahren zurück. Von seinem Sohne Johann wissen wir nur Weniges. Er kam frühzeitig an den Hof zu Wien und stand dort in näherer Beziehung zum Fürsten Gonzaga. Dieser war Obristhofmeister der verwittweten Kaiserin Eleonore, Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrats, also ein Mann von Bedeutung für unsern Landsmann. Nachdem letzterer einige kleinere diplomatische Missionen glücklich beendet und den jungen Fürsten Gonzaga auf einer größern Reise begleitet hatte, ward er kaiserlicher Gesandter bei den General-Staaten im Haag. Hier blieb er 37 Jahre lang bis zu seinem am 11. April 1693 erfolgten Tode. Mit dem Prädicat von Cronefeld war er in den Adelstand erhoben worden. Er wurde in der Kirche zu U. L. Fr. hierselbst begraben, und trägt sein stattliches Denkmal aus Marmor folgende Inschrift:

D. O. M.

HoCCe saCeLLVM pro CorporIs sVI reqVIe atqVe resVrrCtIone In VIVIs eLegIt Ill^{mus} et Rev^{mus} D. D. Ioannes Cramprich de Cronefeld Confluentinus, Sac. Rom. Imp. & Ord. SS. Mauritii et Lazari Eques, Sac. Caes. Maj. Consiliarius apud PP. foederati Belgii Ordines ad ann. XXXVII Residenz Legatus, et Plenipotentiarius longe Excellentissimus. Raris naturae et gratiae donis

studio, virtute, et experientia mirifice excultis Clarissimus, Illisque Ecclesiae, Imperio, ac bono publico praeclare jugiter impensis, Celeberrimus Religionis Catholicae publicus cultor et propugnator semper ferventissimus, Afflictorum et pauperum consolator et Patronus verbo et opere dulcissimus ac liberalissimus, etc. Multorum cum moerore Hagae Comitis An. MDCLXXXXIII.

Aprilis XI. Aetat. LXXIII.

gloriose ac pientissime defunctus.

AnIMa eIVs eXpVrgata LVCe et reqVIe gaVDeat perpetVa

QVI LegIs Ista VIator DIC aMen et Ita VIVe Vt VIVas.

Huic praecellentissimo familiae suae columini ac honoratissimo suo D. patruo debitae observantiae et gratitudinis ergo moesti haeredes Cramprich de Cronefeld etc. etc. hoc monumentum posuerunt.

Da er hiernach ein Alter von 73 Jahren erreicht hatte, die Grabschrift auch mit der größten Sorgfalt verfaßt worden ist, wofür schon die dreimalige Anbringung der Jahreszahl in Form eines Chronostichons spricht, und daher alle nur denkbare Zuverlässigkeit bietet, muß das Jahr 1620 das Jahr seiner Geburt gewesen sein. Wir finden indes in dem Kirchenbuch von U. L. Fr. in diesem Jahr keinen Sohn des Bürgermeisters Kramprich eingetragen, wohl aber in dem Jahre 1617 (18. Juli) einen solchen mit dem Namen Peter Johann und in dem Jahre 1622 (30. Juni) einen zweiten mit dem alleinigen Namen Johann. Diesen Tag der Geburt nimmt der Rheinische Antiquarius an: es bleibe der Entscheidung des kritischen Lesers überlassen, ob er sich für diese Autorität oder für jene des toten Marmors entscheiden will; nach unserer An-

sicht fällt indes letzterer unstreitig schwerer ins Gewicht. Der Verfasser des in Nr. 131 der Coblenzer Zeitung vom Jahre 1863 enthaltenen Aufsatzes über die Liebfrauenkirche hält das Brustbild in weißem Marmor auf dem Grabdenkmal für das Portrait des Bürgermeisters Maximilian Kramprich, für welche Annahme sich indes nicht der kleinste Anhaltspunkt findet: es ist unbedenklich jenes des Gesandten. Vehse in seiner Geschichte des östreichischen Hofes, Bd. VI, pag. 102, sagt Folgendes über ihn: „Als kaiserlicher Resident und Envoyé erscheint 1683, in dem Jahre, wo das Haager Concert zu Stande kam, Baron von Krampricht, der nachher nach Konstantinopel geschickt ward, und 1683 im Haag starb.“ Vehse irrt mit der Gesandtschaft nach Konstantinopel: Kramprich blieb ruhig im Haag. In der Bibliothek der Stadt Coblenz findet sich eine Reihe von Nürnberger Kalendern, in welchen unser Kramprich seine Correspondenz notiert hat und mitunter auch die eine oder andere Notiz einflocht. Eine größere Zahl der letzteren habe ich in dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, Nürnberg 1865, Bd. 12, Nr. 4, 5 und 6, mitgeteilt, worauf zu verweisen ich mir erlaube.

12.

Valentin Scheiden,

geboren zu Coblenz den 29. Januar 1638, Doctor der Theologie, ward Canonicus zu St. Mauritius in Mainz und im Jahre 1669 Pastor zu U. L. Fr. hierselbst, bald darauf auch Official des erzbischöflichen Consistoriums. Er starb den 13. Juli 1692.

13.

Johann Peter von Trarbach

ward geboren in Coblenz im Jahre 1651. Er war ein ausgezeichneter Jurist, wie kein zweiter am ganzen Rheinstrom zu finden, und dreier Kurfürsten Geheimer Rat. Zuletzt Kanzler, starb er, 73 Jahre alt, am 30. April 1724 und ward in der Kirche zu U. L. Fr. begraben.

14.

Justinus Confluentinus,

ein berühmter Prediger und Gelehrter des Kapuziner-Ordens, Guardian und Lector, starb im kräftigsten Mannesalter zu Mainz den 9. Januar 1703.

15.

Johann Arnold von Solemacher

ward geboren in Coblenz den 29. August 1657. Sein Vater, Johann, war Gerichts-Schöffe, kurfürstlicher Rat und geheimer Sekretär, seine Mutter, Anna Katharina, eine geborne Trimps und Stiefschwester des k. k. Gesandten Kramprich von Cronefeld, den wir bereits kennen gelernt haben. Die Solemacher gehören zu den ältesten Familien unserer Stadt, in welche sie aus Neuß gezogen; daher führten sie anfänglich von dieser Stadt ihren Namen, wie denn noch als Pate Johann Arnolds der Rat Arnold von Neuß aufgeführt wird. Der Vater, Johann, hatte bei der Wahl des Kaisers Leopold zu Frankfurt im Jahre 1658 das Protokoll geführt und später der Reichsversammlung in Regensburg

beigewohnt und war dieserhalb in den Adelstand erhoben worden; er bewohnte das Haus in der Kornpfortstraße Nr. 6, welches denn auch das Geburtshaus Johann Arnolds war.

Johann Arnold studierte in Trier und ward daselbst im Jahre 1677 Licentiat der Rechte. Nach einem kurzen Aufenthalt beim k. Reichskammergericht in Speyer erhielt er im Juni 1679 die Stelle eines Assessors beim Hofgericht zu Coblenz. Bevor er indes somit in kurfürstlich Trierische Dienste trat, begab er sich auf Reisen und verweilte namentlich in Italien und Rom bis zum September 1680, zu welcher Zeit er über Lyon nach Paris ging. In dieser Stadt blieb er bis zum Mai 1681 und kehrte dann nach Coblenz zurück, wo er neben seiner Assessorstelle als Secretär beschäftigt ward. Sehr bald wurde er zum Hofrat ernannt. Indes, wohl in Folge einer Controverse, ging er im Jahre 1685 in gleicher Stellung in kurkölnische Dienste. Hier schwang er sich in rascher Folge bis zur Würde eines Kanzlers herauf. Viele Verdienste erwarb er sich um die Verwaltung des Kurfürstentums während der Abwesenheit des in die Reichsacht erklärten Kurfürsten Joseph Clemens (1702 — 1714), bei dessen Abreise er gleich von dem Domkapitel zum Geheimen Rat befördert wurde. Aber auch der Kaiser nahm seine Dienste in Anspruch: er übertrug ihm mehrere Gesandtschaften, und ward er namentlich Abgeordneter zu den Friedenscongressen in Nymwegen, Haag und Utrecht. Unter Joseph Clemens' Nachfolger, dem Kurfürsten Clemens August, ward er Kanzler des Erzstifts; indessen sehr bald darauf folgte er einem Rufe des Kurfürsten von Trier, Franz Ludwig, der ihm ebenfalls die Stelle eines Kanzlers in seinem Lande

anbot. Es bestimmte ihn hierzu hauptsächlich der Wunsch, wieder in seine Vaterstadt zu kommen, dann auch die Höhe der Besoldung, die in 880 Thlr., 3 Fuder Wein, 24 Malter Korn, freier Wohnung im Tal und Futter, Stallung und Beschlag für 2 Pferde bestand. Auch hier war seine Wirksamkeit eine erfreuliche und segensreiche, und seine Tüchtigkeit fand allgemeine Anerkennung.

Im Jahre 1700 hatte Johann Arnold das Rittergut Namedy gekauft und ward im Jahre 1718 von Kaiser Karl VI. unter Hinzufügung des Namens und Wappens der alten Familie Husmann von Namedy in des h. Römischen Reichs Ritterstand erhoben. Von ihm rühren unter anderm auch die Pläne zu den früheren Anlagen an dem Brunnen zu Tönnisstein, welche von dem Kurfürsten Maximilian Heinrich in kleinem Maßstabe begonnen, von dessen Nachfolgern Joseph Clemens und Clemens August sehr erweitert und verschönert wurden.

Se. Excellenz der kurtrierische Geheime Staatsrat, Hofkanzler und Revisions-Director J. A. Edler von Solemacher starb, 76 Jahre alt, den 17. November 1734, aus seiner, im November 1682 geschlossenen Ehe mit Maria Elisabeth von Steinhausen von 15 Kindern noch 6 hinterlassend, von denen nur ein Sohn, Johann Hugo, die Familie fortpflanzte. In der Kanzlerwürde aber folgte ihm der Gemahl seiner Tochter Maria Theresia: Johann Matthias von Coll, magni soceri dignissimus gener et successor, wie ihn v. Hontheim bezeichnet.

16.

Pater Walricus a Santa Trinitate,

geb. 1662 zu Coblenz, ist der Erfinder des Melissen- oder Carmelitergeistes. Derselbe studierte auf Wunsch

seines Vaters, der Apotheker war, die Pharmacie, trat aber später in das Carmeliterkloster zu Köln. Nach Vollendung seiner Studien zum Priester geweiht, wurde er später Prior in Coblenz, dann in Würzburg. Endlich kam er nach Regensburg, wo er im Jahre 1718 den Carmeliter-Geist zu bereiten begann. Derselbe fand bald große Verbreitung, denn er bewies sich hülfreich bei Schwächezuständen, Schwindel, Kopfschmerz u. s. w. P. Walricus starb zu Regensburg am 24. April 1724.

17.

Hierotheus Confluentinus

war ein geborner Coblenzer. Stramberg nennt ihn den ältesten Sohn des Zolldieners Ph. E. Stammel und bezeichnet den 7. September 1682 als seinen Geburtstag. Nach andern war sein Familienname Joh. M. Burggraf; diese stützten sich auf eine vom derzeitigen Pastor Kopp von U. L. F. hierselbst geschriebene Urkunde vom 10. Dec. 1783, wonach ein Frater Hierotheus, Capuziner-Ordens, der mit seinem Weltnamen Joannes Matthias Burggraff hieß, in seinem Testamente eine Messe zur Memorie seiner Eltern gestiftet. Es erscheint indes hierbei auffallend, daß nichts Näheres über diesen Fr. Hierotheus gesagt, daß z. B. seines Ruhmes als Schriftsteller nicht erwähnt wird, und so möchte es schwer fallen, die Identität der Personen zu beweisen. Die Familie Burggraf war zur Zeit eine der besseren Bürger-Familien unserer Stadt. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob unser Hierotheus derselben oder der Familie Stammel angehörte. Den Namen Hierotheus nahm er an, als er in den Capuziner-

Orden im Kloster zu Ehrenbreitstein eintrat. Der Cardinal und nachmalige Fürstbischof von Speyer, Graf Damian Hugo von Schönborn, erwählte ihn im Jahre 1716 zu seinem Beichtvater; er folgte demselben nach Rom zur Wahl des Papstes Innocentius XIII. (1721). Im Jahre 1723 ward er zum Definitor, 1724 zum romanischen Custos für das General-Capitel, gleichzeitig zum Guardian des Klosters in Ehrenbreitsein, 1727 endlich zum Provinzial gewählt. Er blieb in letzterer Stellung durch viermalige Wahl bis zum Jahre 1757, in welchem Jahre er sich in das Capuziner-Kloster zu Trier zurückzog und daselbst 1764 starb. Er schrieb: Provincia Rhenana fratrum minorum Capucinorum, a fundacionis suae primordiis usque ad annum 1734. 4°. — Epitome historica, in qua res franciscanae generatim &c. 1750. 4°. — Manipulus Confluentinarum memorabilium rerum. Luxemburgi 1753. 8°. — und eine Abhandlung de Missae sacrificio. Mogunt. 1759· 4°. In der Provincia Rhenana, in welcher er über Gelehrte und Künstler, die seinem Orden angehörten, oft völlig unbekannte und überraschende Aufschlüsse gibt, führt P. Hierotheus auch eine Reihe von Coblenzern an, die sich in dem Orden ausgezeichnet, als den P. Petrus, der als Provinzial des Ordens zu Mainz im Jahre 1720 gestorben, den Guardian des Klosters zu Trier, P. Pancratius, mit seinem Familiennamen Konrad Stock und ursprünglich Küfer, der als Prediger sich auszeichnete (1733), den P. Petrus Damascenus, vor seinem Eintritt in den Orden Alexander Lauwenberg genannt, der als Poet am pfalzgräflichen Hofe zu Heidelberg in hoher Gunst stand und daselbst (1746) gestorben ist, den P. Casimir, Beichtvater des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, u. A. m. Näheres über

dieselben wissen wir indes nicht anzugeben. Der Manipulus Confluentinus, wenn auch größtenteils aus v. Hontheim und aus Brower zusammengetragen, ist das erste geschichtliche Werk über unsere Stadt und immerhin noch wertvoll.

18.

Johann Hugo von Gaerz

ward geboren in Coblenz den 15. August 1684 in dem von seinem Vater, dem Hofrat Heinrich Wolter von Gaerz erbauten, jetzigen Kehrmann'schen Hause am Paradeplatz. Er nahm im Jahre 1697 Besitz von dem ihm verliehenen Canonicat zu St. Florin. Später zum erzbischöflichen Official ernannt, bekleidete er diese Stelle nur kurze Zeit, indem er im Jahre 1715 zum Bischof von Doryla (episcopus Dorylensis in partibus) zu Bonn geweiht und zu gleicher Zeit zum Weihbischof von Osnabrück erwählt wurde. Der Kurfürst von Trier, Karl von Lothringen, war Fürstbischof zu Osnabrück. Da nach dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1648 einem katholischen Fürstbischof in Osnabrück jedesmal ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg zu folgen hatte, ward Johann Hugo vom Kurfürsten Karl zum Weihbischof von Osnabrück designiert. So fiel denn demselben nach des Kurfürsten Tode (4. December 1715) die geistliche Regierung des Hochstifts anheim, während die weltliche an Ernst August II. gelangte. Leider war sein Wirken nur von kurzer Dauer: er starb nämlich schon am Christtage des Jahres 1716 in dem Alter von 32 Jahren. Die ihm im Dome zu Osnabrück gesetzte Grabschrift lautet

nach dem „Rheinischen Antiquarius“: „Hic jacet, in quo, dum viveret, effigies S. Caroli Boromaei stetit; dixisses ipsissimum, nisi nomen scivisses: Joannes Hugo a Gaertz, Episcopus Dorylensis, Missionum septentrionalium Vicarius Apostolicus, denatus anno MDCCXVI. die XXV. Decembris: effigiem ipsam in se dum faciebat, dabat umbram humilitas, lucem puritas. Zelus, scientia, oratio, sui abnegatio grata erat, qui sancta, mixtura colorum: solus argenteus deerat; et habuisset, nisi pauperes fuissent, quibus et se et sua dedit. Hoc reliquit quod hic jacet, caetera habet coelum, tu viator exemplum. R. I. P.“

Ein zweiter Johann Hugo von Gaerz ward im Jahre 1725 Canonicus an der Collegiat-Kirche zu St. Simeon in Trier und starb im Jahre 1756.

19.

Hermann Manheim

ward geboren den 26. März 1700. Der Vater Mathias war Schöffe des Hochgerichts und Notar in unserer Stadt, die Mutter eine geborne Hegener. Hermann trat in den Jesuitenorden, ward Doctor der Theologie, Professor und Dekan an der Universität zu Trier. Er zeichnete sich besonders als Lehrer aus und war bis zum Ende seines Lebens von außergewöhnlichem Eifer und Fleiß. Sein Tod erfolgte den 28. August 1743.

20.

Modestus Manheim,

der Bruder des Vorigen, ward am 5. November 1727 zum Abte der Benedictiner-Abtei St. Matthias bei Trier

gewählt, erscheint später als Vice-Kanzler der Universität, was seine höhere wissenschaftliche Bedeutung bekundet, und starb den 2. April 1758.

21.

Emmerich Joseph,

Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Bischof von Worms etc.,

ward geboren zu Coblenz, im jetzigen Sehmer'schen Hause Kornpfortstraße 15, den 12. November 1707. Sein Vater war der Freiherr Damian Ferdinand von Breidbach-Bürresheim, seine Mutter Anna Helena Sophia Freiin von Warsberg. Schon bei der Geburt ward er als sechster Sohn aus dieser Ehe für den geistlichen Stand bestimmt, und so erhielt er bereits im Jahre 1714 in Trier, im Jahre 1719 in Mainz eine Dompräbende. Nach absolvierten Universitätsstudien in Rheims rückte er zu Mainz im Jahre 1732, zu Trier im Jahre 1736 in die Zahl der Domcapitulare ein. Da er gleichzeitig Capitularherr bei dem Ritterstift zu St. Alban und Canonicus zu St. Victor in Mainz geworden, nahm er seinen Wohnsitz in dieser Stadt. Hier beschäftigte er sich viel mit dem Studium des Landrechts und ward wohl in Folge dessen späterhin zum Präsidenten der Landes-Regierung ernannt. Im Jahre 1758 ward er Domdechant und zeichnete sich auch in dieser Stellung durch Eifer und strenge Pflichterfüllung sowie durch eine große Herzensgüte aus. Nach dem am 4. Juli 1763 erfolgten Tode des Kurfürsten Johann Friedrich Karl, Grafen von Ostheim, hatte er unter den Candidaten die wenigsten Stimmen, nämlich 5, während der Domsänger von Specht-Bubenheim 8, der Dompropst

von Elz 11 Stimmen hatte. Der unerwartete Uebertritt des Domsängers zu der Partei Emmerichs entschied seine Wahl, der denn auch gleich der Dompropst von Elz beitrat, so daß dieselbe eine einstimmige ward (5. Juli 1763). Alsbald brachte daher der Magistrat unserer Stadt Coblenz dem Vater des neu gewählten Kurfürsten die Glückwünsche der Stadt; ebenso feierten die Zünfte und Bürger das freudige Ereignis in einem feierlichen Aufzuge, wofür der Freiherr den letzteren drei Fuder Wein zum Besten gab.

Den 13. November 1763 empfing Emmerich Joseph in der Schloßcapelle die bischöfliche Consecration; für das mit der päpstlichen Bestätigung verliehene Pallium war eine Abgabe von 70,000 fl. verbunden, welche das Land aufzubringen hatte. Der neue Kurfürst erließ diese Abgabe seinen Untertanen und berichtigte obige Summe aus eigener Tasche. Den 3. April 1764 krönte er den neu erwählten römischen König Joseph II. unter dem Beistande der Kurfürsten von Trier und Köln zu Frankfurt a. M. Bald nach seiner Rückkehr ernannte er den kenntnisreichen Freiherrn von Groschlag zum Conferenz-Minister und ordnete mit dessen Hülfe die Finanzen, die durch den kaum beendigten 7 jährigen Krieg sehr in Verfall geraten waren, namentlich durch Tilgung der bedeutenden Schulden mittelst Beschränkung der Ausgaben für den Hofstaat und das Militär. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete der Kurfürst den Kirchen- und Schul-Angelegenheiten. Er suchte die Geistlichkeit zu einer sorgfältigen wissenschaftlichen Bildung und zu genauer Erfüllung ihrer Berufspflichten anzuhalten; er beschränkte die Zahl der Feiertage erheblich und sorgte eifrig für wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Zöglinge

des Priester-Seminars. Den Ordensgliedern legte er die getreue Beobachtung ihrer Ordensregeln an's Herz und untersagte ihnen streng den Aufenthalt außerhalb ihrer Klöster, ebenso die Aufnahme in letztere vor vollendetem 25. Jahre und verbot das Einbringen von mehr denn 200 fl. bei der Aufnahme. Er gründete ein Schullehrer-Seminar und eine Realschule in Mainz und leitete überhaupt eine Reform des Schulwesens ein, die allgemeine Anerkennung fand. Im Gebiete der Rechtspflege wurde durch ihn das gerichtliche Verfahren vereinfacht und abgekürzt, das Vormundschaftswesen musterhaft geordnet und auf eine strenge und unparteiische Rechtspflege fest gehalten. Durchgehends wurden strengere Prüfungen eingeführt, und nur wahrhaft wissenschaftliche Männer fanden im Staatsdienste Anstellung. Handel und Gewerbe suchte er in jeder Weise zu heben; er verbesserte die Landstraßen und widmete der Mainzer Schiffahrt das größte Interesse.

In Erfurt bewirkte der Kurfürst im Jahre 1767 eine völlige Um- und Neubildung der Universität, wohin er unter Andern den damals in der Blüte seines Ruhmes stehenden Wieland als ersten Professor der Philosophie berief und neben der katholischen Facultät auch ein Collegium von Professoren der Theologie Augsburgischer Confession errichtete. Denn so aufrichtig und wahrhaft sein Sinn für die katholische Religion auch war, so zeigte er doch einen erfreulichen Geist der Duldung. Unter seinem Militär gelangten Protestanten zu den höchsten Stellen, und in seinen Gesellschaften war es ihm gleichviel, wer dabei war, wenn es nur aufrichtige und tüchtige Männer waren. Zum Statthalter in Erfurt setzte er im Jahre 1772 den

Freiherrn Karl Theodor von Dalberg ein, der sich unter seiner unmittelbaren Leitung zum Staatsmanne gebildet hatte; schon früher hatte er dessen außergewöhnliche Befähigung erkannt.

Sehr verdienstlich war Emmerich Josephs Wirken in dem Hungerjahr 1771, wo wie in ganz Deutschland, so auch im Kurfürstenthum Mainz Teuerung, Not und Epidemien herrschten. Er spendete Geld, ließ die Dürftigen mit Getreide aus den Magazinen versehen, sorgte für Ankäufe von Getreide in der Ferne, das zu mäßigen Preisen wieder abgelassen wurde, veranlaßte die Klöster, ihre Vorräte billig wegzugeben, u. s. w.; dann unternahm er aber auch größere Bauten und ermunterte reiche Privatpersonen und Corporationen zu solchen, um den ärmeren Klassen Verdienst zu geben. Seine Vorkehrungen wurden als die besten anerkannt, so daß der berühmte Johann Jacob Moser durch dieselben zu der Aeußerung veranlaßt ward, daß in dem Kurfürsten alle erhabene Eigenschaften eines Regenten vereinigt gewesen seien.

So wie er im Jahre 1764 unmittelbar nach der Krönung Kaiser Josephs II. den Kurverein erneuerte und die Freude hatte, zum ersten und einzigen Male sämtliche 9 Kürfürsten versammelt zu sehen, so kam er im Jahre 1769 mit den Kurfürsten von Trier und Köln in Coblenz zusammen. Hier fand eine Beratung über die Macht des Papstes in zeitlichen Dingen statt, und waren es 31 Punkte, welche die Kurfürsten gegen päpstliche Eingriffe aufstellten und an den Kaiser absandten, um deren Abstellung zu bewirken. Dieser antwortete indes ausweichend, und da die Kurfürsten sahen, daß die nachgesuchte kaiserliche Unterstützung

nicht zu erzielen sei, ließen sie die Sache einstweilen auf sich beruhen.

Am 1. März 1768 ward Emmerich Joseph zum Bischof von Worms und 1771 nach dem Tode seines Bruders Karl Ernst zum Dompropst in Trier gewählt. Aber er sollte die Würden nicht lange mehr bekleiden, er erkrankte an Brustwassersucht und starb plötzlich am 11. Juni 1774. Am 25. desselben Monats ward er in der Domkirche beigesetzt. In seinem Testamente errichtete er ein Fidei-Commiß zum Vorteil seiner Familie.

Emmerich Joseph war ein ausgezeichneter Reiter und tüchtiger Jäger; er liebte eine heitere Gesellschaft, namentlich beim Glase Wein, wobei er nicht viel nach dem Range und Stande seiner Genossen fragte. Ausländische Weine kamen nie auf seinen Tisch. Seine Tafel war die eines reichen Bürgers, einfach und ohne Leckerbissen; überhaupt war er für seine Person höchst einfach und anspruchslos. Erleuchtung in der Religion, Rechtschaffenheit in seinen Handlungen, Strenge in der Gerechtigkeit, Weisheit in seinen Gesetzen und Mut in Vollziehung derselben waren die Züge seines Charakters, an welche sich noch eine ungemeine Herzensgüte reihte. Letztere bewährte er in unzähligen Fällen. So hatte einst ein etwas zu gutmütiger, von den Domherrn viel besuchter Amtskellner mit zahlreicher Familie ein Deficit von 7000 fl. gemacht, und seine Cassation stand bevor. Die traurige Lage des gastfreien Mannes ging dem Kurfürsten nahe, und so schickte er denn einem Pastor aus der Nachbarschaft desselben die fehlende Summe mit dem Auftrage, sie dem Amtskellner gegen 2 Schuldscheine zu leihen, diese ihm dann gelegentlich zu bringen, vor Allem aber des tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Der Pastor brachte endlich die Scheine; eine Flasche Wein ward vorgesetzt, zwei Pfeifen gestopft und mit den zu Fidibus geformten Scheinen dieselben gleichzeitig angebrannt. Solche Taten gewährten dem Kurfürsten das reinste Vergnügen.

Bei Durchsicht einer Jahresrechnung der Küche bemerkte er einstmal im Anfang seiner Regierung, daß nahe an 2000 Stück Hahnen, Kapaunen etc. als krepiert und verloren gegangen notiert waren, und ebenso fand er, daß in einer solchen Rechnung des Kellers 10 Stückfässer als ausgelaufen angegeben waren. Er ließ Keller- und Küchenmeister kommen und empfahl dem erstern, für besseres Faßholz Sorge zu tragen, da Ihm durch das zu junge Holz nicht nur 10 Fuder Wein ausgelaufen, sondern auch in diesem Wein 2000 Stück Federvieh ersoffen wären; dem letztern aber trug er auf, das Federvieh vor einem solchen Tode für die Folge zu bewahren. Sonst sei Alles in bester Ordnung! — Bekannt ist die Anekdote, daß er, als er einst seinen Ofen heizen wollte, von einem Gardisten einen Schlag auf den fleischigsten Teil seines Körpers erhielt. Als der Gardist zu seinem Schrecken den Irrtum gewahrte, fiel er nieder und beteuerte, er habe geglaubt, es sei ein Anderer. „Flegel!“ erwiderte der Kurfürst im Ausbruch seines Schmerzes, „wenn es auch der Andere gewesen wäre, hättest Du doch nicht so hart schlagen sollen!“

Unbedenklich muß Emmerich Joseph zu den ausgezeichnetsten, erleuchtetsten und wohlwollendsten Regenten des Kurstaates gezählt werden: er verdiente den Namen eines Großen; selbst die Klubbisten von 1795, weit entfernt, sein Andenken zu schmähen, gaben ihm den Ehrennamen des Menschlichen.

22.
Philipp Cordier

ward geboren in Coblenz den 1. Mai 1716. Von armen Eltern stammend (sein Vater Arnold war Weber), trat er mit 17 Jahren in den Jesuiten-Orden, promovierte zu Köln als Doctor der Theologie und wurde demnächst als Lehrer der h. Schrift und der orientalischen Sprachen an das Collegium zu Düren gesandt. Dort erhielt er einen Ruf als Professor der h. Schrift an das Seminarium Clementinum zu Trier. Hier wirkte er bis an sein Ende. Er besaß eine seltene, in hohem Grade anziehende Lehrgabe, und sein Vortrag zeichnete sich durch Scharfsinn und Klarheit aus, daher denn auch seine Schüler mit großer Liebe und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit an ihm hingen. Er schrieb viele gelehrte Abhandlungen, von denen eine, des Titels: Religio christiana ex prophetis antiquis demonstrata. Trev. 1775. 4., sich in unserer Bibliothek befindet. Cordier, der von kleinem, schwächlichen Körperbau war, starb, hoch betrauert, den 28. Juli 1779; sein Vermögen erbte die Schule der Pfarrei St. Antonius in Trier.

23.
Die Fürsten Metternich.

Das alte Geschlecht deren von Metternich, nach dem 2 Stunden von Bonn entfernten Orte Metternich an der Swist den Namen führend, spaltete sich im Laufe der Zeiten in viele Linien, von denen jetzt nur noch eine blüht. Es ist dies die Linie deren von

Metternich zu Vettelhoven, aus welcher die Gebrüder Wilhelm und Lothar, im Jahre 1652 mit Winneburg und Beilstein belehnt, sich nun nach diesen Herrschaften nannten. Ersterer hatte im Jahre 1630 bereits die Herrschaft Königswarth in Böhmen gekauft und war auch Burggraf zu Eger, so daß die Beziehungen der Familie zu Oestreich schon alt sind. Im Jahre 1697 erhielt dieselbe die reichsgräfliche, 1802 die reichsfürstliche Würde, und da letztere sich nur auf den jedesmaligen Senior der Familie bezog, im Jahre 1813 den östreichischen Fürstentitel für sämtliche Mitglieder der Familie. Wir haben aus diesem Geschlechte hervorzuheben den Grafen, spätern Fürsten Franz Georg von Metternich und dessen Sohn, den Fürsten Clemens.

Franz Georg Graf von Metternich

ward zu Coblenz den 9. März 1746 geboren. Er verlor schon im Alter von 4 Jahren seinen Vater, Johann Hugo, und kam dadurch unter die etwas strenge Vormundschaft seines Oheims, des Domherrn zu Mainz, Franz Ludwig. Kaum dieser Vormundschaft entwachsen, ward er als kurtrierischer Gesandter an den Hof nach Wien geschickt (1768), und in rascher Folge stieg er zum wirklichen Geheimen Staatsrat und Conferenz-Minister. Trotzdem trat er in kaiserliche Dienste, und schon im Jahre 1775 fungierte er als k. wirklicher Geheimer Rat und bevollmächtigter Minister an den Höfen Trier, Köln und Mainz, sowie auch bei dem westphälischen Kreise. Im Jahre 1791 trat er in die bedeutende Stellung eines General-Gouverneurs der Niederlande, aus welcher er indes schon im folgenden Jahre vor den andringenden Franzosen sich zurück-

ziehen mußte. Er kehrte im Jahre 1793 zwar nochmals nach Brüssel zurück, aber nur, um im Juli 1794 abermals vor den bei Fleurus siegreichen Franzosen zu flüchten. Nach längerer Untätigkeit trat er nochmals im Jahre 1798 als Prinzipal-Commissarius beim Congreß zu Rastatt auf und beschloß hiermit seine eigentliche politische Tätigkeit; denn nur zu erwähnen möchte noch sein, daß er im Jahre 1810 bei Abwesenheit seines Sohnes Clemens eine kurze Zeit das auswärtige Ministerium für denselben verwaltete.

Franz Georg war, größtenteils in Folge der französischen Revolution, ein Absolutist von der strictesten Observanz, welche Gesinnung er auch auf seinen Sohn übertrug. Er erlebte und erlitt durch jene die Confiscation eines großen Teils seiner Güter, nämlich aller deren, die auf dem linken Rheinufer gelegen; die dafür erhaltene Entschädigung durch die zu einem Fürstentum erhobene Abtei Ochsenhausen war nur gering, obgleich sich die Verleihung der Fürstenwürde derselben anschloß. Zuletzt zog sich der Fürst, ein stattlicher, wohlbeleibter, altdeutscher, mit dem goldenen Vließe und dem ungarischen St. Stephans-Orden dekorierter Herr, von allen Geschäften zurück, übergab selbst die Verwaltung seiner stark verschuldeten Güter seinem Sohne Clemens und starb den 11. August 1818. Verheiratet mit Maria Beatrix, Gräfin von Kagenegg († 1828), hinterließ er 3 Kinder, welche sämtlich in Coblenz geboren worden: 1) Pauline Kunigunde Walburge, auf beide letztere Namen indes allein getauft, ward geboren den 29. November 1771. Sie heiratete im Jahre 1817 ihren alten Anbeter, den breits 54jährigen und von seiner ersten Gemahlin geschiedenen Herzog Ferdinand von Würtemberg, den Schwager des Kaisers,

k. k. östreichischen Feldmarschall und Gouverneur von Ober- und Nieder-Oestreich, ward Wittwe im Jahre 1834 und starb 1856. 2) Clemens. 3) Joseph, geboren den 14. November 1774, Domherr zu Mainz, heiratete späterhin die Prinzessin Juliana Sulkowsky und starb den 9. Dezember 1830, ohne Kinder zu hinterlassen.

Clemens Wenceslaus Lothar Nepomuk

ward geboren zu Coblenz den 15. Mai 1873. Daß der Kurfürst sein Pate war, ergeben die ersten beiden Namen; dieser wurde bei der Taufe durch den Freiherrn Franz Ludwig von Kesselstatt vertreten. Durch Privatunterricht von einem sehr freisinnigen Elsasser, Simon, vorbereitet, bezog Clemens die Universität Straßburg. Nach zwei Jahren zurückgerufen, fungierte er 1790 als Kämmerer und Ceremonienmeister des katholischen Teils der westphälischen Grafenbank bei der Krönung des Kaisers Leopold II. und ging dann nach Mainz, wo er namentlich in der, dem Kurfürsten so nahestehenden Frau von Coudenhoven eine Freundin und Lehrmeisterin fand. Er blieb hier vier Jahre und nahm dann nach einer im Jahre 1794 nach England unternommenen Reise seinen Aufenthalt in Wien. Von hier ward er im Jahre 1797 als Bevollmächtigter des westphälischen Grafen-Collegiums auf den Rastatter Congreß entsendet. Hier suchte er die Rechte des unmittelbaren Adels möglichst zu wahren, trat aber überaus höflich und bescheiden auf. Gleichzeitig mit seinem Vater bei diesem Congreß, begegneten sich beide öfters in ihren Neigungen, namentlich für das schöne Geschlecht; die hieraus entstandenen Verwickelungen sollen mitunter sehr lustiger Art gewesen sein und Kotzebue zu seinem Lustspiele „Die beiden

Klingsberge“ Veranlassung gegeben haben. Der Sohn verfolgte indes seine diplomatische Carriere und ward der Reihe nach k. k. Gesandter in Dresden (1801), Berlin (1803) und Paris (1806), bis er im Jahre 1809 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. In dieser Stellung, späterhin indes zum Haus-, Hof- und Staats-Kanzler erhoben, verblieb er bis zum Jahre 1848, wo er, durch die volkstümliche Bewegung gezwungen, abtrat und Wien nicht ohne Schwierigkeiten verließ. Er floh bis Dreden in einem geschlossenen, anscheinend leeren, auf dem Waggon eines langsamen Güterzugs stehenden Wagen versteckt, nach England, ging im Herbste 1849 nach Brüssel und kehrte im Juni 1851 nach Wien zurück, wo er, ohne irgend an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten teil zu nehmen, zurückgezogen lebte und am 11. Juni 1859 an Altersschwäche starb. Seine Leiche ward in dem ehemaligen Cisterzienser-Kloster, der jetzigen Herrschaft Plaß, im Pilsener Kreise Böhmens, welche er im Jahre 1826 angekauft, beigesetzt.

Fürst Metternich war einer der größten Diplomaten seiner vielbewegten Zeit. Er besaß eine auf das Bewußtsein seiner staatsmännischen Macht begründete wahrhaft imponierende Würde, Anmut der Formen, volle Ruhe und Gemütskühle. Dabei sprach er vortrefflich, fließend und gemessen, in gewähltem, oft überraschend beziehungsvollem Ausdruck. Seine Staatsweisheit war aber nicht die richtige: sie beruhte einfach auf Unterstützung der reinen Fürstengewalt, auf Geringschätzung des Volkes, auf unbedingter Mißachtung der öffentlichen Meinung. So waren es denn auf dem Wiener Congresse nach ihm blos die Fürsten

welche sich in die eben errungenen Lorbeeren zu teilen hatten; die Karlsbader Beschlüsse steigerten das Unheil. Durch Polizei, Censur und geistige Absperrung war er stets bemüht, Oestreich vor liberalen Ansichten zu bewahren, und nur insoweit unterstützte er die Wissenschaften, mit denen er indes gerne liebäugelte, als sie auch nicht entfernt an das Gebiet der Politik streiften. Die Geschichte hat über seine Ansichten das Urteil gesprochen; sein inneres Regierungssystem hat sich ebenso wenig bewährt wie seine äußere Politik: Italien, welches er z. B. ganz mit Verträgen umsponnen, ist ein schlagender Beweis der letztern Behauptung. Er selbst sagte charakteristisch: „Ich bin für die Erhaltung des Bestehenden; wer das will, der ist mit mir; wer der Unordnung und Zerrüttung Vorschub tut, der ist wider mich und ich wider ihn. Der Staatsmann darf keine Stange Eisen, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widersteht und gleich wieder die frühere Gestalt annimmt.“ Daß die Zeit ihre Rechte verlange, sah er nicht ein; stets suchte er in die alte Lage der Dinge zurückzukommen, bis ihn die Sündflut ereilte, von der er gehofft, daß sie erst nach seinem Tode hereinbrechen würde. Auf der andern Seite steht fest, das er Oestreich in den schwierigsten Verwicklungen mit großem Geschick geleitet, es durch die ärgsten Bedrängnisse mit seltener Gewandtheit glücklich durchgeführt hat.

Metternich erfreute sich der höchsten Fürstengunst. Am Abend der Schlacht bei Leipzig erteilte ihm Kaiser Franz die östreichische Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen; der König beider Sicilien erhob ihn 1816 zum Herzoge von Portella, dem Orte,

bei welchem die Oestreicher das neapolitanische Gebiet zuerst betraten, als sie 1815 das Reich wieder der französischen Herrschaft entrissen; der König von Spanien ernannte ihn zum Grand erster Klasse etc.; er besaß mit Ausnahme des englischen Hosenbandordens alle ersten europäischen Orden, war endlich 1813 von der Universität Oxford zum Doctor creiert worden etc. Sein Kaiser gab ihm am 1. August 1816 das Schloß Johannisberg mit Vorbehalt des Rückfalls an Oestreich im Falle des Aussterbens der Familie; Fürst Clemens hatte einige Jahre früher (1812) die herrlichen Güter zu Rüdesheim und Geisenheim verkauft und erhielt somit einen trefflichen Ersatz. Das Fürstentum Ochsenhausen überließ er an Würtemberg gegen die Summe von 1,300,000 Gulden, die er teils zur Tilgung von alten Familienschulden, teils zur Arrondierung und Ausstattung der Herrschaft Königswarth verwendete. Auch den ihm vom König von Preußen auf dem Congresse zu Aachen im Jahre 1818 zurückgegebenen Metternicher Hof in unserer Stadt verkaufte er im folgenden Jahre wieder an den Staat für den Betrag von 38,000 Gulden exclusive einer Miets-Entschädigung von 7000 Gulden für die Jahre 1815 bis 1819. Dies stimmt wenig mit der vom Rheinischen Antiquarius gerühmten Anhänglichkeit an sein Geburtshaus, die ihn bei jedem Verweilen in unserer Stadt dasselbe besuchen und mit sichtbarer Rührung betreten ließ. Was waren letzteres überhaupt für Summen für einen Mann, dem die Staats-Revenuen gleichsam zur freien Verfügung standen! war auch gleich sein Gehalt auf 100,000 Gulden normiert, so wurde doch jede seiner Anweisungen auf die Staatskasse unbedingt honoriert. Die auf diese Weise bis

zum Tode des Kaisers Franz verausgabte Summe betrug nicht weniger als 13 Millionen Gulden! Daneben hatte z. B. der Kaiser Alexander bei seiner Abreise vom Wiener Congreß ihn um eine freundschaftliche, nicht politische Privatcorrespondenz ersucht, zu deren Kosten der Fürst jährlich 50,000 Ducaten annehmen möge. Diese Revenue bezog der Fürst bis zu Alexanders Tode, und Kaiser Nikolaus — erhöhte sie auf 75,000 Ducaten! Metternich war dies so wenig anstößig, als die Zahlung von 60,000 Ducaten jährlich, mit welchen der König von Neapel die Verleihung des Titels eines Herzogs von Portella an Metternich begleitete. Bestechlichkeit wird ihm trotzdem nie vorgeworfen. Von leichtem und geschmeidigem Charakter, war es dieser grade, welcher seine Ernennung zum Gesandten in Paris veranlaßte. Napoleon nahm den schönen Höfling auch sehr gnädig auf und äußerte scherzweise, er wundere sich, daß ein so altes Haus, wie das Habsburg'sche, einen so jungen Gesandten schicke. Rasch erwiderte Metternich: „Ew. Majestät waren bei Austerlitz nicht älter, als ich!“ Diese für seinen Hof eben nicht schmeichelhafte Antwort wußte er wieder auszugleichen: als nämlich Napoleon im Jahre 1808 von Rüstungen Oestreichs hörte, fuhr er Metternich heftig an und fragte zornig: „Was will denn Ihr Kaiser? „Er will,“ erwiderte Metternich, „daß Sie seinen Gesandten respektieren!“ Hierhin gehört auch das Nichtbeachten des Hutes, den Napoleon bei dem berühmten Zwiegespräch zu Dresden am 28. Juni 1813 zur Erde fallen ließ. Metternich schien ihn nicht zu bemerken und ließ ihn liegen. Eine Zusammenkunft Metternichs mit Görres endigte freundlicher. „Sie haben aber,“ sagte der Fürst zu diesem, „die

Coblenzer Sprache gar nicht vergessen!" „Nun, dann freut mich," erwiderte Görres, „mit Ew. Durchlaucht wenigstens die eine Aehnlichkeit zu haben!" Einen Beweis von des Fürsten Coblenzer Sprache gibt der Rheinische Antiquarius, indem er den Fürsten sagen läßt, sein ehemaliger Lehrer habe von dem Herzog von Orleans, „dem schroëen Kerl," nichts erhalten. Ein echter Coblenzer hätte indeß das „n" weggelassen!

Hart kam dem Fürsten seine Entsagung von einer Stellung, die er fast 50 Jahre bekleidet. Als ihm einst der General Baron von Vacquant klagte, daß er in seiner Inactivität nicht wisse, womit er sich beschäftigen solle, und die Frage stellte: „Was machten Durchlaucht, wenn Sie nicht mehr in Activität sein würden?" entgegnete unwillig der Staatskanzler: „Sie stellen einen ganz unmöglichen Fall hin!" Und dieser Mann, ein Greis geworden, trat am 8. März 1848 ruhig und bedächtig, mit all der äußern Würde, deren Repräsentant er stets war, vor eine bis in die kaiserliche Burg gedrungene, seine Entlassung fordernde Deputation und sprach: „Wenn Sie glauben, daß ich dem Staate durch meinen Rücktritt einen nützlichen Dienst erweise, so bin ich mit Freuden dazu bereit. Gefährdet mein Verbleiben das Heil der Monarchie, so kann es für mich kein Opfer sein, meine Stelle in die Hände des Kaisers niederzulegen. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung!" Ein Triumphgeschrei ertönte als Dank für diese Mitteilung. Sein Auge übersah die Menge, noch einmal schritt er durch den Saal, und langsam entfernte er sich. Metternich war dem Abgrund blindlings entgegengeeilt, der sich ihm geöffnet, als die altconservative Partei mit der Erzherzogin Sophie an der Spitze sich mit den Liberalen zu seinem Sturze verband,

eine Verbindung, die aus Haß jener Partei gegen Metternich wegen seiner Opposition gegen die beabsichtigte Ausdehnung der kirchlichen Herrschaft hervorgegangen.

Fürst Metternich, „ein leichtblütiger, munterer Rheinländer," hat seine Schule hauptsächlich bei den Frauen gemacht; er gestand es selbst, daß er seine ganze eigentliche Bildung den Frauen zu verdanken habe. Von großer männlicher Schönheit und ein Cavalier in der wahren Bedeutung des Wortes, war es in Mainz, wie schon erwähnt, Frau von Coudenhoven, welche sich seiner mit Liebe annahm; in Dresden fesselte ihn hauptsächlich die Herzogin von Sagan, in deren Zimmer er auch am späten Abende des 10. August 1813 die Note unterschrieb, in welcher Oestreich an Frankreich den Krieg erklärte, indem es der Coalition von Rußland und Preußen beitrat. In Paris war es die Lieblingsschwester Napoleons, Caroline Murat, die Königin von Neapel, mit welcher er zarte Bande geknüpft. Das eheliche Verhältnis wurde durch diese und andere zahlreiche Liaisons — nannte man ihn doch noch auf dem Wiener Congreß den ministre papillon — nicht getrübt: ein förmliches und beiden Teilen gleich angenehmes Abkommen sicherte dasselbe.

Fürst Metternich hatte sich bereits im Jahre 1795 vermählt mit Gräfin Eleonore von Kaunitz, Enkelin und Erbin des berühmten Ministers. Dieselbe starb in Paris den 19. März 1825. Im Jahre 1827 schritt er zur zweiten Ehe mit der schönen Antonie von Leykam, geb. 15. August 1806, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde, um die Mesalliance der „Säule der Aristokratie der genealogischen Blutreinheit und Ebenbürtigkeit" in etwas auszugleichen, aber schon am 17.

Jannar 1829 starb, worauf der Fürst die Gräfin Melanie von Zichy-Ferraris (geb. 1805, gest. 1854) heimführte. Kinder: 1. Leontine, geb. 1811, vermählt mit Moritz Grafen Sandor. 2. Hermine, geb. 1815. 3. Richard, geb. 7. Januar 1829, lange Zeit Gesandter in Paris. 4. Melanie, geb. 1832, vermählt mit Graf Zichy. 5. Paul, geb. 1834, k. k. Obrist im Dragoner-Regiment Prinz Eugen von Savoyen, und 6. Lothar, geb. 1837, Hofrat bei der oberöstreichischen Statthalterei. Vier Söhne und drei Töchter waren in jugendlichem Alter vor dem Vater gestorben.

Seine zweite Gemahlin, Antonie, deren wundervolle Schönheit hauptsächlich in ihren berühmten Augen voll Schwermut beruhte, starb zum großen Leidwesen des Fürsten an den Folgen der Geburt des Stammerben Richard, den der Fürst durch einen Schweizer im liberalsten Sinne erziehen ließ! Ihr Bild im einfachen weißen Kleide hing über seinem Schreibtisch, das Bild seiner dritten Gemahlin, reich dekoriert hinter seinem Rücken; als letztere einmal in Abwesenheit des Fürsten die Plätze der Bilder vertauschte, mußte die alte Ordnung augenblicklich wiederhergestellt werden. Diese stolze Frau war berühmt durch ihre Keckheit und Leidenschaftlichkeit; als sie die Prinzen Ludwig Philipps bei deren Besuch in Wien mit der höchsten Insolenz behandelte und der französische Gesandte dem Fürsten Metternich deshalb Vorstellungen machte, erwiderte dieser: „Je n'ai pas fait l'éducation de ma femme.“ Herrlicher Trost!

24.

Die Familie de Lasaulx.

Die de Lasaulx stammen aus Lothringen: Louis de Lasaulx ward im Jahre 1611 von Herzog Heinrich

von Lothringen nobilitirt. Später kam die Familie nach dem Luxemburgischen, wo sie das Haus Bergh bei Remich besaß. Dieses Haus war noch im Jahre 1784 in ihrem Besitz.

Claudius de Lasaulx,

früherhin Amtmann in Zell, dann kurtrierischer geheimer Rat und Mitglied des Regierungs-Collegii, war der erste dieser Familie, welcher in Coblenz seinen Wohnsitz genommen. Er starb 1791 mit Hinterlassung von 3 Söhnen, nämlich:

Karl.

Derselbe studierte Theologie, ward späterhin Canonicus im Stift zu Carden und Accessist des erzbischöflichen Officialats in Coblenz, wo er auch im Jahre 1816 im Alter von 56 Jahren starb. Er war Verfasser der Schrift: „Uebereinstimmung der franz. Ehetrennungs-Gesetze mit Gottes Wort und dem Geiste der kath. Kirche. Coblenz 1816."

Johann Adam,

der ältere Sohn des Claudius de Lasaulx, studierte in den Jahren 1772 bis 1774 in Mainz, Trier und Göttingen, ward 1777 Hofrat in Salm-Kirburg'schen Diensten, dann 1780 kaiserlicher Legations-Sekretär beim Grafen Metternich und endlich 1789 Hof- und Regierungs-Rat in Coblenz. Sein Vater fungierte im Jahre 1790 als ältestes, er als jüngstes gelehrtes Mitglied der Landes-Regierung. In den ersten Jahren der französischen Occupation begründete er eine Buchdruckerei in hiesiger Stadt, welche er im Jahre 1806 seinem Schwiegersohn L. Pauly übertrug, indem er wieder richterlicher Beamter geworden. Leider besaßen Beide nicht die

Fähigkeiten, ein solches, den Bedürfnissen der Stadt so sehr entsprechendes Unternehmen zu leiten, doch sind manche gute Schriften aus der Officin hervorgegangen, z. B. die von dem Begründer selbst geschriebene Geschichte von Lützel-Coblenz im Jahre 1803, bei welcher Gelegenheit Lasaulx als Richter am peinlichen Gericht des Rhein- und Mosel-Departements erscheint, das Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements vom Jahr 1812 (die Jahrgänge von 1808, 9 und 10 erschienen bei Heriot, 1811 ist nicht erschienen), Günthers Geschichte der Stadt Coblenz (1813), v. Strambergs Beschreibung des Cantons Rheinbach 1816, jetzt so selten, daß Exemplare mit 3 Thlr. bezahlt werden), der „Rheinische Merkur" u. A. m. Johann Adam de Lasaulx beschäftigte sich viel mit archivalischen Studien, stand auch einige Jahre dem Archiv vor, und während dieser Zeit schrieb er nicht nur eine große Zahl von Urkunden ab, von denen manche nur noch in diesen Abschriften im Archiv vorhanden sind, sondern er hatte auch das Verdienst, den späteren Archivar W. A. Günther in dasselbe zu ziehen. Wegen schlechter Besoldung dieser Stellung wandte er sich aber wieder der Justiz zu, und nachdem er noch mehrere Jahre als Friedensrichter in Coblenz fungiert hatte, ward er 1810 Richter am Criminal-Appellhofe zu Trier, wo er am 13. April 1813 starb. Er hatte außer seiner an Pauly verheirateten, früh verstorbenen Tochter Elisabeth eine zweite, Katharina, die Gattin von Joseph Görres, und einen Sohn:

Franz,

welcher in Coblenz den 21. Juni 1781 geboren ward. Derselbe zeichuete sich frühzeitig durch bedeutende

Talente aus, sodaß er schon im jugendlichen Alter als Sekretär auf der Municipalität arbeitete, dabei aber so emsig Jurisprudenz studierte, daß er schon im Jahre 1802 als Advokat auftreten konnte. Sehr bedeutend wirkte er in dieser Stellung, und so ward er im Jahre 1806 als Professor an der neu errichteten Rechtsschule hierselbst ernannt. Schon früher schriftstellerisch tätig, gab er nun eine Reihe von juristischen Schriften haraus, die alle mit großem Beifall aufgenommen wurden und zum Verständnis der Gesetzgebung Napoleons in unsern Landen sehr viel beitrugen. Wir nennen nur seine „Introduction à l'étude du Code Napoleon, Par. 1812“ und „Das französische Notariat, Coblenz 1813.“ Bei dem Abzuge der Franzosen folgte er ihnen nach Frankreich und setzte an der Juristen-Facultät zu Nancy seine Lehrtätigkeit fort. Dort starb er am 2. April 1818. Noch heute wird sein Name im Gebiete der Wissenschaft ehrenvoll genannt. Er war mit Benedicte Corbach aus Coblenz verheiratet und hinterließ drei Töchter sowie einen Sohn, der als Ingenieur frühe starb.

Der dritte Sohn des geheimen Rats Claudius de Lasaulx war

Peter Ernst,

geboren zu Coblenz den 26. Juni 1757. Er widmete sich der juristischen Laufbahn und ward Advokat in Coblenz, dann auch kurfürstlicher Hofrat und landschaftlicher Syndicus. Unangenehme Berühmtheit erlangte er dadurch, daß er auf Beschluß der landschaftlichen Stände zum General Custine nach Mainz reiste, um demselben ein Exposé über die Lage der Stadt zu überreichen, namentlich aber auch um von ihm zu erfahren, welche Summe er, im Falle einer Occupation

von Coblenz, verlange, auf daß Stadt und Landschaft vor Plünderung und Zerstörung bewahrt werde. Er hatte die Reise in Begleitung des Hof-Gerichtsschöffen Haan und des Bürgers Chenal ausgeführt. Die Deputation reiste am 24. October 1792 von Coblenz ab und blieb bis zum 30. October in Mainz, von wo aus sich dieselbe über Limburg nach Coblenz zurückbegeben wollte. Chenal war bei seiner Rückkehr in Coblenz durch die inzwischen eingerückten Preußen arretiert worden, weshalb de Lasaulx und Haan sich von Limburg nach Wetzlar begaben, von wo aus sie bis zum 4. Januar 1793 wegen ungehinderter Rückkehr unterhandelten. Am 16. Januar kehrten die Reisenden nach Coblenz zurück, wurden aber bereits am folgenden Tage arretiert und auf dem Ehrenbreitstein in Haft gehalten. Es begann nun ein langwieriger Prozeß bei dem Reichskammergericht, welcher nicht zu Ende geführt wurde. Am 7. Januar 1801 erfolgte von Dresden, wohin sich der Kurfürst begeben, ein Rescript desselben, worin erklärt wird, daß der etc. Lasaulx bei der Reise nach Mainz nach Ausweis der Akten keine andere Absicht gehabt als durch zweckmäßige Vorstellungen Unglücksfälle von dem bedrohten trierischen Lande abzuwenden, und mithin die Beschuldigungen, welche man aufgestellt habe, unbegründet seien. Der Kurfürst hebt die Untersuchungssache auf und spricht Höchstseine Zufriedenheit aus, und soll etc. Lasaulx seine Functionen wieder übernehmen. Der Kurfürst versichert den etc. Lasaulx Höchstseiner Huld und Gnaden und verspricht wegen ungerecht erlittener Beschuldigungen, gekränkter Ehre und eingebüßten Vermögens weitere Entschädigung. — Im Rheinischen Antiquarius, II. Abth. 2. Bd., ist

angegeben: „Der Syndicus war von dem Kurfürsten zum Amtmann in Ehrenbreitstein ernannt worden, im Gefolge einer Transaction, worin er auf jede fernere Enschädigung für eine den gesetzlichen Formen zuwider erlittene Verfolgung verzichtet.“

Im Jahre 1787 hatte Peter Ernst für sich das jetzige Dietz'sche Haus am Clemensplatz gebaut, und durch Ankauf ward er Besitzer der Burg Lahneck und des Arnsteiner Hofes zu Niederlahnstein. Letzerer war ein Lehen der Weilburger Hofkammer und die nicht unbedeutende Lehenpacht löste erst der spätere Besitzer, Amtmann Peter de Lasaulx, ab. Hier starb er den 6. Mai 1809, aus seiner ersten Ehe mit Anna Welter 3 Töchter hinterlassend, von denen eine, Christine, die Gattin des Herrn Justizrats Longard ward, die zweite, Elisabeth, als die Witwe des geheimen Regierungs- und Baurats Umpfenbach in Düsseldorf, sowie die dritte, Amalia, verehelichte Hauptmann Mohr, in Wien wohnte und zwei Söhne: Adam, der durch seine humoristische Begabung in fröhlichem Andenken stehende königliche Oberförster in Adenau, wo er im Alter von 59 Jahren 1844 starb, und Johann Claudius, auf den wir gleich zurückkommen werden. Aus zweiter Ehe mit Jacobine Bartel hinterließ Peter Ernst noch einen Sohn, Peter, Amtmann zu Dierdorf, welcher im Alter von 56 Jahren 1860 hier starb. Des Peter Ernst Sohn

Johann Claudius

ward zu Coblenz den 27. März 1781 geboren. Er studierte in Würzburg Medizin, übernahm indes bei seiner Rückkehr nach Coblenz eine Essigsiederei und arbeitete viel in der Fink-Schaaffhausen'schen Blech-

fabrik, in welcher er sich besonders mit der Drechslerei beschäftigte. Durch Zufall ward ihm im Jahre 1812 die Stelle eines Landbaumeisters angetragen, die er annahm und sich nun rasch in dem Baufache so ausbildete, daß er im Jahre 1816 von der preußischen Regierung zum Bau-Inspector ernannt werden konnte. In seinen Bauten entwickelte er eine gewisse Genialität, und seine Treppen- und Gewölbe-Constructionen sind auffallend und beachtenswert. Außerdem liebte er durch Wechsel des Baumaterials den Façaden eigentümliche Zierden zu geben: sein sogenanntes „Landwehrkreuz" fehlt wohl an keinem seiner Bauten, an denen dessen Anbringung nur entfernt möglich war. Er ist der Erbauer der Burg Rheineck, der Kirchen zu Nickenich, Treis, Güls, Cobern, Ernst, Boos, Walwig, Weißenthurm, Capellen, Waldesch, Oberlützingen und Wolkesfeld — also nach ihrer Größe aufgeführt. In hiesiger Stadt baute er u. a. das Schulhaus und das Pfarrhaus zu St. Castor. Der Versammlung der Architecten in Mainz überreichte er seine „Bausteine" (Coblenz 1847, 4.), wie er dann überhaupt liebte, über seine einzelnen Bauten kleine lithographierte Pläne mit Grundriß, Profilen etc. anfertigen zu lassen und seinen Freunden zu schenken. Außerdem gab er heraus: Beschreibung einer neuen Art Mosaik aus Backsteinen, Coblenz 1839, und lieferte Beiträge zu Zeitschriften oder andern Büchern, z. B. zu Kleins Rheinreise. Er war Mitglied des Royal Institut of British Architects in London, des Comité royal des arts et monuments in Paris und anderer Gesellschaften des In- und Auslandes. Er starb, 67 Jahre alt, am 14. October 1848 nach kurzem Krankenlager, 6 Kinder hinterlassend, von denen die drei Töchter in geistliche Orden

traten, zwei Söhne sich dem Baufache widmeten, der älteste aber,

Peter Ernst,

besonders hervorzuheben ist. Derselbe ward den 16. März 1805 in unserer Stadt geboren, studierte von 1824 bis 30 zu Bonn und München Philologie und Philosophie, machte dann größere Reisen und hielt sich namentlich in Wien, Rom und Athen längere Zeit auf. Nach seiner Rückkehr ward er 1835 Professor der Philologie in Würzburg und blieb dort, bis er im Jahre 1844 in gleicher Eigenschaft nach München berufen ward. Obgleich seine Vorlesungen sich einer bedeutenden Teilnahme der Studierenden zu erfreuen hatten, ward er wegen seines politischen Verhaltens bei der Entlassung des Ministeriums Abel im Jahre 1847 seines Amtes enthoben und konnte daher im Jahre 1848 einer Wahl für die deutsche National-Versammlung Folge leisten. Hier stimmte er in kirchlichen Fragen mit der streng katholischen, in politischen mit der sogenannten großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine Professur wieder und ward auch in demselben Jahre Mitglied der bayerischen Kammer. Lasaulx schrieb eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände des klassischen Altertums, die sämtlich von Bedeutung und höherm Werte sind. Wir nennen seine Dissertation „de mortis dominatu in veteres", München 1835, „Das Pelasgische Orakel des Zeus," Würzburg 1840, „Ueber den Sinn der Oedipus-Sage," 1841, „Ueber die Gebete der Griechen und Römer," 1842, „Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme", München 1856, u. A. m. bis zu seinem letzten Werke: „Die Philosophie der schönen Künste," München 1860. Alle diese Werke haben eine katholisch-kirchliche Basis.

wie er denn überhaupt stets und überall die sogenannte ultramontane Partei nicht ohne eine gewisse Leidenschaft vertrat. Dieser Richtung folgte er auch in der bayerischen Kammer, und wenn auch hier oft heftig bekämpft, so war doch weit schmerzlicher für ihn, daß einige (4) seiner Werke, als gegen die Reinheit der Kirchenlehre verstoßend, von Rom aus verboten wurden. Er unterwarf sich freiwillig dem Richterspruche der Kirche, wie er denn überhaupt einen äußerst humanen und liebenswürdigen Charakter hatte, der sich selbst in den heftigsten Parteikämpfen nicht verleugnete und ihn namentlich der Jugend lieb und wert machte. Sein allzugroßer Eifer in Behauptung seiner hervorragenden Rolle in der Kammer führte indes wahrscheinlich seinen Tod herbei, da er nach einer heftigen Debatte erkrankte und nach kurzem Krankenlager am 10. Mai 1861 starb. Er war vermählt mit Julie von Bader und hinterließ eine Tochter: Anna. Unter andern nahm auch der bekannte Dichter Oskar von Redwitz an dem Begräbnisse teil und legte kurz vor der Einsenkung einen Lorbeerkranz und folgendes Gedicht auf den Sarg.

An Ernst von Lasaulx's Grabe.

1. So bist du uns entrissen
Liegst drunten still und bleich
Herr in der Weisen Wissen
Und in der Schönheit Reich!
Du Meister klarer Rede
Du schneidig Kämpenherz!
Ach, deine letzte Fehde,
Sie brach dein großes Herz.

2. Ja groß! — Wer's immer kannte,
Er preist sein Gold als echt;
Ein Herz, das freudig brannte
Für Wahrheit und für Recht.
Wer hat mit edlerm Grimme
Gen Lug und Trug gekämpft?
Wes deutschen Mannes Stimme
Hat minder Furcht gedämpft?

3. Wo mancher sich verkrochen
In klug bedachter Scheu
Hast du stets gleich gesprochen,
Ein unerschrock'ner Leu!
War auch dein Wort oft bitter,
Und schlug dein Schwert auch fehl,
Warst allzeit doch ein Ritter
Ohn' Angst und ohne Hehl.

4. Dich kümmerte gar wenig,
Was man von dir geglaubt,
Dir selbst nur untertänig
Erhobst du frei das Haupt!
Der Süden und der Norden
Dafür dir zeugen kann.
Ja, wir sind ärmer worden
Um einen *ganzen* Mann.

5. O 's war ein edles Leben
Das unser Freund vollbracht!
Wer will den Stein erheben,
Weil anders er gedacht?
Wer rechnet ihm zur Schande
Sein Wort so scharf und frei? —
O, daß im deutschen Lande
Gleich wahr ein jeder sei!

6. Und weil wir solches wissen
Von deinem Schwert und Schild,
Voll Leid wir dich vermissen
Als deutschen Mannes Bild
In unsres Rates Mitte,
Der stets dich ehrt und preist,
Mit deiner edlen Sitte,
Du kunstdurchklärter Geist.

7. Und warst du auch geschieden,
Bevor das Herz dir brach,
Dir wallte doch zum Frieden
Die zweite Kammer nach.
Und so viel mit dir tagten
Und kämpften gegen dich,
Sie all in's Grab dir sagten
Du schlugst dich ritterlich.

8. O daß nach Streitesmühe,
Du Held voll lautrer Kraft,
Nun auch der Kranz dir blühe
Glücksel'ger Ritterschaft!
Daß du im ew'gen Lichte
Die Wahrheit schauest klar,
Die deines Geist's Gesichte
Stets heil'ge Sehnsucht war!

25.

Georg Joseph Christoph Lang

(er selbst schrieb sich Joseph Gregor) war geboren in Coblenz den 18. October 1755. Sein Vater, Peter Lang, war Führer (decurio) im Regimente und Jäger bei dem General von Hohenfeld. Des Vaters Verhältnis zum Hohenfeld'schen Hause scheint für seine Studien von Wichtigkeit gewesen zu sein, denn auch seine erste öffentliche und geistliche Wirksamkeit fand in der von der Familie Hohenfeld gestifteten ehemaligen St. Michaelscapelle statt, in welcher er den Gottesdienst besorgte und die Soldatenschule hielt. Durch des Ministers von Hohenfeld Gunst erhielt er zugleich eine Stelle an der Normalschule und lehrte in derselben deutsche Sprache, Schönschreiben und Landwirtschaft. In der Revolutionszeit ging die Normalschule ein, und Lang sah sich genötigt, seinen Unterhalt durch Uebernahme von Hauslehrerstellen, z. B. in der Familie von Hontheim hierselbst, zu suchen.

In dieser Zeit fand Lang Zutritt zu mehreren öffentlichen Bibliotheken, namentlich jener auf der Karthause, denen er seine bibliographischen Kenntnisse und den größten und wichtigsten Teil seiner eigenen Bibliothek verdankte. Seine Liebhaberei beschränkte sich nicht auf ein einzelnes Fach oder eine bestimmte Klasse von Büchern: er sammelte Alles, was ihm bibliographisch wichtig schien. Nach dem Concordat von 1802 wurde er als Succursal-Pfarrer nach Neuendorf versetzt und späterhin auch zum Schulinspector ernannt. In seinem Testamente vom 15. Juni 1833 hatte er seiner Vaterstadt den größten Teil seiner Bibliothek und seine Gemäldesammlung nebst einem Capital von 3000 Gulden zur Erhaltung resp. Vermehrung der letztern vermacht. Er starb den 30. Juni 1834, betrauert von Allen, die dem feinen, liebenswürdigen Mann näher standen.

Lang war der Erste, der nach dem alten Rheinischen Antiquarius eine Rhein-Reise herausgab; sie führte den Titel: „Reise auf dem Rheine von Mainz bis Düsseldorf." Auf Kosten des Verfassers in Commission der Himmen'schen Buchhandlung in Coblenz, I. Bd. 1789, II. Bd. 1790; letzterer wurde von dem Antiquar Heberle, unter dem neugedruckten Titel: „Reise auf dem Rhein von Andernach bis Düsseldorf, eine historisch-statistisch-geographische Beschreibung dieser reizenden Gegenden etc.", Köln s. a., nochmals in den Handel gebracht. Die zweite Auflage erschien bei Gehra im Tal Ehrenbreitstein 1805. Sie ist mit deutschen Lettern gedruckt, trotzdem rechtfertigt sich der Verfasser, daß er lateinische Lettern zum Drucke genommen! Die Kupfer der ersten Ausgabe fehlen, und nur die Karte ist beigefügt. Eine dritte Auflage

erschien endlich 1818 bei Varrentrapp in Frankfurt. Eine Recension der ersten Auflage findet sich im Rheinischen Antiquarius, der im Uebrigen unsern Lang ganz übergeht: sie ist so originell, daß trotz ihrer Schärfe auf sie aufmerksam zu machen wohl gestattet sein dürfte, während auf der andern Seite die Pietät gegen den unserer Stadt so wohlgesinnten Schenkgeber entschuldigen mag, wenn ein näheres Citat der höchst sonderbar eingeschalteten Kritik nicht gegeben wird.

26.

Johann Aloys Joseph Hügel

ward in Coblenz den 14. November 1753 geboren. Sein Vater, Matthias, war Hofkammerrat und General-Einnehmer der weltlichen Stände des Nieder-Erzstiftes, seine Mutter eine geborene Dötsch. Die Verhältnisse der Familie waren indes sehr gedrückt: der Vater hatte einen Kassendefect gemacht und mußte sein Florinsmarkt und Mehlgassenecke Nr. 14 gelegenes Haus an den Fiscus abgeben; in demselben wurde darauf längere Zeit die kurtrierische Zahlenlotterie gezogen. (Späterhin schenkte der Kurfürst dem Sohn das von dem Hofrat Nell erkaufte, jetzige Nilkens'sche Haus auf dem Paradeplatz mit seinem Anhange, dem jetzigen Metzger Schweizer'schen Hause an der Schanzenpforte Nr. 1.) Nur durch die Unterstützung eines Freundes, des Dechanten von Coll, ward es dem Sohne möglich, das Gymnasium vollständig durchzumachen. Fleiß und Ausdauer mußten ihm die Universität ersetzen, und durch den festesten Willen gelang es ihm auch, sich in der Jurisprudenz so auszubilden, daß er im

Jahre 1776 unter die Zahl die Advokaten aufgenommen werden konnte. Bald ward er Scheffe und durch die Protection und Verwendung des Ministers von Dominique in schneller Folge Hofkammerrat und Kammersyndicus, dann geheimer Sekretär bei dem Minister selbst, Hofrat, geheimer Conferenz-Sekretär bei dem Kurfürsten, geheimer Rat, geheimer Staatsrat und Kanzler. Sein Ehrgeiz flüsterte ihm ein, den Minister selbst verdrängen zu können. Desfallsige Schritte zogen ihm aber die Ungnade des Kurfürsten zu. Nach einer andern Angabe soll die Deputation an den General Custine nach Mainz (s. über dieselbe v. Lasaulx) die Ursache der Ungnade des Kurfürsten gewesen sein. Hügel habe nämlich eigentlich dieselbe veranlaßt, sei indes vom Syndicus v. Lasaulx, der wegen ihr auf dem Ehrenbreitstein saß, nicht verraten worden.

Nach einer dritten Version beruhte die Ungnade des Kurfürsten auf folgender Tatsache. Hügels Vater hatte als kurfürstlicher Beamter von seiner Vaterstadt in der Schweiz das Bürgerrecht für sich und seine Kinder erneuert erhalten. Diese Stadt muß klein gewesen sein, da wir sie nicht genannt finden, muß aber in Hügel den Wunsch rege gemacht haben, das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt zu erwerben. Er bewarb sich denn auch eifrig um diese Ehre, die ihm dann auch Ende 1792 oder Anfang 1793 zu teil wurde. Hügel fühlte sich gekränkt, daß den beiden Domkapitularen von Kerpen und von Hache die Stadthalterschaft übertragen worden, während sie ihm gebührt hätte, wie er sie denn auch nach der Flucht dieser Herren gleichsam als Substitut übernahm. Aber er unterließ es, dem in Augsburg weilenden Kurfürsten von seinen Schritten in Frankfurt und dem Resultat derselben An-

zeige zu machen, was dieser sehr übel aufnahm und wenigstens als ein Grund seiner Ungnade anzunehmen ist.

Hügel, der im Jahre 1791 von Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war, suchte infolge dieser Ungnade seines Herrn in östreichische Dienste zu kommen. Dies gelang ihm auf eine höchst erfreuliche Weise, indem er zum Directorial-Minister bei der allgemeinen Reichsversammlung in Regensburg ernannt wurde. Der Kurfürst entließ ihn in Gnaden und erteilte ihm noch eine Gratifikation von 1000 Talern (1793). Hügel hatte in Regensburg neben dem Fürsten Karl Alexander Taxis die Leitung der „höchst ansehnlichen Prinzipal-Commission zu der fürwährend allgemeinen Reichsversammlung!" Schon im Jahre 1794 erhielt der kaiserliche wirkliche geheime Rat von Hügel die Ernennung zum Concommissarius (2. Commissar) in Regensburg und hat in dieser bedeutenden Stellung und unter sehr schwierigen Verhältnissen seinem Hofe manches Ersprießliche geleistet, wenngleich auch hier gegen die Unbescholtenheit seines Charakters sich einige Zweifel erhoben haben. Hierher möchte aber keineswegs die Beschuldigung der Doppelzüngigkeit zu rechnen sein, welche Tiers in seiner historie du consulat et de l'empire unserm Landsmanne macht: denn daß dieser die Annahme einer russischen Note gegen Rußland, die Verwerfung derselben gegen Frankreich zu gleicher Zeit erklärte, ist wohl ein ganz gewöhnliches Spiel der Diplomatie! In Folge der kriegerischen Ereignisse verließ Hügel im October 1804 Regensburg und ging nach Wien; trotzdem kam er einige Zeit außer Function, ward dann aber zum Gesandten beim Fürsten Primas und beim Rheinbunde

in Frankfurt a. M. ernannt. Nach der Leipziger Schlacht übernahm er die Regierung des Großherzogtums Frankfurt, dessen Bestandteile er nach und nach an die Staaten, zu denen sie teils früher gehörten, teils jetzt kommen sollten, übergab. Nach Erledigung dieses Geschäftes trat er in den Ruhestand, der ihm auch durch öftere Leiden geboten war, und starb im Jahre 1826.

Verheiratet war Hügel mit der einzigen Tochter des kurmainzischen Hofmedici Holthof: er hinterließ aus dieser Ehe 2 Söhne, von denen der jüngere, der berühmte Reisende Karl Anselm in Regensburg geboren ward und uns daher hier nicht weiter berührt; der ältere dagegen,

Clemens Wenceslaus,

ward am 29. Juni 1791 in Coblenz geboren. Der Kurfürst, der große Gönner seines Vaters, hob ihn aus der Taufe. Clemens besuchte in früher Jugend Rom und Neapel, studierte dann in Heidelberg und Göttingen und ergriff im Jahre 1810 die diplomatische Laufbahn. Im Jahre 1817 war er unter den Begleitern der Erzherzogin Leopoldine bei ihrer Brautfahrt nach Brasilien. Nach seiner Rückkehr der Gesandtschaft in Madrid attachirt, schrieb er das gute Werk: „Spanien und die Revolution. Leipzig, 1820.“ Später kam Hügel als Legationsrat nach Paris, wo er in seinen Mußestunden hauptsächlich Naturgeschichte betrieb und viel mit dem berühmten Cuvier verkehrte. Vom Jahre 1840 als Hofrat in der Staatskanzlei beschäftigt, also direct unter dem Fürsten Metternich, als dessen Intimus er überhaupt häufig bezeichnet ward, hatte er von diesem den speciellen Auftrag, ihm alle interessante und lesenswerte Artikel anzustreichen. Dann ge-

brauchte ihn der Fürst, um die bisherige schroffe Stellung zwischen Staatsmännern und Gelehrten auszugleichen, die trennende Kluft zwischen beiden auszufüllen. Dieser Aufgabe unterzog er sich mit Eifer und Erfolg. Denn er war einer der elegantesten Mode- und Lebemänner Wiens: er zeichnete sich besonders aus durch seine literarischen Diners, die durch die feinsten Gerichte und Weine illustriert wurden. Und er sah jede Woche zweimal eine ausgewählte Gesellschaft von 12 bis 16 Personen bei sich, für welche ihm reichliche Tafelgelder flossen. Im Jahre 1846 ward er zum Director des geheimen Hausarchivs ernannt; diese Stellung behauptete er bis zu den Stürmen des Jahres 1848, während welchem er nach Schlesien zu seiner Schwester Fanny, verheiratete Gräfin Anton Hardenberg, flüchtete, wo er bald darauf (1849) mit verdüsterter Seele und zerrüttetem Körper starb.

27.

Joseph Ludwig Aloys von Hommer

ward den 4. April 1760 zu Coblenz geboren. Die Familie v. Hommer hatte ihren eigentlichen Sitz in Kettig, war aber schon längere Zeit nach Coblenz übergesiedelt. Der Vater, Johann Friedrich, war kurfürstlicher Geheimrat und Archivdirector; er bewohnte das Haus Rheinstraße 6 und 8, und starb, 70 Jahre alt, im Jahre 1773. Die Mutter, Maria Ursula, war eine Cramer von Clauspruch aus Köln. Nachdem unser Hommer den ersten Unterricht von geistlichen Hofmeistern empfangen, kam er in seinem 10. Jahre auf das hiesige, von Jesuiten geleitete Gymnasium. Mit

besonderer Liebe verehrte er diese seine Lehrer und namentlich seinen Präceptor Nikolaus Settegast, welcher letztere sich nach Aufhebung der Gesellschaft der Arzneikunde widmete. Unter specieller Leitung dieses Mannes entwickelte Hommer bedeutende Fähigkeiten und erlangte schon mit 16 Jahren die Reife zum Eintritt in das Diöcesan-Seminar. Er war nämlich schon frühe, der Richtung der Zeit gemäß, zum geistlichen Stande bestimmt worden, und in Folge dessen hatte der Kurfürst dem 8jährigen Knaben eine Präbende an dem Collegiatstifte zu St. Castor verliehen. In dem Seminar verweilte Hommer die Jahre 1776 bis 1778 und bezog dann die Universität Heidelberg, um diejenigen juristischen Kenntnisse sich zu erwerben, welche damals zur etwaigen Bekleidung eines geistlichen Amtes durchaus erforderlich waren. Er blieb daselbst bis zum Schlusse des Jahres 1780 und beschäftigte sich dann, da ihm das canonische Alter zum Empfang der h. Weihen noch fehlte, teils bei seinem mütterlichen Oheim, dem Reichskammergerichts-Assessor von Cramer in Wetzlar, teils bei seinem älteren Bruder, dem Stadtschulteißen von Coblenz, Peter Melchior von Hommer. Da Letzterer dem Scheffen- oder Hochgerichte für das niedere Erzstift vorsaß, hatte unser Hommer Gelegenheit, sich in praktischer Beziehung zu üben. Als er aber im Jahre 1781 durch den Weihbischof Johann Nikolaus von Hontheim die Diaconatsweihe empfangen hatte, trat er nach einem halbjährigen Aufenthalte zu Paris, welchen er hauptsächlich benutzte, um sich in der französischen Sprache auch praktisch zu üben, sein Canonicat beim Stifte zu St. Castor an. Sein Streben nach Höherem ward durch den Empfang der h. Priesterweihe im J. 1783 erfüllt und ihm auch im

J. 1785 durch Uebertragung der Pfarrei Wallersheim Gelegenheit zu einer segensreichen Wirksamkeit gegeben. Unmittelbar vor seinem Eintritt in das Pfarramt hatte ihn der Kurfürst Clemens Wenceslaus zum Assessor und Sekretär seines erzbischöflichen Officialats ernannt; im Jahre 1786 beförderte er ihn zum wirklichen geistlichen Rat und erteilte ihm als solchem den Auftrag, an den Verhandlungen des Emser Congresses teil zu nehmen und dieselben zu redigieren.

Bald nach der Ankunft der Franzosen hatte Hommer wegen des von Ludwig dem Frommen der St. Castor-Kirche geschenkten und von dem General Marceau eifrigst requirierten, aber über den Rhein geflüchteten Evangelien-Codex mit dem Brustbilde des Schenkgebers auf einem wertvollen Onyx eine mehrtägige Haft im Ochsenturm zu bestehen. Aus derselben befreite ihn sein Confrater Milz, wie dies ausführlich zu lesen im Rheinischen Antiquarius, Abt. II, Bd. 1, S. 38. Er begab sich darauf auf die rechte Rheinseite, wo er unter dem ruhigen Landvolke des Westerwaldes mit großem Eifer dem Seelsorgeramte in der Gemeinde Schöneberg oblag. Aber seines Bleibens war nicht da, indem der Kurfürst des Mannes, der frühe schon zum Syndicus der geistlichen Landstände erwählt worden war, in der Nähe seines Regierungs-Collegiums bedurfte. Dies war der Grund seiner Berufung zum Pfarramte in Ehrenbreitstein, wo er nunmehr die lange Reihe von 22 Jahren hindurch den Segen des Evangeliums spendete. Noch steht in dortiger Gemeinde sein Andenken in frischer Blüte. Eine rührende Geschichte, wie er einer frierenden Familie zu nächtlicher Zeit selbst Holz zutragen will, von einem Steueraufseher aber für einen Schmuggler gehalten und ver-

folgt, dann aber erkannt und unterstützt wurde, teilt der Rhein. Antiquarius, II. Abt., 1. Bd., S. 35, mit.

Im Jahre 1816 ward Hommer, nachdem er eine Berufung als Rat des rheinischen Consistoriums dankend abgelehnt hatte, vom Trierischen Domcapitel zum Capitular-Vicar der Erzdiöcese rechter Rheinseite bei erledigtem Bischofsitze und fast gleichzeitig von Papst Pius VII. zu seinem apostolischen Vicar ernannt. Am 3. Mai 1824 erfolgte seine Berufung zum Bischof von Trier. In der Bulle „de salute“, in Folge deren die preußischen Bischofssitze neu reguliert und besetzt wurden, fand von Seiten des Papstes die Verwaltung seines Vicariates eine solche lobende Anerkennung, wie eine ähnliche in derselben nicht wieder vorkommt; auffallender Weise ist in der deutschen Uebersetzung dieser Bulle, welche in Berlin verfaßt worden, diese Anerkennung übergangen worden. Hommer ward am 24. August desselben Jahres zu Münster zum Bischof gesalbt und trat dann als der 94. in der Reihe der Trierischen Bischöfe sein Amt an. Mit der ihm eigenen Umsicht und Ruhe wußte er dasselbe zu verwalten und die vielen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden. Daher waren denn auch seine Erfolge die erfreulichsten und sein wahrhaft väterliches Wirken überhaupt ein segensreiches, wie dies allgemein und speciell durch die preußische Regierung bei Verleihung des roten Adlerordens III. Klasse, durch den König der Niederlande bei Ernennung zum Commandeur des belgischen Löwen-Ordens anerkannt wurde. Wir heben nur noch hervor, daß dem verdienten Manne das Erzbistum Mecheln mit dem Primat über die Niederlande und später auch das Erzbistum Köln angetragen worden:

die besten Bürgen für die richtige Würdigung seiner Fähigkeiten, seiner Bestrebungen. Dabei war seine Persönlichkeit die liebenswürdigste: seine Milde und Demut war eben so groß wie seine wahrhaft christliche Wohltätigkeit, wie seine Pflichttreue und Gottesfurcht. Erwähnen wir schließlich noch seiner außerordentlichen, aber stets höchst einfachen Gastfreundlichkeit, die er gegen Alle in der humansten Weise übte, und wir haben ein kurzes Bild seines Charakters.

Nachdem der Bischof im Jahre 1834 zum letztenmal seine Vaterstadt besucht hatte, stellten sich langsam die Beschwerden des Alters ein; seine Kräfte nahmen stetig ab, und nach einem längern, mit heiterm, gottvertrauendem Gemüte erduldeten Krankenlager ging er ein zur ewigen Ruhe am 11. November 1836, in einem Alter von 76 Jahren. Am 14. November ward die Leiche in der Domkirche, südlich des hohen Chores, unter dem Zuströmen vieler Tausende beigesetzt.

Joseph von Hommer hinterließ ein Testament, in welchem er die Bistumskasse der Diöcese Trier unter der Bedingung zur Erbin einsetzte, daß aus seiner Verlassenschaft ein Fonds zur Verbesserung armer Pfarreien der Diöcese gebildet werde, aus welchem die Zinsen an die Pfarrer dürftiger Gemeinden fließen sollten. Pfarreien der Regierungsbezirke Coblenz und Trier sollten abwechseln und auf diese Weise der Not derselben möglichst abgeholfen werden. Außerdem bedachte er namentlich das Seminar zu Trier und vergaß selbst seine ehemalige Pfarrei Wallersheim, die jetzige Filiale von Neuendorf, nicht.

Ein gutes Portrait von ihm malte Ramboux; eine Lithographie nach Verflassen ist höchst mittelmäßig.

28.

Wilhelm Arnold Günther

ward geboren in Coblenz den 31. October 1763. Sein Vater, Matthias, war Bäcker, seine Mutter, Sybilla, eine geborne Zimmermann. Nach vollendeten Gymnasialstudien, während welchen er oft als der Erste und Tüchtigste die ausgesetzten Preise gewann, ward er, noch nicht 20 Jahre alt, in der Prämonstratenser Abtei Rommersdorf als Novize aufgenommen. Nach drei Jahren ward er in das Collegium der Abtei Steinfeld in Köln gesandt und späterhin ihm auch der Besuch der Universität Trier möglich gemacht. Hier erwarb er sich den Grad eines Baccalaureus und Magisters der freien Künste und empfing den 22. Sept. 1787 die h. Priesterweihe. Nach Rommersdorf zurückgekehrt, ward er bald als Provisor in das an der Lahn gelegene Frauenkloster Altenberg gesendet, welches unter der Paternität von Rommersdorf stand. Nach der Säcularisation auch dieses Klosters zog Günther nach Ehrenbreitstein, wo er seine Vorliebe für historische und archäologische Studien mit regem Eifer befriedigte. Dazu fand er in dem Archiv zu Coblenz, welches damals der Obhut seines Freundes Johann Adam von Lasaulx anvertraut war, den geeigneten Boden. Nebenbei mit der Ordnung des kleinen städtischen Archivs beschäftigt, benutzte er diese Gelegenheit zum Entwurfe seiner „Geschichte der Stadt Coblenz“, welche er 1813 herausgab.

Im Jahre 1814 ward Günther vom Generalgouverneur Justus Gruner zum Archivar des Departemental-Archivs ernannt, und war er der Erste, welcher dieses zu ordnen und literarisch zu benutzen begann.

Eine Frucht dieser seiner Tätigkeit ist sein „Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus“; Urkunden-Sammlung zur Geschichte der Rhein- und Mosellande etc., 5 Teile in 6 Bänden, Coblenz 1822—1826“. Dies Werk, welches er in der uneigennützigsten Weise veröffentlichte, enthält mehr denn 2000 Urkunden und behauptet noch immer seinen hervorragenden Wert auf dem Quellengebiete für vaterländische Geschichte.

Im Jahre 1826 ward Günther zunächst als bischöflicher Generalvicar nach Trier berufen; später trat er ebenfalls in das Domcapitel ein. Auch in dieser Lebensstellung setzte er seine literarischen Bestrebungen fort, bis er, unter'm 23. Juni 1834 vom Papste Gregor XVI. zum Weihbischof und Bischof von Siena ernannt, einen noch größern Wirkungskreis erhielt. Fast zu gleicher Zeit ward er durch das Diplom eines Doctors der Theologie von Seiten der Universität Breslau erfreut. Nach dem Tode des Bischofs von Trier, Joseph von Hommer, im Jahre 1836, verwaltete er unter kritischen kirchlichen Verhältnissen, aber mit desto größerm Ruhme die Diöcese Trier, in Anerkennung dessen ihm die erste Prälatur am Domstifte verliehen wurde. Lange aber sollte er sich seiner größern Muße nicht mehr erfreuen: er erkrankte an der Wassersucht, der er am 22. August 1843 unterlag. Er ruhet in dem schönen Kreuzgang des hohen Domes, neben dem von seiner Familie errichteten Epitaph, das ihn nach dem Leben darstellt. Seine Liebenswürdigkeit, wahre Frömmigkeit und treue Gesinnung werden eben so wenig wie seine edle Gestalt und wohlwollenden Gesichtszüge allen denen, die ihn kannten, je aus dem Gedächtnis schwinden.

29.

Johann Heinrich Milz

ward geboren zu Coblenz den 21. November 1763. Sein gleichnamiger Vater war Bäcker und Oekonom, seine Mutter, Maria Anna, geb. Genger. Die Eltern bewohnten ihr eigenes Haus, das jetzige Besitztum der Gebrüder Zilken, Altengraben Nr. 10; doch wurde Johann Heinrich nicht in demselben, sondern in dem Hause der Rheinstraße, welches früherhin neben demjenigen der Brückenverwaltung, dem „Riesen“ gegenüber, lag, geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ward nach dessen Absolvierung in das erzbischöfliche Seminar zu Trier aufgenommen. Schon frühe durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse ausgezeichnet, ward er am 21. Dezember 1786 zum Priester geweiht. Als solcher besuchte er noch die Universität Göttingen, um namentlich das canonische Recht zu studieren, in welchem er sich denn auch eine hohe Stufe von Kenntnissen erwarb. Nach Coblenz zurückgekehrt, ward er zuerst Professor am Gymnasium daselbst, dann Canonicus am Stifte zu St. Castor. Als dieses aufgelöst worden, lebte er zurückgezogen, bis ihm im Jahre 1813 die Pfarrei St. Castor übergeben ward; schon früher hatte er den Titel eines bischöflichen Rats erhalten. Bei Errichtung der königlich preußischen Regierung zum Consistorialrat ernannt, bekleidete er dieses Amt, bis er unterm 19. Dezember 1825 von Papst Leo XII. zum Weihbischof und Bischof von Sarepta creiert wurde. Er unterzog sich dieser neuen Stellung mit gewohntem Eifer, obgleich seine körperlichen Kräfte sehr nachgelassen und er fast immer leidend war. Im October 1832 kam er in unsere

Vaterstadt, um sowohl hier als in der Umgegend das Sacrament der Firmung zu erteilen; kaum angelangt, erkrankte er im Hause seiner Schwester, der Witwe Paul Müller, und starb nach längerm Leiden den 29. April 1833.

Milz zeichnete sich durch ein ganz besonderes Erzählungstalent aus: jede, auch die unbedeutendste Sache gewann durch seinen überdies stets lebhaften Vortrag. Sein langer und schlanker Wuchs gab dem General Marceau zu einigen Späßen Gelegenheit, die uns der Rheinische Antiquarius (II. Abt. 1. Bd. S. 38) mitteilt. Milz petitionierte nämlich im Jahre 1795 bei diesem General um die Freilassung einiger Collegen, die derselbe wegen angeblicher Zurückhaltung eines wertvollen Evangelien-Codex festgenommen hatte; trotz des wenig erfreulichen Empfangs war doch der Erfolg ein günstiger.

30.

Johann Heinrich v. Bleul

ward geboren in Coblenz den 26. October 1765, und zwar in dem Hause Castorstraße 84, Ecke des Dreitaubengäßchens. Sein Vater Adam betrieb ein bürgerliches Gewerbe; seine Mutter Anna Maria war eine geborne Colliers. Die frühzeitige Entwickelung seltener Talente veranlaßte die Eltern, den Sohn den Studien zu widmen. Nachdem er die untern Schulen mit vorzüglicher Auszeichnung vollendet und in seinem 18. Jahre mit ungeteiltem Beifall philosophische Thesen öffentlich verteidigt hatte, wurde ihm, als dem besten aller Schüler, der freie Eintritt und die freie

Erhaltung im kurtrierischen Seminarium angetragen. Er zog jedoch die juristische Laufbahn vor und widmete sich zu Heidelberg dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften während der Jahre 1785 bis 1787. Bei seiner Rückkehr wurde er im Jahr 1787 unter die Zahl der Advokaten aufgenommen. Während er nun mit seltenem Glück und allgemeinem Beifall advocirte, verwandte er seine Mußestunden zu gemeinnützigen Arbeiten. Diese zogen die Aufmerksamkeit des Kurfürsten und des Staatsministers von Duminique auf sich und veranlaßten seine Anstellung als Registraturgehülfe im geheimen Archiv und bald darauf als Registrator mit 550 fl. Gehalt, einem Fuder Wein und 18 Malter Korn. Man vertraute seinem Talente die wichtigsten Sachen an, und schon im Jahre 1790 erfolgte seine Ernennung zum Hofgerichts-Assessor mit Verdoppelung seines Gehaltes. Hierauf wurde er zur geheimen Staats-Conferenz versetzt und arbeitete fortan als Sekretär im Cabinet unter dem Kanzler von Hügel.

Nach dem Tode Kaiser Josephs II. erhielt er vom Kurfürsten den Auftrag, die Vorarbeiten für die zur neuen Kaiserwahl abgehende kurtrierische Gesandtschaft zu besorgen. Seine bei dieser Gelegenheit im Verlauf weniger Wochen verfaßte Schrift gab zu den wichtigsten Verhandlungen Veranlassung und fand allgemeine Anerkennung. Er erhielt dafür den Charakter eines Hofgerichtsrats und eine ansehnliche Gratification, begleitete auch zu den Wahlen der Kaiser Leopold und Franz die kurtrierische Gesandtschaft.

Der Reichskrieg brach aus; es wurde eine Reichskriegskanzlei errichtet und Bleul im Jahre 1793 zum Direktor derselben ernannt. Ungern entließ ihn sein

Landesherr, erteilte ihm aber einen Abschied gleich ehrenvoll für seinen Charakter wie für seine Kenntnisse. Bleul trat seine neue Laufbahn an mit einem Gehalte von 6000 fl., Equipage-Geldern, freier Tafel bei dem Commandierenden und andern Emolumenten und erwarb sich die Zufriedenheit der Generale: des Prinzen von Coburg, des Feldmarschalls Clairfayt, des Herzogs Albert und des Erzherzogs Karl. Der Friede von Campo Formio endete diese geschäftliche Wirksamkeit Bleuls; er wurde aber, nachdem er zuvor in den Reichsritterstand erhoben worden, zum Direktor der kaiserlichen Plenipotenz-Kanzlei bei dem Congresse zu Rastatt ernannt, dem er auch bis zu seiner unerwarteten Auflösung beiwohnte. Dann veranlaßten ihn die Wirrnisse des wieder ausgebrochenen Krieges, in Erzbischöflich-Salzburgische Dienste zu treten. Er erhielt unter Erhebung in den Reichs-Freiherrnstand den ehrenvollsten Abschied und übernahm 1799 als Hofkanzler die Leitung der Regierung. Sein Eintritt war die Losung eines neuen Geschäftsgeistes: das Cabinet war neu organisiert und rege Tätigkeit in alle Stellen gebracht, auch von oben herab in die vielseitigen Verbesserungspläne freundlichst eingegangen.

Die französische Armee nahte sich aber bald den Grenzen des Landes. Der Fürst-Erzbischof sah sich genötigt zu fliehen, und setzte an seiner Stelle eine Statthalterschaft nieder, von der von Bleul ein hervorragendes Mitglied wurde. Dies blieb er bis zur Säcularisation des Erzstifts und ward dann von dem in Folge des Regensburger Deputationschlusses zur Regierung berufenen Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, zum Chef der geheimen Conferenz

ernannt. Jetzt war er vollkommen in seinem Wirkungskreise, und seine feurigen Ideen neuer Verbesserungen wirkten durchgreifend in allen Teilen, namentlich bei der Organisation der Behörden: weder Geburt noch Alter behaupteten ihre sonst gewohnte Einwirkung; nur bisherige Dienstleistungen und Fähigkeit fanden Berücksichtigung. Er wollte das Gute und handelte nur nach bester Ueberzeugung auf diesen Zweck hin. Sowohl die Organisation der Beamten, als die Verbesserung, Vereinfachung und schnelle Erledigung im Civil- und Criminal-Justizgange, die Anlage neuer Straßen, die Ermunterung für die Cultur, die Regulierungen der milden Stiftungen, die Trennung der Verwaltung von der Justiz, welche letztere er im Eichstätt'schen mit dem besten Erfolg einführte, sind sprechende Beweise seiner unermüdlichen Tätigkeit. Unerschütterliche Rechtlichkeit war der Grundzug seines Charakters; die Pflicht, zu helfen, war seinem Herzen die teuerste, und nicht selten erhöhte er den Wert der Hülfe durch Ueberraschung. In seiner Uneigennützigkeit gab er noch von dem Eigenen hin, wenn er die Ueberzeugung des Guten und Nützlichen hatte. Zur Bildung junger Leute schickte er sie in's Ausland, um ihre eingewurzelte Vorliebe für einseitige Ansichten der Heimat zu berichtigen. Streng im Dienste, übertrug er die Verhältnisse desselben nie auf den Privatmann: sein Haus war ein Versammlungsplatz für Alle, ohne Unterschied des Standes, und zeigte er sich hier gerne als glücklichen Gatten und Vater.

Indes erfolgte eine zweite Invasion französischer Heere und nach ihr abermals ein Wechsel in der Regierung, indem Salzburg aus der Reihe selbstständiger

Staaten gestrichen und Oestreich zugeteilt wurde. Hier waren Bleul's Verdienste noch in guter Erinnerung, und so wurde er im Jahre 1807 zum Präsidenten des Landes ernannt. Leider konnte er sich dieser Stellung nicht lange erfreuen: er starb an einem Herzleiden zwei Monate später, am 21. September 1807, im 43. Jahre seines tatenreichen und vielbewegten Lebens, von denen er zehn in der glücklichen Ehe mit Friederike geb. D'Ester aus Vallendar verlebt hatte. Er hinterließ eine junge Gattin und fünf Kinder, von denen der ältere Sohn in Würzburg lebte, während der jüngere in unserer Nähe seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und ein tätiges Mitglied unseres Kreisstandes war.

Eine der ersten Arbeiten Bleul's waren seine Beiträge zu einem Idiotikon der Coblenzer Mundart, welche im Jahre 1787 in den Nummern 6—15 des kurtrierischen Intelligenzblattes (Coblenz, bei Krabben) erschienen. So unbedeutend dieselben auch uns jetzt erscheinen, so wurden sie doch damals als eine der ersten Arbeiten auf diesem Gebiete mit Beifall aufgenommen. Demselben Blatte lieferte er noch verschiedene Aufsätze, als z. B. über Verbesserung der Professionen und Handwerker, über Handwerksmißbräuche, über den deutschen Handel, über die Coblenzer Messe, über den Luxus des 15. Jahrhunderts im Trierischen etc. In dem Hamburger politischen Journal von 1801 erschien von ihm „Beitrag zur nähern Kenntnis der Größe, Bevölkerung und Staatseinkünfte des Erzbistums Salzburg", sowie er denn noch mehrere ähnliche Aufsätze schrieb, bei deren größtem Teile er sich nicht nannte.

31.

Hugo Dinget

ward geboren zu Coblenz den 18. Dezember 1767; sein Vater war der Consulent, Archivar und Kassierer der niederrheinischen Ritterschaft, Karl Joseph Dinget, der das früher v. Metternich'sche, spätere von der Hees Gut auf der Brohl von letzterer Familie wohlfeil erworben hatte. Hugo ward kurtrierischer Hofkammerrat, lebte aber späterhin als Privatmann auf dem eben genannten Gute, wo er auch den 9. Dezember 1827 starb. Er ist bekannt geworden durch sein numismatisches Werk: „Münz- und Medaillenkunde des vormaligen Erzstifts und Churfürstenthums Trier. (1821. Zusätze. 1824.)". Bei der Versteigerung seines Nachlasses erwarb das Buch die Hölscher'sche Buchhandlung, welche es mit einem neuen Titel — „Coblenz 1830" — in Verbreitung setzte. Hierdurch wurde man zu dem Glauben verleitet, daß es nach dem Bohl'schen Werke geschrieben, während es ein Vorläufer desselben war, und gab dies zu manchen Irrungen Veranlassung. Dinget hat sich indes immerhin durch dieses Werk ein größeres Verdienst um die Münzkunde unseres Vaterlandes erworben.

32.

Karl Kaspar Creve

ward geboren zu Coblenz den 28. October 1769. Sein Vater, Johann Baptist, war gräflich Leyen'scher Beamter und erteilte seinem Sohne eigentlich die Namen Johann Kaspar; dieser vertauschte indes den Johann

in Karl und veranlaßt dadurch u. A. Callisen in seinem Schriftsteller-Lexikon, IV. Bd. p. 406, in dem J., welches er seinem Namen unter einem früheren Aufsatze vorsetzte, einen Druckfehler zu vermuten. Creve widmete sich der Medizin und promovierte in Mainz im Jahre 1792, bei welcher Gelegenheit er seine Dissertation „de fracturis ossium pelvis“ seinem „gütigsten“ Kurfürsten Clemens Wenceslaus widmete. Im Jahre 1793 ward er außerordentlicher Professor an der Universität zu Mainz, nach deren Auflösung er sich in Eltville niederließ. Hier wurde er als Nassau-Usingen'scher Hofrat Mitglied des Landes-Sanitäts-Collegiums, blieb aber nur wenige Jahre in dieser Stellung und ging dann mit dem Titel eines großherzoglich Frankfurt'schen Geheimen Rats nach Frankfurt, in welcher Stadt er lange Jahre einer bedeutenden Praxis sich erfreute. Im höhern Alter zog er sich auf sein Gut in Etville zurück, wo er auch den 7. Juli 1853 starb. Er hat Mehreres geschrieben, z. B. „Vom Metallreize, einem untrüglichen Prüfungsmittel des wahren Todes. 1796“, „Der Gesundbrunnen zu Weilbach. 1810.“, früher noch sein bestes Werk: „Von den Krankheiten des weiblichen Beckens“, über welchen Gegenstand er auch bei der 1. Versammlung der Naturforscher in Bonn (1835) einen Vortrag hielt. Sein anatomisches Museum war nicht unbedeutend. Ein Portrait von ihm lieferte Mayer nach einem Gemälde von Schmitt, fol.

33.

Johann Nepomuk Hubert von Schwerz

wurde in Coblenz den 11. Juni 1759 geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, war aus Hadamar in unsere

Stadt gezogen, nachdem er eine Coblenzerin, eine geb. Wiegand geheiratet; er bewohnte das Haus Görgenstraße 37, Ecke der Pfuhlgasse, welches auch das Geburtshaus unseres Schwerz war. Dieser besuchte das Gymnasium und ward für den geistlichen Stand bestimmt. Indes übernahm er im Jahre 1780 eine Hauslehrerstelle in St. Goar, welche er 1783 mit einer ähnlichen bei dem Grafen von Renesse vertauschte. Bei dieser Familie, welche meistenteils auf dem Gute Elderen bei Tongern, nahe der Grenze von Brabant, wohnte, blieb er 22 Jahre. Er übernahm nämlich nach vollendeter Erziehung seiner Zöglinge im Jahre 1801 die Verwaltung des genannten Gutes, und von dieser Zeit an widmete er sich mit dem größten Eifer der Landwirtschaft. Er studierte dieselbe nicht nur wissenschaftlich, sondern betrieb sie auch praktisch und suchte durch Reisen seine Anschauungen zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln. Das Resultat seiner Forschungen war sein erstes Werk: „Anleitung zur Kenntnis der belgischen Landwirtschaft", Halle 1807, 3 Bände, welches gleich als eine hervorragende, sehr bedeutende Arbeit die größte Anerkennung fand und auch bald in das Französische übersetzt wurde. Im Jahre 1707 kam er in seine Vaterstadt zurück, schrieb hier auf Veranlassung des Präfecten Lezay-Marnesia größere Aufsätze in die Jahrgänge des „Handbuchs für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements" und beschäftigte sich mit Versuchen im botanischen Garten dieses Departements, der, unmittelbar vor dem Mainzertore gelegen, an dem alten Vater Lenné den tüchtigsten Leiter hatte. Auch redigierte er in Folge freundschaftlicher Beziehungen zu den Verlegerinnen der jetzigen Coblenzer Zeitung eine Zeit

lang das damals nur einmal wöchentlich erscheinende Blatt. Lezay-Marnesia wußte unsern Schwerz richtig zu würdigen, denn als er im Jahre 1810 nach Straßburg versetzt worden, berief er unsern Landsmann dahin und schuf ihm zu Ehren die Stelle eines Inspecteurs der Tabakspflanzungen. In dieser, eigentlich in das Gebiet der Steuern fallende Stelle studierte Schwerz den Tabaksbau nicht nur, sondern die ganze Landwirtschaft des Elsasses, deren ausgezeichnete Beschreibung er im Jahre 1816 unter dem Titel: „Beschreibung der Landwirtschaft im Nieder-Elsaß" herausgab. Die landwirtschaftliche Anstalt von Fellenberg in Hofwyl lernte er 1812, den Ackerbau der Pfalz im Jahre 1814 kennen; seine Urteile und Beobachtungen übergab er dem Drucke in den Werken: „Beschreibung und Resultate der Fellenbergischen Landwirtschaft zu Hofwyl", Hannover 1816, und „Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer", Berlin 1816. Indes war er nach dem Tode Lezay's in die Heimat zurückgekehrt und hier vom Könige zum Regierungsrat mit dem Auftrage ernannt, die Provinzen Westfalen und Rheinland in landwirtschaftlicher Beziehung zu bereisen. Wie er diesen Auftrag erledigte, beweist die Reihe von Aufsätzen, welche er schrieb, und die nicht nur in den Mögliner Annalen von Thär aufgenommen wurden, sondern auch späterhin als ein besonderes Werk erschienen (2 Bde., Stuttgart 1836). Diese für unsere Gegend so ersprießliche Tätigkeit wurde durch Schwerz' Berufung nach Würtemberg abgebrochen, wo er an die Spitze einer höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt treten sollte. Auf seine Veranlassung wurde hierzu das großartige Schloß Hohenheim bestimmt und im Jahre 1818 das Institut gegründet. Das Ge-

deihen und der spätere Flor desselben war seine höchste Freude, ward aber auch allgemein und von dem Könige insbesondere durch Verleihung des Commandeur-Kreuzes des Ordens der Würtembergischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden ist, anerkannt. Hier schrieb er sein letztes landwirtschaftliches Werk: „Anleitung zum praktischen Ackerbau“, Stuttgart 1825, in 3 Bänden, ein Werk, welches klassisch genannt zu werden verdient und Deutschland zu hoher Ehre gereicht. Leider begann mit seinem 70. Lebensjahre eine Gesichtsschwäche sich so zu steigern, daß er seinem Amte nicht mehr vorstehen konnte und seine Pensionierung nachsuchen mußte. Demnächst kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um hier bis zu seinem Tode ein stilles, beschauliches Leben zu führen, dessen Resultate er noch in seinen „Betrachtungen über die 30 ersten Psalmen“ und in den „Beherzigungen der Lehre Jesu Christi“ niederlegte. Sein Charakter war mild und wahrhaft herzensgut; eifrig in der Erfüllung seiner Berufspflichten lebte er nur für andere und namentlich schlug sein Herz für verwaiste Kinder. So wie er darauf gedrungen hatte, daß bei der Gründung von Hohenheim Freistellen für 10 arme Waisenknaben gestiftet wurden, so widmete er seine alten Tage ganz der Erziehung verwaister Kinder: zwei derselben waren fast immer um ihn. Zuletzt ganz erblindet trug er sein Leiden mit heiterm Sinn und frommer Zuversicht, bis ihn der Tod am 11. Dezember 1844 von dieser Erde nahm.

J. N. Schwerz und A. Thär waren die Ersten, welche dem Ackerbau eine naturgesetzliche Unterlage gaben; sie erhoben die Landwirtschaft, die früherhin nur ein Gewerbe, zu einer Wissenschaft, der von nun

an tüchtige Männer ihre Kräfte zu widmen nicht mehr unter ihrer Würde hielten. Schwerz' Name wird durch seine Werke bei den Männern der Wissenschaft sowie durch den nach ihm benannten Schwerz'schen Pflug bei den eigentlichen Bauern nie der Vergessenheit anheimfallen. Der hiesige landwirtschaftliche Verein, welcher auch im Besitz seiner Büste in Marmor, von Schorb ausgehauen, ist, bezeichnete sein Grab mit einem Gedenkstein, während von Seiten der Stadt die Grabstätte für immer unantastbar erklärt wurde. Mögen unsere spätesten Nachkommen seinen Namen wie sein Grab in Ehren halten!

34.

Lambert Joseph Krezzer

ward geboren in Coblenz den 14. Juli 1770. Nachdem er das Gymnasium absolviert, studierte er auf der Universität Mainz Rechtswissenschaft und kehrte 1791 nach Beendigung seiner Studien nach Coblenz zurück. Da nach kurfürstlicher Verordnung niemand auf ein öffentliches Amt Anspruch machen konnte, er habe denn vorher dem Advokaten-Stande angehört, trat Krezzer in die Schreibstube des Hofgerichts-Schöffen Müller ein und blieb ein Jahr in derselben. Mit dem Jahre 1792 brach der Reichskrieg aus; der Prinz von Sachsen-Coburg wurde zum Reichsfeldmarschall ernannt und ihm Herr v. Bleul (s. o.) von dem Reichs-Vicekanzler zur Führung der Geschäfte beigegeben. Herr v. Bleul, der Krezzer von Jugend auf kannte, machte ihm den Vorschlag, ihn zur Armee zu begleiten; Krezzer nahm das Anerbieten als ein Mittel zu seiner ferneren Ausbildung an und ging 1793 zu der in den

Niederlanden stehenden Armee. Hier hatte derselbe manche Arbeit und Beschwerde zu bekämpfen, erhielt aber auch bald das Patent als Concipist der Reichskriegskanzlei. Später kam das Reichs-Armee-Commando in die Hände des Erzherzogs Karl, und Krezzer blieb stets bei dem Gros der Armee in dessen Nähe, und nur im Jahre 1795 wurde er dem außerordentlichen Minister Grafen von Sickingen auf einer Geschäftsreise an die Höfe des südlichen Deutschlands beigegeben. Im Jahre 1798 bekam er auf wiederholtes Ansuchen einen ehrenvollen Abschied und verließ, mit einem Empfehlungsschreiben des Erzherzogs an den Kurfürsten versehen, den k. k. Dienst.

Krezzer, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, suchte kein Amt, sondern wählte wieder den freien Advokatenstand. Indes ward er schon nach einem halben Jahre zum Präsidenten bei der Municipalität ernannt. Es war dies ein Amt, welches zwar kein Einkommen, aber viele Mühe und Verantwortlichkeit brachte; so mußte z. B. das Einquartierungswesen reguliert und ohne Nebenrücksichten durchgesetzt werden. Dies und hinzutretende anderweitige Zwistigkeiten veranlaßten bald ernsthafte Discussionen zwischen der Municipalität und den Militär-Behörden, und da erstere nicht nachgab, wurde ein bei dem kommandierenden General Ney beantragter Belagerungszustand für die Stadt Coblenz wirklich verfügt; die Municipalität wurde suspendiert und General Leval ließ unsern Krezzer, der sich mit noch drei Deputierten, Görres, G. Linz und Vitzthum, zur Beschwerdeführung bei dem General-Gouverneur nach Mainz begeben wollte, mit seinen Collegen arretieren und festsetzen. Dies Verfahren wurde indes mißbilligt und die Deputation endlich

wieder ihrer Haft entlassen. Da auch zur selben Zeit grade die Nachricht von dem Sturze des Directoriums eintraf, verschlang dieses wichtige Ereignis den kleinen Streit, und die Geschichte blieb um so mehr auf sich beruhen, als Municipalität und Präsidentschaft ihr Ende gefunden hatten. (Alles dieses, und wie es ihnen während der Haft erging, wie der Belagerungszustand aufgehoben, sie in Freiheit gesetzt und bei dieser Gelegenheit von Bürger Anschütz mit seinem „Hoch wehen die Fahnen der Freiheit am Rhein!“ begrüßt wurden, erzählt ganz vortrefflich und höchst ergötzlich der „Rheinische Antiquarius“ unter dem romantischen Titel: „Leibstuhl und Schwert“, II. Abth. 2. Bd.)

Krezzer setzte seine Advokatur fort und erwarb sich dabei eine solche Anerkennung, daß er gleich nach dem Uebergange der verbündeten Heere über den Rhein eine Ratsstelle bei dem unter Leitung des geheimen Staatsrats Gruner stehenden General-Gouvernement des Mittelrheins erhielt. Als solcher ward er im Jahre 1815 nach Paris gesandt und dort der Commission für die Ausgleichung der preußischen Kriegsforderungen an Frankreich beigegeben. Hier blieb er bis zum Jahre 1819 und folgte dann der Commission nach Berlin, wo er, zum geheimen Ober-Revisionsrat ernannt, die Geschäfte derselben zum Schlusse führte. Als im Jahre 1821 der rheinische Appellhof in Köln errichtet wurde, suchte Krezzer eine Ratsstelle bei demselben nach; seinem Wunsche wurde nicht nur entsprochen, sondern er auch schon nach wenigen Jahren zum Senatspräsidenten befördert. In dieser Stellung feierte er sein 50-, ja sogar sein 60-jähriges Dienstjubiläum, und erst im Jahre 1857 ver-

anlaßten ihn die Beschwerden des Alters, sie aufzugeben. Ausgezeichnet durch den roten Adlerorden 2. Klasse mit Stern und Brillanten, ausgezeichnet durch die fortdauernde Liebe und Hochachtung seiner Freunde und Collegen, starb Krezzer in dem hohen Alter von 94½ Jahren am 9. Januar 1865. Er gehörte nicht nur zu den Gründern des Casino's unserer Stadt, sondern hat auch die noch heute geltenden Statuten desselben entworfen.

35.

Joseph Andreas Anschütz

ward geboren in Coblenz den 19. März 1772. Sein Großvater, Franz Kaspar, war Trompeter, dann Organist am kurfürstlichen Hofe zu Ehrenbreitstein, der Vater, Heinrich Franz, Kanzlist im kurfürstlichen Archiv; letzterer zeichnete sich, abgesehen von seiner schönen Schrift, dadurch aus, daß er nie einen Tropfen Wein trank. Dem Enkel, der frühzeitig ein entschiedenes Talent für die Musik entwickelte, gab der Großvater eifrigen Unterricht im Klavierspiel und Generalbaß. Im J. 1782 spielte der 9jährige Virtuose in einem Concerte zu Mainz und erntete den größten Beifall. Wenige Jahre später komponierte er einige Lieder und Tänze, und nun hören wir längere Zeit von seinen musikalischen Leistungen nichts mehr. Anschütz studierte die Rechte und ward 1797 als Commis Greffier bei dem Criminalgericht hierselbst angestellt. Alsbald regte sich wieder sein Sinn für die Musik, in Folge dessen er im Jahre 1806 einen regelmäßigen Cyclus von Concerten veranstaltete, welcher bis zur Zeit sich jährlich wiederholt. Im Jahre 1808 gründete er das Musik-

Institut. Dieses widmete besonders der Kirchenmusik seine Aufmerksamkeit und erstrebte die Ausbildung musikalischer Kräfte, namentlich eines tüchtigen Gesang-Chores. Das Institut ward durch den Präfecten Lezay-Marnesia förmlich konstituiert und steht heute noch in voller Blüte. Anschütz leitete die Anstalt mit großem Eifer, und seine erfolgreichen Bestrebungen wurden nicht nur allgemein anerkannt, sondern brachten auch Coblenz in musikalischer Beziehung in einen sehr ehrenvollen Ruf. Schade, daß in Bezug auf Kirchenmusik die strengere Richtung der Zeit hemmend entgegengetreten ist.

Componiert hat Anschütz auch in späterer Zeit nur Weniges: kleinere Sachen für das Clavier, einige Lieder (unter andern das Lied der Nixen von Matthison für weiblichen Chor und Orchester, zuerst gesungen in dem Concerte vom 3. März 1810, das Göthe'sche „Wer kauft Liebesgötter?", das Lied „Blümlein Wunderschön"), ferner eine große Arie für Altstimme mit italienischem Text, eine größere Freimaurer-Hymne für Männer-Chor und Orchester und einige Kirchen-Gesangstücke. Die Tiefe seiner musikalischen Bildung bewährte sich namentlich in seinen kirchlichen Compositionen in figuriertem Choral: es sind die Hymnen „A solis ortus cardine", „Ad coenam agni providi", „Tantum ergo sacramentum" und die Benediction „Ecce panis angelorum", welche den größten Beifall competenter Kunstrichter gefunden. Seine juristische Wirksamkeit war weniger ausgezeichnet, obgleich er eine Reihe von Jahren als Staatsprocurator fungierte. In kurzen, abgebrochenen Sätzen, die mit einer gewissen Hast hervorgestoßen wurden, pflegte er sowohl amtlich, als im bürgerlichen Verkehr zu reden.

Ueberhaupt zeichnete sich seine Sprache durch Derbheit aus, die auch in seinen Urteilen über Musik hervorstechend war. Sein Portrait, ihn in seinem 82. Jahre in einem lebensgroßen Kniestücke darstellend, befindet sich in unserer Bilder-Gallerie: es ist von seinem Neffen, unserm Mitbürger G. Zick gemalt. Seiner Ehe mit Maria Anna geb. Kröll entsproß eine Reihe von Kindern, von denen der älteste Sohn, Hermann, als Maler ausgezeichnet, die Stelle eines Professors an der Akademie der Künste zu München bekleidete. Ein zweiter Sohn, Karl, von eminentem musikalischen Genie, lebte als Musik-Director der deutschen Oper in Newyork.

Anschütz starb, nachdem sein lebhafter Geist lange die während der französischen Umwälzung eingesogenen Principien hartnäckig festgehalten, mit der Kirche versöhnt, am 26. Dezember 1856 im 84. Jahre seines Alters.

36.

Johanna von Weißenthurn

ward im Jahre 1773 zu Coblenz geboren. Da ihr Vater, Benjamin Grünberg, erst bayerischer Offizier, dann aber ein herumziehender Schauspieler war, ist es erklärlich, daß sich in den Taufregistern der Pfarrämter Johanna nicht eingetragen findet. Als der Vater starb, hinterließ er Frau und 6 Kinder in der größten Bedrängnis. Johanna, die älteste Tochter, war kaum 10 Jahre alt. Die Familie gab indes Vorstellungen, indem die talentvollen Kinder die beliebtesten Stücke aus Weiße's Kinderfreund aufführten. Von einem Ort zum andern wandernd ward die 14jährige Johanna zufällig von dem Intendanten des Münchener

Hoftheaters gesehen und für dasselbe engagiert. Zwei Jahre später ging sie nach Wien und wurde hier bei dem Hoftheater angestellt, auf welchem sie im October 1789 zum erstenmal auftrat und nach und nach in den Besitz aller Rollen der ersten Liebhaberinnen gelangte. Bei ihrem ersten Debüt war der schon sehr leidende Kaiser Joseph II. zum letzten Male im Theater. Später übernahm sie ältere Rollen mit gleicher Meisterschaft; sie spielte u. a. im Jahre 1809 auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon die Phädra, und zwar mit solchem Beifall, daß der Kaiser ihr durch den Marschall Duroc ein Geschenk von 3000 Francs zustellen ließ. Im zweiten Jahre ihres Aufenthaltes in Wien hatte sie Herrn von Weißenthurn, der als Kassirer im Arnstein'schen Banquier-Geschäfte angestellt war, geheiratet und seitdem ihre günstigere Stellung dazu benutzt, um sich in wissenschaftlicher Beziehung auszubilden. Demnächst trat sie als dramatische Schriftstellerin auf und schrieb im Laufe der Jahre eine große Zahl von Schauspielen, die sich alle durch glückliche Erfindung, richtige Charakterzeichnung, Witz und Laune auszeichnen. „Der Wald bei Hermannstadt“ war ein Zugstück aller Bühnen und, in sieben Sprachen übersetzt, über ganz Europa verbreitet. Ebenso „die Eroberung von Smolensk“ und viele kleinere Stücke, als: „Deutsche Treue“, „Erste Liebe“ u. a. m. Ihre Schauspiele erschienen in 14 Bänden — es sind etwa 60 dramatische Arbeiten, alle bühnengerecht und anziehend, wenngleich ohne höhern poetischen Gehalt. Auch schrieb sie Erzählungen in Prosa für Zeitschriften und Taschenbücher, z. B. „die arme Lise“ im 1. Jahrgang der „Aglaja“, eine Novelle, die sehr gefiel. Ihre sämtlichen Werke sind in 14 Bänden erschienen, Wien

1810—1829. Kaiser Franz gab ihr im Jahre 1829 die kleine, Kaiser Ferdinand bei Anlaß ihres Jubiläums die große goldene Ehrenmedaille. Nachdem sie sich im Jahre 1841 vom Theater zurückgezogen, starb sie den 18. Mai 1847 zu Hietzing bei Wien.

37.

Johann Joseph Görres

ward zu Coblenz den 25. Januar 1776 geboren. Sein Vater war Kaufmann und Holzhändler und bewohnte ein, jetzt zum Gasthaus zum Riesen gezogenes Haus in der Rheinstraße; seine Mutter war eine geborene Mazza. Diese führte einst unsern Görres zu dem Canonicus Milz und teilte diesem mit, der Knabe wolle Seefahrer werden; da sie diesen Wunsch nicht entfernt beurteilen könne, bäte sie um seinen Rat. Milz sprach sich über die Idee günstig aus, zweifelte aber an der Befähigung und dem Mute des unscheinbar aussehenden Knaben. Dieser einfache Hergang ist zu einer verbreiteten Anekdote geworden, in welcher der Seefahrer sich in einen Seifensieder verwandelt hat! Späterhin wollte Görres sich der Medizin widmen; die Ereignisse vereitelten indes diese Absicht. Hingerissen von den Ideen der französischen Revolution, stürzte er sich in deren Treiben und Wirrnisse und stellte sich offen und entschlossen dem Staate und der Kirche gegenüber. Beide erhielten die empfindlichsten Streiche von ihm, und zwar nicht blos mit dem Worte — er war zum erstenmal als öffentlicher Redner aufgetreten, als am 14. September 1797 der Freiheitsbaum auf dem Paradeplatz gepflanzt wurde

—, sondern auch mit der Feder. Er begann nämlich das „Rote Blatt“ zu schreiben, das er später unter dem Namen „Rübezahl“ fortsetzte. In diesen Blättern schonte er die französischen Republikaner keineswegs, und in dem Ingrimm über ihre Schlechtigkeit schlug er kühn die Namen mit Titel und Würden derjenigen an den Pranger, deren Inhaber sich irgend eine Niederträchtigkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Ja, selbst die gesamte französische Regierung griff er schonungslos an, wo sie es verdiente. Da waren denn die Folgen die gewöhnlichen, und im Jahre 1799 hörte der „Rübezahl“ auf. Im Jahre 1798 war von ihm bereits erschienen: „Der allgemeine Friede; ein Ideal“, eine Abhandlung, welche er zwei Jahre früher, eben 20 Jahre alt, geschrieben hatte. Kaum hatte der „Rübezahl“ aufgehört, als Görres Mitglied einer Deputation ward, welche nach Paris ging, um die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich zu verlangen; von dort kam er indes sehr enttäuscht zurück — die Deputation war nicht einmal zu einer Audienz bei dem ersten Consul zugelassen worden —; er hatte einen Blick in das Wollen und Wünschen des französischen Volkes getan, der seinen Erwartungen keineswegs entsprach und ihm namentlich auch das Schreiben über Politik verleidete. Görres ward indes nach seiner Rückkehr zum Professor der Naturgeschichte und Physik an der Secundär-Schule in hiesiger Stadt angestellt, und obgleich er als solcher einige Abhandlungen über Physiologie, Organologie etc. herausgab, fand er für seinen Geist doch nicht genugsame Beschäftigung. Er siedelte deshalb im Jahre 1806 nach Heidelberg über, um an der dortigen Universität sich einen größern Wirkungskreis zu gründen. Er hielt Vorlesungen über

alt-deutsche Literatur, gab die „Deutschen Volksbücher“ heraus und entwickelte eine bedeutende literarische Tätigkeit. Indes blieb seine Einnahme ungenügend, und hierdurch sah er sich genötigt, im Jahre 1808 wieder nach Coblenz zurückzukehren. Von hier aus ließ er die „Mythengeschischte der asiatischen Welt“ erscheinen, ein Werk, welches bedeutendes Aufsehen erregte, und schrieb u. A. auch einen Aufsatz: „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt“, in welchem sich schon keine Spur seiner früheren Feindschaft gegen die Kirche mehr findet (1810). Im Jahre 1814 begann er den „Rheinischen Merkur“, ein Blatt, dessen politische Tendenzen tief in die Weltgeschichte eingriffen und ihm unsterblichen Ruhm brachten; leider mußte er es im Jahre 1816 wieder aufgeben. Zugleich wurde Görres seiner Stellung als Director des öffentlichen Unterrichts am linken Rheinufer unter Belassung eines Wartegeldes von 1800 Thlr. enthoben.

Die größere Muße, die ihm somit gegeben, wendete er literarischen Bestrebungen zu; so schrieb er u. A. eine Broschüre: „Deutschlands künftige Verfassung“, welche ungemeines Aufsehen erregte, und die für unsere Stadt besonders wichtige „Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König“, 1818; aber auch in Börne's „Wage“ den Aufsatz: „Kotzebue und was ihn gemordet“, und 1819 die größere Schrift: „Teutschland und die Revolution“. Als dieses Werk mit Beschlag belegt wurde, ging Görres, um sich den vorauszusehenden Verfolgungen zu entziehen, nach Frankfurt und von da, vor drohender Verhaftung gewarnt, nach Straßburg. So kam er einer Abführung auf eine Festung zuvor, die die gegen ihn sehr erbitterte Re-

gierung beschlossen hatte. In Straßburg beförderte er im Jahre 1820 das „Heldenbuch des Iran“, ein persisches Heldengedicht in 2 Bänden, zum Druck und schrieb 1821: „Europa und die Revolution“ mit Beziehung auf die politischen Wirren in mehreren europäischen Staaten. Dieser Schrift folgte: „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit“ (1822) und „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona“ (1822). Gleichzeitig redigierte er, wenn auch nur interimistisch, die Zeitschrift: „Der Katholik“, wie denn überhaupt seine eigentliche Rückkehr zur Kirche in diesen Anfenthalt zu Sraßburg fällt. Aber gerade infolge dieser Veränderung seiner religiösen Richtung ward er im Jahre 1827 als Professor der Geschichte nach München berufen. Diesem Rufe folgend, entwickelte er seine Ansichten über Geschichte in der Schrift: „Über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte“ (1830). Seine nie ermüdende Feder lieferte nunmehr „Die christliche Mystik“ (1836 bis 1842 in 4 Bänden). Kaum möchte je ein Werk erschienen sein, über welches die Ansichten so verschieden waren, sich so schroff entgegengestanden, wie über diese Mystik; dies geht so weit, daß einige den darauf verwendeten Fleiß geradezu beklagen, während andere ihn voller Anerkennung besonders hervorheben. Sehr bedeutend ward dann der Einfluß von Görres in den sogenannten Kölner Wirren durch seinen „Athanasius“ (1837), der 4 Auflagen in Tausenden von Exemplaren erlebte; noch größer durch die von ihm gegründeten „Historisch-politischen Blätter“, in denen er als der unermüdliche und unbesiegliche Verfechter aller katholischen Interessen auftrat und dabei den Katholocismus einen wo

möglich noch festern und entschiedenern Halt und Charakter aufdrückte. Gab es doch keinen geistvollern Pubicisten, keinen, der mit feinerer Ironie seine zahlreichen Gegner zu bekämpfen, nein! geradezu zu vernichten vermochte. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Die Triarier, Leo, Marheinecke und Bruno Bauer“ (1838), „Der Kölner Dom und das Straßburger Münster“ (1844) und „Die Wallfahrt nach Trier“ (1845), durch welche letztere Schrift er ebenfalls in die Richtung der Zeit entschieden eingriff.

Unstreitig war Görres einer der geistvollsten Gelehrten, welche Deutschland bis jetzt aufzuweisen hat. Mit ungewöhnlichen Geisteskräften ausgerüstet und stets sich durchaus unabhängig fühlend, wirkte er für Alles, was ihm Recht und Wahrheit schien, mit gewaltiger Schärfe; unablässige Kämpfe stählten seine Kraft, seine warme Liebe für's Vaterland, seine Begeisterung für die Kirche. Bis in sein höheres Alter geistesfrisch, starb er zu München, den 29. Januar 1848. In unserer Stadt ward am 7. Februar desselben Jahres ein feierliches Traueramt für den Verstorbenen gehalten. In der Einladung zu demselben heißt es von ihm: „Zur Zeit der französischen Revolution, wie viele, mit fortgerissen; bei der Befreiung Deutschlands der Herold am Rhein; späterhin eine Leuchtfackel und ein Streiter des Herrn!“

Görres war von wenig mehr denn mittlerer Größe, hager, Nase und der fein geschlitzte Mund etwas groß; sein schlichtes Haar war dunkelrot, sein Auge lebhaft und voller Feuer. In seiner Kleidung war er stets äußerst nachlässig: er konnte mit einem Stiefel und einem Pantoffel ausgehen, war überhaupt für alle Aeußerlichkeiten vollkommen gleichgültig. In der Fa-

milienstube, unter dem Lärmen seiner Kinder, schrieb er seine politischen Aufsätze, welche die Welt in Erstaunen setzten, überall mit Begierde gelesen wurden und ihm Männer wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und viele Andere zu Freunden machten. Er bewohnte hier in Coblenz sein eigenes Haus, jetzt Schloßstraße Nr. 7, und beschäftigte sich viel in seinem Garten, der wohl jetzt die Gärten und Hofplätze der Häuser Nr. 11 und 13 in derselben Straße bildet. Verheiratet mit Katharina von Lasaulx, ward er Vater von zwei Töchtern, von denen die eine, Sophie, als die Gattin des Professor Steingast in Frankfurt starb, die zweite, Marie, in München lebte und von einem Sohne,

Guido Görres.

Derselbe ward den 28. Mai 1805 in Coblenz geboren, studierte in Bonn Geschichte und Philosophie, machte größere Reisen und trat dann als Schriftsteller, als Dichter, und besonders als Legendenschreiber für die Jugend auf. Sein erstes größeres Werk war die Jungfrau von Orleans (1834). Zahllos sind die kleinern Schriften: Marienlieder, Festkalender, das Leben der h. Cäcilia, das deutsche Hausbuch, die Gottesfahrt nach Trier u. a. m. Als Mitredacteur der historisch-politischen Blätter und für die Zeitungspresse überhaupt entwickelte er eine überaus große und anerkennungswerte Tätigkeit. Clemens Brentano übertrug ihm bei seinem Tode die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften, von denen die Märchen erschienen sind. Guido hinterließ aus seiner Ehe mit Marie Vespermann drei Kinder, als er den 14. Juli 1852 starb.

Reich an gründlichem Wissen, überreich an Phantasie, zeugen alle seine Schriften von inniger Empfin-

dung und einem rein kindlichen Sinne. In streng katholischem Geiste suchte er in mehr oder minder heiterer Form Erbauliches und Belehrendes zu bieten, und dies gelang ihm in bis dahin nie erreichter Weise. Der Tod seines Vaters, mit dem er stets zusammengelebt, erschütterte ihn tief; sein Humor war verschwunden, und er welkte gleichsam dahin, bis seinem Siechtum der Tod ein Ende machte.

Der Gedanke, dem alten Görres in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, ist mehrfach angeregt und besprochen worden, ja man äußerte vor längerer Zeit in der Versammlung der katholischen Vereine in Trier geradezu, daß die Rheinlande durch die Errichtung eines Denkmals für Görres sich selbst ehren würden. Ein Denkmal ist ihm schon im Dome zu Köln in der Widmung eines Fensters gesetzt worden, das in Composition und Ausführung vortrefflich genannt werden kann. Vielleicht wäre die Idee, Görres ein Denkmal zu setzen, vor einigen Jahren noch durchzusetzen gewesen, jetzt ist daran nicht mehr zu denken. So mag er sich denn damit begnügen, daß der katholische Leseverein sich in einem Hause vereinigt, welches der „Görresbau“ benannt und mit seinem Steinbilde geschmückt ist.

38.

Franz Spohn,

geboren in Coblenz den 24. Juli 1776, war ein Zimmermann seiner Profession, der späterhin als Remplaçant oder Stellvertreter zu dem 36. französischen Linien-Regiment kam. Von ihm singt J. J. Reiff:

Singt ihr von jenen Helden,
Verdient um Volk und Thron,
So soll mein Lied euch melden
Vom Heldenjüngling Spohn.

Er stand auf fernem Posten
In der Dezember-Nacht,
Eh' noch im düstern Osten
Der blut'ge Tag erwacht.

Und sonder Furcht und Zagen
Stand rings die Heeresmacht,
Bereit, am Tag zu schlagen
Die Austerlitzer Schlacht.

Er dachte treu der Seinen,
Möcht' gern bei ihnen sein,
Wo traulich sich vereinen
Die Mosel und der Rhein.

Die Waffen in dem Arme,
Das Kreuz auf seiner Brust,
Schlug ihm das Herz, das warme,
Voll Mut und Kampfeslust.

Da hört er, daß verwegen
Sich ihm ein Reiter naht;
„Wer da!" ruft er entgegen. —
„„Dein Kaiser, Kamerad!""

Und weiß von Schneesflocke
Hielt vor ihm wohlgemut
Der Mann im grauen Rocke
Und welthistor'schen Hut.

Da blinken Feindsgeschosse
Den Hügel rings herauf;
Der Kaiser steigt vom Rosse,
Der Jüngling schwingt sich d'rauf.

„Auf Feinden sich zu betten,
Das ist des Kriegers Pflicht;
Den Kaiser muß ich retten!" —
Er spricht's und zögert nicht.

Ihn trägt des Kaisers Schimmel,
D'rum lacht er der Gefahr,
Und stürzt sich ins Gewimmel
Der Don'schen Reiterschar.

Und trotz der Wunde Schmerzen
Kämpft er mit Löwenmut,
Bis seinem rhein'schen Herzen
Entströmt sein rheinisch Blut.

Vor Freude jauchzt sich heiser
Der Feind voll Rachegier,
Er glaubt den großen Kaiser
Im braven Grenadier.

Der Kaiser war gerettet
Zur Schlacht beim Morgenrot,
Der Jüngling lag gebettet
Auf Feindesleichen tot

Genauer faßte K. Simrock die von ihm selbst aus dem Munde früherer Mitbewohner unserer Stadt geschöpfte Tatsache auf:

Man kennt in Coblenz und im Tal
Noch Spohn, den großen Corporal.

Was tat der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuern Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosaken sind's; auf schnellem Roß
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
Der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
„Herr Kaiser,“ rief er, „mir den Gaul,

Mir den berühmten eck'gen Hut,
Flieht, eure Rolle spiel' ich gut!“

Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn,

Den eck'gen Hut wohl auf dem Haupt;
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang
Und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als sie den Corporal nur schau'n,
Da ward der Spohn zusammengehau'n.

Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hatt' einen Corporalshut auf.

Von dieser Zeit, hört ich einmal,
Hieß er der kleine Corporal.

Der große Corporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

Was bedarf es hiernach noch weiterer Angaben? Der Rheinische Antiquarius berichtet noch, daß „der Grenadier, nicht Corporal Spohn“ in der Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805 tödlich verwundet, am 13. Januar 1806 gestorben sei. Obgleich dies der Wahrheit der Dichtung nicht im Entferntesten entgegentritt, will doch der Rheinische Antiquarius dieselbe nicht gelten lassen, und zwar weil er 1. Napoleon für unfähig hält, ohne Bedeckung bis zu den Pikets der Kosaken vorzugehen. Napoleon war aber zu Allem fähig, also auch mal zu einem solchen Vorgehen, von dem übrigens gar nicht gesagt ist, daß es mit oder ohne Bedeckung geschehen. Dann aber 2. sei Spohn nicht Corporal, sondern bloß Grenadier gewesen. Kann aber unser verehrter Antiquarius mit Sicherheit behaupten, daß Napoleon beim Wechseln der Hüte nicht ein „Merçi, Corporal!“ gesprochen? Da er dies gewiß nicht kann, so erscheint die Angabe vollkommen gerechtfertigt, daß nur Spohn's Tod seine wirkliche Beförderung, auf welche er als länger Gedienter, als Remplaçant, überdies zählen konnte, verhindert habe.

„Der große Corporal war Spohn,
War größer als Napoleon!“

Da dürfen wir doch nicht das geringste Bedenken tragen, ihn unter die großen Männer unserer Vaterstadt zu zählen!

Durch Dekret vom 16. frimair Jahr 14 (7. Dezember 1805) hatte der Kaiser die Kinder der in der Schlacht bei Austerlitz Gefallenen, folglich auch die drei Kinder des Grenadiers Franz Spohn vom 36. Regiment adoptiert. Vom Januar 1806 ab erhielt die Mutter, eine geborene Brohl, eine Pension von 200 Franken und die Kinder 700. Letztere Summe wurde 1809 um 250 Franken vermehrt. Am 2. Juni 1810 erhielt jedes der drei Kinder, Heinrich Napoleon, Jakob Napoleon und Margarete Napoleon Spohn das Patent einer jährlichen Pension von 500 Franken. So wußte Napoleon die Tapferkeit zu belohnen!

39.

Joseph Maria Settegast

ward in Coblenz den 27. Juni 1780 geboren. Er stammte aus einer alten ärztlichen Familie: sein Großvater Anton Franz war Professor der Medizin an der ehemaligen Universität Trier, sein Vater der kurtrierische Hofrat Dr. Nikolaus Settegast, derselbe, welchen wir als verdienten Lehrer am Jesuiten - Collegium unserer Stadt durch Bischof von Hommer schon kennen gelernt haben, und sein Oheim Dr. Modest Settegast waren während langer Jahre beliebte Aerzte in unserer Stadt. Joseph begann seine Studien in Mainz, setzte sie 1800 in Jena und in Bamberg fort und beendigte sie in Paris. Im Jahre 1803 begann er nach abgelegtem Examen als Officier de santé seine Laufbahn

als praktischer Arzt und erwarb sich späterhin, im Jahre 1816 noch in Marburg die Doctorwürde. Als die Deutschen im Jahre 1814 in Coblenz einzogen, gehörte er schon zu den geschätztesten Aerzten, und so wurde ihm denn gleich die Leitung eines Militärlazaretts übertragen, welche er mit großem Eifer übernahm, aber sehr bald vom Kriegs-Typhus angesteckt wieder aufgeben mußte. Im Jahre 1816 dagegen ward er zum Physikus des Kreises Coblenz ernannt, und im folgenden trat er als Rat in das neugebildete Medizinal-Collegium. Als Physikus erwarb er sich durch die Klarheit und Einfachheit seiner gerichtlichen Arbeiten das Vertrauen der Behörden und übte in der Verwaltung durch seinen praktischen Verstand sowie durch sein persönliches Ansehen einen sehr heilsamen Einfluß aus. Im Jahre 1843 ward ihm der Charakter eines geheimen Medizinalrats, 1853 der Rote Adlerorden verliehen. Als sich indes die Beschwerden des Alters fühlbar machten, legte er im Jahre 1851 seine amtlichen Stellen nieder, um seine ganze Kraft allein wieder der Praxis zuzuwenden. Er war ein glücklicher Arzt, welcher sowohl durch seinen richtigen Blick, als durch das ruhige und besonnene Wesen am Krankenbett sich das Vertrauen sehr vieler erworben und dasselbe in seltener Weise bewahrt hat. Eine Eigenschaft, wodurch Settegast sich rühmlich auszeichnete, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als dieselbe leider heut zu Tage immer seltener wird: wir meinen sein echt collegialisches Benehmen gegen andere Aerzte. Er hatte bei Consultationen stets nur das Wohl der Kranken vor Augen, kannte keine Nebenrücksichten, tastete nie den Ruf des andern Arztes an und erwies sich stets als ein wahrer Ehren-

mann! Die Biederkeit seines Charakters, verbunden mit ruhiger Heiterkeit, machte Settegast zu einem liebenswürdigen Gesellschafter; er war überall beliebt, und sein Haus zeichnete sich durch edle Gastfreundschaft aus. Später zog er sich mehr in den engern Kreis seiner Familie zurück. Trotz seiner praktischen Tätigkeit suchte sein lebhafter Geist, seine rege Phantasie stets weitere Anregung, die dann in den Ereignissen der Zeit gefunden wurde. Lebhaft war die erste Jugend von den Ideen der französischen Revolution ergriffen, dann loderte die Begeisterung für die Freiheitskriege in helle Flammen auf, namentlich angefacht durch den sehr befreundeten Umgang mit seinem Schulkameraden Görres, dem er dann auch später in einer strengern Richtung folgte. Endlich erheiterte die Kunst seine spätern Jahre, wozu namentlich die Leistungen seines Sohnes Joseph, der sich der Malerei gewidmet, beitrugen. Nach längerm Krankenlager starb er am 9. Juni 1855, im 52. Jahre seiner ärztlichen Tätigkeit, im 74. seines Alters. Nach einem Bilde seines Sohnes Joseph besitzen wir ein von Knauth gut lithographiertes Portrait von Settegast, welchem wir noch oft in den Wohnungen seiner alten Freunde begegnen.

40.

Christian von Stramberg,

der Verfasser des Rheinischen Antiquarius.

Johann Christian Hermenegild Joseph Franz de Paula Benjamin Stramberger von Großburg ward geboren in Coblenz den 13. October 1785, und zwar in dem Hause Firmungstraße Nr. 2. Seine Familie

stammte aus Niederöstreich. Der Großvater, Johann Michael, bekleidete die Stelle eines Proviant-Commissars bei den Truppen in Brüssel und ward im J. 1760 in den Adelstand erhoben. Der Vater, Joseph, kam in Kurtrierische Dienste; er war Assessor und Secretär bei dem Hofgericht und später Notar hierselbst. Aus seiner Ehe mit Maria Franzisca von Gaertz, der Tochter des Kurtrierischen Geheimen Rates und Kreistags-Gesandten zu Frankfurt a. M., Hugo Franz von Gaertz, entsprang eine Tochter, Maria Therese Franzisca Walburgis, welche 1799 den Brigade-General und Commandanten der Festung Ehrenbreitstein Arnaud Bavill heiratete, und ein Sohn — unser Christian; dieser warf späterhin die letzte Silbe seines Namens als nur provinziell ab und nannte sich einfach Christian von Stramberg. Durch seine Mutter ward er der Abkömmling dreier Kurtrierischer Kanzler: des als Schriftsteller und gewandten Diplomaten am Hofe der Kaiser Maximilian I. und Carl V. bekannten Peter Mayer von Regensburg, dann des Johann Peter von Trarbach und endlich des mütterlichen Großvaters Johann Matthias von Coll, während der letzte Kurtrierische Staats- und Lehns-Kanzler, Johann Christian Hermenegild und Eschermann, der Mutter Schwager, sein Pate war. Er hielt viel auf diese Umstände und legte besonders in Beziehung auf den „Antiquarius" Gewicht darauf, da gerade diese verwandtschaftlichen Verhältnisse ihn zum Schreiben desselben befähigt hätten. Er mag allerdings aus dem Nachlaß dieser vier Kanzler manches Wertvolle erworben haben, wichtiger für ihn und sein Hauptwerk war aber sicherlich die unerschöpfliche Tradition in den alten Familien, welche in dem Knaben das Spiegelbild einer

untergegangenen Herrlichkeit stets klar erhielt und dasselbe mit einem unvertilgbaren Nimbus umgab. Erschreckend trat in diese beseligenden Jugendträume das blutige Gespenst der französischen Revolution. Als letzte Repräsentanten des alten Königtums von Gottes Gnaden zogen die leichtsinnigen Emigranten vorüber; dann sank der Kurstaat in Trümmer und kurz nach ihm das heilige Römische Reich! Säbelrasselnde französische Officiere traten auf, die Generale Hoche, Marceau, Bernadotte u. A. verkehrten in dem elterlichen Hause, ja Einer derselben führte die einzige Schwester heim. Da war es denn natürlich, daß diese Zeiten zu Stramberg's angenehmsten Rückerinnerungen gehörten, und gerne erzählte er, wie er diesen Herren mit seiner Geige zum Tanz aufgespielt habe. Aber es wurde auch viel vertanzt, und da die neue Gesetzgebung das reiche mütterliche Erbe, zahllose Lehngüter an Mosel und Rhein, mit Einem Federstriche vernichtet hatte, sah er schon frühe ein, daß er einst auf eigene Kraft hingewiesen sein würde. Er betrieb daher seine Studien mit großem Eifer, bezog im J. 1803 in Begleitung seiner verwittweten Mutter die Universität Erlangen und bald darauf Paris, an beiden Orten sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, der Sprachen und der Literatur widmend. Stets und überall hielt er dabei sein Lieblingsstudium, die deutsche Reichsgeschichte, im Auge. Von Paris machte er, immer von seiner Mutter behütet, die damals gewöhnliche Cavalier-Tour nach Wien und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er am 21. November 1808 seine erst 53-jährige Mutter verlor. Eine kurze Zeit nahm er hier die Stelle eines Privat-Sekretärs des Präfecten Jules

Doazan wahr, machte dann eine Reise mit dem französischen Divisionsgeneral Grafen Aug. Caffarelli nach Schweden und begleitete nach dem Einzug der verbündeten Heere die russische Armee nach Frankreich, wo er in Epinal, Departement des Vosges, längere Zeit als Intendant fungierte. Zurückgekehrt lebte von nun an Stramberg nur der Wissenschaft und seinen Studien. Dann und wann bemühte er sich allerdings um ein Amt, aber bald entsprach dieses nicht seinen Wünschen, jenes nicht seinen Erwartungen, und das einzige, welches er erhofft, die Stelle eines Archivars, ward einem andern, ältern und verdienstvollern Beamten zu teil. In der zweiten Nummer des Rheinischen Merkurs vom Jahre 1814 findet sich zwar eine Bekanntmachung des Intendanten der verbündeten Mächte, nach welcher der „dermalige interimistische General-Sekretär v. Stramberger zum Intendanz-Rat ernannt und ihm die ganze Polizei, das Requisitions- und Einlieferungswesen, die Kriegsgeschäfte“ übertragen werden, wir finden aber von seiner Tätigkeit keine Spur. Auf sich, seine Familie und wenige Freunde zurückgezogen, — war er doch nicht einmal Mitglied des viel besuchten Casino's, — bewegte er sich in culturhistorischen und genealogischen Forschungen, namentlich aber tummelte er sein Steckenpferd, die Rheinische Special-Geschischte. In diesen Dingen war sein Wissen und sein Gedächtnis ein wahrhaft staunenswertes. Man kann wohl sagen, daß in ganz Europa nicht etwa eine souveräne oder fürstliche Familie, sondern ein nur irgend namhaftes Adelsgeschlecht existiert hätte, dessen Stammbaum vom Ureltervater bis zum jüngsten Enkel ihm nicht bekannt, ja seinem Gedächtnisse bis auf Namen und Jahreszahlen gegenwärtig

gewesen wäre. Hand in Hand ging damit eine enorme Kenntnis nicht nur der deutschen, französischen und englischen, sondern auch der spanischen, italienischen und selbst slawischen Literatur in historischer Beziehung mit besonderer Hervorhebung von Memoiren. Lebhaft und anregend in der Unterhaltung, setzte er Jeden in Erstaunen über sein Wissen, und besonders auf Spaziergängen entwickelte er die interessantesten Details mit einem Eifer und Feuer, daß Weg und Stunde vergessen wurden: wie denn einmal Herr v. Stedmann eine ganze Sommernacht mit ihm durchwandelte, ohne an Familie und Schlaf zu denken. Man wurde gefesselt von dem ewigen Wechsel der interessantesten Mitteilungen, von der schwunghaften Phantasie des Erzählers!

Stramberg's erstes Druckwerk war die „Topographische Beschreibung des Cantons Rheinbach. Ein Beitrag zur Kunde des linken Rheinufers.“, im Jahr 1816 hier gedruckt und dem damaligen Oberpräsidenten von Solms-Laubach in Köln gewidmet. Obgleich dies Buch durchaus nicht erschöpfend geschrieben, enthält es doch so vieles geschichtlich Bemerkenswertes, daß es noch stets gesucht und verhältnismäßig teuer bezahlt wird. Dann erschien: „Das Moseltal zwischen Zell und Konz,“ Coblenz 1837, als zweiter Band der Moselreise des inzwischen verstorbenen Professors J. A. Klein. Zwischendurch schrieb er eine große Reihe von mitunter ganz ausgezeichneten Abhandlungen in Ersch und Grubers Encyclopädie und verschiedene Aufsätze und Artikel in den Rheinischen Zeitungen und Journalen. Im J. 1855 gab er heraus: „Broweri et Masenii Metropolis ecclesiae Trevericae,“ zwei starke Bände, eine Geschichte der Trierischen Kirchen-

provinz, ihrer Klöster und Stifte enthaltend. Indes schon im J. 1845 erschien der erste Band seines Hauptwerkes, welchem er den Titel gab: „Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen.“ Dieser Titel ist fast wörtlich derselbe des 1744 erschienenen Rheinischen Antiquarius von J. H. Dielhelm, die Bezeichnung des Autors dieselbe, nur daß Dielhelm die ersten Buchstaben von „in historischen Dingen“ sämtlich groß schrieb, um damit seinen Namen anzudeuten. Es scheint dies auf einer besondern Anerkennung des alten Antiquarius zu beruhen, welcher allerdings für seine Zeit recht gut war. Welchen Namen Stramberg beim Beginn seines Werkes sich bereits erworben, geht am besten hervor aus der großen Zahl seiner Abonnenten (etwa 1200!) bei einem für die Zeit hohen Subscriptionspreise von 3 Rthlr. 10 Sgr. für den Band von 50 Bogen. Der Bände erschienen 39; es sind aber dabei die 5 Bände, welche Hofrat Weidenbach unter dem besondern Titel: „Das Nahethal“, geschrieben, mitgezählt. Leider wurde auch hier die Fortsetzung des Werkes durch den Tod Weidenbachs (21. Nov. 1871) unterbrochen. Stramberg selbst gelangte nur bis zur Hälfte des 14. Bandes der III. Abteilung; von Seite 434 vollendete ich, gedrängt von Freunden und vom Verleger, denselben, was um so schwieriger, als sich auch nicht ein Blatt weiterer Handschrift vorfand und die Vollendung des Bandes dringend verlangt wurde.

Der „Rheinische Antiquarius“ ist ein herrliches Monument, welches sich Stramberg selbst gesetzt hat. Schwierig indes ist eine nähere Würdigung desselben. Der geneigte Leser wird sich an dieser Special-Geschichte des Rheinstroms mit ihren Einschaltungen und Abschweifungen, Anecdoten, polemischen Excursen etc. gewiß schon oft höchlich ergötzt haben: bietet sie doch in der buntesten Mannigfaltigkeit des Interessanten so viel! Der strenge Recensent findet dagegen Manches zu tadeln, namentlich seine Abschweifungen, seinen Stil u. dergl. m. Allerdings zog er oft eine Geschichte gleichsam mit den Haaren herbei: „Nebenbei fällt mir eine Geschichte in die Hände, die, wenn auch nicht hierher gehörig, doch ihren Wert haben mag.“ Oder: „Gott ist groß, kurz das Leben! dies veranlaßt mich, hier vorzutragen . . . .“ Doch gerade dieses ist eine Eigentümlichkeit des Buches, das er trotzdem gar nicht als „Sammelwerk“ bezeichnet wissen will, während er es doch selbst eine „Compilation“ nennt, als er seinen Recensenten wünscht, daß es ihnen gelingen möge, eine solche nach seiner Art und Weise zu Stande zu bringen. Ueberhaupt war er seinen Recensenten nie günstig, er „fertigte“ sie derb und maßlos „ab“, wie dies z. B. Dr. Vehse, Dr. Ennen u. A. erfahren. Es trug seine große Empfindlichkeit die Schuld, die sich am deutlichsten herausstellte, wenn ihm, der so sehr in's Detail ging, einmal ein Irrtum in der Angabe eines Namens, Ortes etc. nachgewiesen wurde. Ein solcher Attentäter war z. B. Herr Regierungs- und Schulrat Henrich hierselbst, der drob arg mitgenommen wurde. Er nennt die betreffende Geschichte eine Bluette: das hätte ihm aber ein Anderer nicht sagen dürfen! So

erzählte er, daß einer also angefangen: „Es war im Jahr 1792 oder 93, kann aber auch 1794, 95, ja 96 gewesen sein, als ein Corporal, Namens Müller etc.“, und bemerkt dazu, daß sich diese Methode einer genauen Begründung auch auf ihn vererbt habe, könne er nicht in Abrede stellen. „Vor Allem demnach ein Datum!“ Nie zögerte er auch, ein solches anzugeben; er verließ sich bei seinen Mitteilungen auf sein gutes und auf das schwache Gedächtnis seines Zuhörers. Einmal gibt er auch scherzhaft zu, daß der Vorwurf, Alles nur halb zu wissen, nicht ganz unbegründet, indes müsse die Bruchzahl doch eine weit größere sein! Ja einmal sogar citirt er dem „nicht ungeneigten Leser“ folgenden Vers:

„Ist alles nicht nach deinem Sinn,
Mein lieber Musenmann,
So denk', daß ich ein Mensche bin,
Der auch wohl fehlen kann!“

Nach Allem dem möchte der Vorwurf einer gewissen Anmaßung sich doch nicht begründen lassen. Ueberhaupt ist sein Werk ein ganz eigentümliches, der Wissenschaft und Unterhaltung zugleich gewidmet, in diesen Beziehungen wertvoll und ergötzlich, ein Werk, wie es nur eben Einer schreiben konnte! Und Stramberg schrieb es in höchst unbequemer Stellung, und zwar gewöhnlich auf einem Quart- oder Folianten, so daß sein Arm keine Stütze fand, und der trotzdem mit fester Hand auf Quartblätter geschriebene Entwurf erlitt nur selten eine Correctur. Kaum geschrieben wanderte das Manuscript in die Druckerei. Den Druckbogen las er meistens laut, namentlich Stellen in fremden Sprachen, und trug diese dann mit solch starker Stimme und einem solchen Pathos vor, daß die ferne Nachbarschaft es hörte nnd Fremde vor dem

Hause erstaunt stehen blieben. Seine Stimme war überhaupt sonor, sein Lachen kräftig. Von mittlerem Körperbau, hielt er auf Kleidung und Aeußeres wenig oder eigentlich nichts; um so mehr war man überrascht, wenn er in gewählten Worten zu sprechen begann, oder, wie er gewöhnlich zu tun pflegte, gleich eine, die Person oder den Wohnort derselben betreffende Frage stellte. Von fester Gesundheit, fesselte ihn nur einmal eine bedeutende Verletzung des Fußes, auf welchen ihm ein Grabstein, dessen Inschrift er entziffern wollte, gefallen war, längere Zeit an's Bett. Ein beschwerliches Gehen war die Folge und hinderte ihn späterhin an weiteren Spaziergängen, die er früher so gern unternommen. Er war überhaupt ein Freund der Natur, erfreute sich an schönen Aussichten, an jeder Blume, wie er denn selbst lange Jahre in seinem an sein Wohnhaus, Altlöhrthor 11, anstoßenden Garten einen bedeutenden Rosenflor hegte und pflegte. Im hohen Alter zeigte sich ein Hautkrebs im Gesicht, den er anfänglich nicht achtete; endlich nachgesuchte Hülfe wußte das Uebel kaum in Schranken zu halten. Vierzehn Tage vor seinem Tode befiel ihn ein entzündlicher Katarrh mit Fieber, welches ihn rasch aller Kraft beraubte. Sein Tod erfolgte am 20. Juli 1868, im 84. Lebensjahre an Altersschwäche; seine Beerdigung fand bereits am Nachmittag des folgenden Tages statt und vereinigte alle, welche seine wissenschaftlichen Leistungen kannten und ehrten.

Es erübrigt noch, einige Worte über Strambergs politische und religiöse Ansichten zu sagen: Hinsichtlich seiner politischen Gesinnung war Stramberg streng conservativ; er hing fest an Oestreich, ohne indes seinem Unmut hinsichtlich Oestreichs Regierung, seines

Adels, seiner finanziellen und Bildungszustände auch nur entfernt Schranken zu setzen. Daß ihm keine Anstellung zu teil geworden, regte ihn allein schon gegen Preußen auf, um so mehr, als er den Mangel eines Gehalts oder einer Pension im höhern Alter schmerzlich empfand. Trotzdem erhob er gegen den Eintritt zweier Söhne in's preußische Heer auch nicht den kleinsten Widerspruch. In religiöser Beziehung war Stramberg zwar gut katholisch und gehörte dem zur Zeit bestehenden kleinen Kränzchen der wenigen Strenggläubigen an; aber hier erzählte er lieber Anecdoten, als daß er sich um Wirren religiöser Art kümmerte, und seine Zuhörer vergaßen über diesen auch ihre politisch-religiösen Zwecke. Nebenbei erlaubte er sich aber auch manche Witze in Bezug auf religiöse Ansichten, wie er z. B. dem Manne, der in einer Krankheit sich gelobt hatte, eine größere Wallfahrt zu machen, diese aber nicht ohne den größten Schaden für seine Familie ausführen konnte, einfach den Rat erteilte, sich wieder zurück zu verloben! Nun, solche Gesinnungen könnte man sich wohl noch gefallen lassen.

Stramberg hatte im Jahr 1818 eine Coblenzerin, Lucie Bozen, geheiratet und mit ihr drei Söhne erzielt. Von diesen ward einer Advokat; er starb kurze Zeit nach dem Vater mit Hinterlassung mehrerer Söhne. Die beiden andern Söhne widmeten sich dem Militärstande. Von diesen starb der ältere vor dem Vater zu dessen unsäglichem Schmerz, den er offen kund gab. Auch er ergab sich nur schwer in das unabwendbare Los, das allen Sterblichen einmal beschieden; sein bis kurz vor dem Tode ungetrübter Geist ließ ihn in vollem Maße fühlen, daß sein Körper den Gesetzen

der Natur unterworfen. Er starb ungern! Und doch konnte ihn nur noch wenig an das Leben fesseln! Seine Vermögensverhältnisse hatten sich im Laufe der Jahre immer ungünstiger gestaltet — sagte er doch selbst, daß er „von der Hand in den Zand“ lebe, und wenn dies auch nicht gerade wörtlich zu nehmen, so wäre ihm dies doch ohne die Beihilfe seines hier wohnenden Sohnes gewiß schwer geworden. Sein Antlitz war durch sein Leiden arg entstellt, er konnte sich kaum noch sehen lassen! Aber wer hängt nicht an der süßen Gewohnheit des Daseins!

41.

Johann Jacob Bohl

ward in Coblenz den 13. December 1785 geboren, wo sein Vater Konrad ein kaufmännisches Geschäft betrieb. Er kam im Jahre 1806 auf die Bureaux der Präfectur, war in den Kriegsjahren russischer Kriegszahlmeister und begleitete als solcher die Armee nach Frankreich. Im Jahre 1816 ward er als Sekretär bei der königl. Regierung angestellt. Bohl hat sich bekannt gemacht durch seine Sammlung Trierischer Münzen, welche er auch in seinem Werke: „Die Trierischen Münzen, chronologisch geordnet“ (1823, mit einem Nachtrag von 1837) beschrieb. Dies höchst interessante Münzcabinet, welches in Vollständigkeit und Schönheit einzig dastand und in auch nur annähernder Weise nie mehr zu erreichen sein wird, erwarb nach langen Verhandlungen das Berliner Museum äußerst billig, letzteres dem Umstande verdankend,

daß die Erben in rühmlicher Pietät die Sammlung nicht zersplittern wollten. Bohl, seit 1844 pensioniert, starb den 28. Juni 1851.

42.

Franz Reisinger

ward in Coblenz den 14. October 1787 geboren; sein Vater, Felix Reisinger, war Leibmedicus und Leibchirurgus des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus und kurfürstlicher Hofrat, verheiratet mit M. C. Urspringer, einer Sängerin in der kurfürstlichen Kapelle, welche Stellung sie auch noch als Frau Hofrätin innehielt. Er begleitete den Kurfürsten auf seiner Emigration nach Augsburg und erhielt von demselben ein größeres Vermächtnis. Der Sohn Franz studierte in Göttingen und erwarb sich daselbst im Jahre 1814 den Doctortitel, machte dann eine weitere Reise nach Paris und London und ließ sich als praktischer Arzt in Augsburg nieder. Indes schon 1819 ward er als Professor nach Landshut berufen; 1824 erhielt er den Hofratstitel. Er leitete neben seiner Professur der Chirurgie und Augenheilkunde die chirurgische Klinik und Poliklinik, zog sich aber 1831 wieder nach Augsburg zurück, wo er nur prakticierte, aber sich durch regen Eifer und namentlich durch Gründung mehrerer zwekmäßigen Anstalten ein bleibendes Andenken erwarb. Groß ist die Zahl seiner Schriften, meistens Abhandlungen aus dem Gebiete der Augenheilkunde und Chirurgie. Als er im Jahre 1855 starb, setzte er die Ludwig-Maximilians-Universität München zum Erben seines nahezu 300,000 Gulden betragenden Vermögens ein, mit der Bestimmung, eine praktische Bildungs-

Anstalt für Aerzte zu begründen, namentlich in Beziehung auf Anatomie, Chemie, Physik, Chirurgie, Alles in Bezug auf praktisches Handeln. In München ward zu diesen Zwecken ein besonderes Gebäude errichtet, dem sich ein botanischer Garten anschließt, und werden jetzt, da sich die jährliche Stiftungsrente auf 12,000 fl. beläuft, nicht nur eine Reihe von Vorträgen im Sinne des Stifters in demselben gehalten, sondern auch noch 550 fl. jährlich zu Prämien verwendet.

43.
Johann Nepomuk Longard.

Geboren in Coblenz den 8. October 1790 widmete er sich der juristischen Laufbahn, besuchte namentich die hiesige Rechtsschule, auf welcher er sich auch die Doctorwürde erwarb, und trat schon 1811 in die Reihe der hiesigen Advokaten. Als solchem war ihm gegönnt, am 31. October 1861 unter großer Teilnahme seiner Mitbürger das 50jährige Dienstjubiläum zu feiern. Er war lange Jahre hindurch Mitglied des Stadtrats und auch in anderweitigen Beziehungen für das Interesse unserer Stadt tätig. So schrieb er: „Die Secularisation des Kirchengutes in Deutschland durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 und der § 37 dieses Recesses mit besonderer Beziehung auf die Stadt Coblenz“, Cobl. 1856, mit einer Karte des der Stadt Coblenz gehörigen Waldes von 3300 Morgen auf der rechten Rheinseite, der durch diesen Receß der Stadt rein verloren ging und trotz alledem blieb. Longard, im Laufe der Zeit zum Justizrat ernannt und mit dem roten Adlerorden dekoriert, starb den 2. Februar 1865.

44.

Friedrich von Gärtner

ward in Coblenz den 10. September 1791 geboren und zwar in dem Douqué'schen Hause in der Burgstraße Nr. 4, welches schon längst durch einen Neubau ersetzt ist. Sein Vater Johann Andreas Gärtner war kurtrierischer Hofbaudirektor mit dem Charakter eines Ingenieurhauptmanns (1789), seine Mutter Barbara Sachs. Er war kaum 3 Jahre alt, als der Vater auswanderte und nach München ging (1804). 1809 bezog er die Akademie der bildenden Künste, studierte 1812—1814 in Paris und verweilte sodann mehrere Jahre in Rom, Neapel und Sicilien. Als Frucht dieser Reise erschienen 1819 „Die Ansichten der am meisten erhaltenen Monumente Siciliens", Lithographien mit erläuterndem Text. Dann bereiste er England, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe nach München als Professor der Baukunst an der Akademie der Künste. Hier widmete er sich hauptsächlich seinem Lehrfach und daneben der Verbesserung der Porzellanmanufaktur und Glasmalerei als Direktor der Anstalten für diese beiden Künste, bis er auf Empfehlung von Cornelius mit der Ludwigskirche zu München 1829 seine monumentale Tätigkeit 1829 begann. Zum Oberbaurat und Generalinspektor der architektonischen und plastischen Kunstdenkmäler Bayerns ernannt, übernahm er die Leitung einer Reihe der großartigsten öffentlichen Bauten, unter andern die Wiederherstellung des Isartors, den Bau des Bibliothek- und Archivgebäudes (1831—42), des Blindeninstituts (1833—36), des Universitätsgebäudes und des Georgianums (1835—40), des

Damenstifts St. Anna (1836—39), des Erziehungsinstituts für adelige Fräulein (Max-Josephstift), der Salinenadministration (1838—42), der Feldherrnhalle (1840—45), des Wittelsbacher Palastes (1843), des Siegestores und der Villa der Königin vor demselben. Zwischen diese Arbeiten fiel 1839 eine Reise nach Pisa, Neapel und Palermo, wo Gärtner für die Anlage eines neuen 1842 begonnenen Friedhofes zu München die italienischen Kirchhöfe in Augenschein nahm. Im Jahre 1840 ging er mit einem Gefolge von Bauleuten und Malern nach Athen, um daselbst den nach seinem Entwurf erbauten königlichen Palast zu vollenden und auszuschmücken. In Brückenau erbaute er das Kurhaus, in Kissingen den Kursaal und die Blumenbedachung 1833—38) sowie eine protestantische Kirche, in Zwickau das Rathaus; in Bamberg restaurierte er den Dom. Im Jahre 1842 ward von ihm die Befreiungshalle zu Kelheim, welches Werk jedoch durch Klenze gänzlich umgestaltet worden ist, 1843 das pompejanische Haus zu Aschaffenburg begonnen. Seit 1842 Direktor der Akademie, starb Gärtner am 21. April 1847 zu München. Seine Gebäude sind zumeist im gleichen Stil, nämlich in dem modifizierten romanischen Stil, gehalten. Sie haben das Gepräge des Massenhaften, Monumentalen, entbehren jedoch der feinern Charakteristik der Formen und einer energischen Profilierung. Er gab heraus: „Römische Bauverzierungen nach der Antike“ (München 1824), „Auswahl von Vasen und Gefäßen auf Stein graviert“ (München 1825). Gärtner war in seinem Fache von großer Bedeutung und ist vielfach Schinkel zur Seite gestellt worden.

45.

Peter Joseph von Lindpaintner

ward zu Coblenz den 9. Dezember 1791 geboren, und zwar in dem Hause Nr. 4 der Castorpfaffenstraße. Sein Vater war Tenorist an der kurfürstlichen Kapelle, nebenbei auch Kammerdiener des Kurfürsten Clemens Wenceslaus. Als dieser vor den Franzosen flüchtete, folgte ihm Lindpaintner nach Augsburg, und hier besuchte sein Sohn Peter Joseph das Gymnasium bis zu seinem 16. Jahre. Sein großes Talent zur Musik veranlaßte den Kurfürsten, ihn dann nach München zu senden, wo er sich unter Winters Leitung in dieser Kunst weiter ausbilden sollte. Hier schrieb er seine erste Oper Demophoon, die 1811 zur Aufführung kam. Der im folgenden Jahre eingetretene Tod des Kurfürsten veranlaßte Lindpaintner, die Stelle eines Musikdirektors am Isartor-Theater anzunehmen; er unterließ aber nicht, seine Studien unter Graz fortzusetzen. Im Jahre 1819 erhielt er den Ruf als Hofkapellmeister nach Stuttgart, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende verblieb.

Lindpaintner war ein ebenso gewandter Musiker und besonders vorzüglicher Orchesterdirigent, als fruchtbarer Componist. Er schrieb eine große Anzahl Instrumentalwerke, welche sich alle durch ausgebildete, gerundete Form und durch reizvolle Instrumentierung auszeichnen. Hier sind namentlich zu nennen seine große Fest-Ouverture für das Musikfest zu Halle im J. 1835, die Faust-Ouverture, die Concertstücke für Clarinette etc., die beiden concertierenden Symphonien für fünf Blasinstrumente. Die eigentlich polyphone, strenge Symphonie und die verschiedenen Gattungen

und Formen der Kammermusik pflegte er in richtiger Erkenntnis seiner Natur und Begabung weniger.

Von seinen zahlreichen, in der deutschen Spohr-Weber'schen Art behandelten Opern gewann „Der Vampyr“, lange Zeit eine Lieblingsoper des Wiener Publikums, allgemeine Geltung. Von andern Opern verdient erwähnt zu werden: „Die Genueserin“, „Die Sicilianische Vesper“ und „Der Lichtensteiner“, welche in Stuttgart, Wien, Hannover und andern Orten mit Beifall aufgeführt worden sind. Leider hatten, wie bei den meisten unserer neuen Opern, die Texte zu geringen dramatischen Wert, zu wenig scenisches Leben, als daß die musikalischer Seits verdiente Anerkennung hätte nachhalten können. Weitere Verbreitung fanden Lindpaintners Ballette „Aglaja“, „Zephir“ und „Rose“, „Zeila“ und besonders „Jocco“, eine für ihre Art vortreffliche Composition, voll reicher Melodie und pikanter, graziöser Rhythmen. Von Lindpaintners Melodramen nennen wir die Musik zu Schillers „Lied von der Glocke“, weniger sie besonders zu preisen, als um zu erinnern, daß sie — weil eben rein instrumental, die Declamation begleitend, also dem Texte untergeordnet — nicht etwa mit der populär gesangreichen Andreas Romberg'schen Cantate in unbilligen Vergleich gebracht werde.

Lindpaintners Lieder dürfen noch immer zu den besseren gerechnet werden: nicht arienhaft durchcomponiert, noch auch trocken declamiert, nicht geistreich angestrichen und salonmäßig gespreizt und gekünstelt, nein, ganz einfach und natürlich für Mädchen und Jüngling, aus vollem frischem Herzen gesungen. Wir nennen nur das anmutige innige Frühlingslied: „Regst du, o Lenz“, die Roland - Romanze „O Morgenluft“

und die allbekannte Fahnenwacht: „Der Sänger hält“, op. 114.

Mit besonderm Lobe ist noch hervorzuheben Lindpaintners Instrumentation zu dem Händel’schen Oratorium „Israel in Aegypten“, eine für ihre Zeit sehr verdiente Arbeit. Dann hatte er es unternommen, das (von Mendelssohn zuhöchst gestellte) großartige Werk Händels durch Kürzung und vollere Instrumentierung dem modernen Zeit- und Kunstgeschmack zu vermitteln. Hatten ja schon im vorigen Jahrhundert Mozart und nach ihm Mosel das Bedürfnis erkannt, der mit dem Ausfall der Orgel höchst dürftigen Händel’schen Instrumentation einige Nachhülfe, namentlich in Bezug auf Colorit, zu verleihen. In Lindpaintners Bearbeitung hat denn auch das genannte Händel’sche Oratorium noch bei den neuesten Festaufführungen zu Mainz (1860) und München (1863) den durchgreifendsten Erfolg gewonnen. Von Lindpaintners eigenen Oratorien kam zu wiederholter Aufführung „Der Jüngling von Naim“. Es ist einfach und sangbar, in würdigem Stile gehalten und besonders mit schönen, erhebenden Chören ausgestattet.

Lindpaintner ward im Jahre 1849 ordentliches Mitglied der Berliner Akademie. 1850 dirigierte er das rheinische Musikfest und 1852 die philharmonischen Concerte in London. Den persönlichen Adel erhielt er gleichzeitig mit dem Orden der würtembergischen Krone. Er starb in Stuttgart am 22. August 1856.

46.

Simon Meister

ward in Coblenz geboren den 20. Dezember 1796. Sein Vater, Christian, war Sattlermeister, seine Mutter,

Barbara, eine geborene Diefenhard. Er erlernte das Handwerk seines Vaters, konnte aber nicht unterlassen, noch ein Knabe, alle Wände der Werkstätte mit Rittern, Pferden und Burgen zu bemalen. Endlich gab er die Arbeit auf und ging mit Unterstützung einer Tante, der Fräulein Diefenhard, im Jahre 1821 nach Paris, wo sich sein eminentes Talent unter Horace Vernet rasch entwickelte. Als er im Jahre 1825 zurückkehrte, war er in Wahrheit ein Meister, der in Schlachtenbildern kühn neben seinen berühmten Lehrer zu stellen war. „Feurige, productionsreiche Phantasie, lebendige naturgetreue, geistreiche, klare, charakteristische Auffassung und Darstellung seines Gegenstandes, einfache und doch kunstvolle, aber ganz ungekünstelte, verständliche Anordnung, außerordentliche technische Fertigkeit in der Zeichnung, im Colorit, ungemeine Schnelligkeit im Arbeiten“ — alles dies vereinigte sich in ihm. Nun, mein lieber Leser, was willst du noch mehr! Ueberaus zahlreich sind die Bilder, die er schuf: er gefiel sich in immer größeren Dimensionen, so daß er zuletzt den Uebergang der Franzosen über den Rhein bei Neuwied und die Schlacht bei Kulm für ein eigenes Diorama malte. Kolossale Bilder im Kölner Museum sind von ihm: König Friedrich Wilhelm III. zu Pferde in Begleitung des Generals von Pfuel u. A. und eine Löwenjagd; in Coblenz befindet sich im General-Commando das Bild des Generals von Borstel mit seinen Adjutanten in der Gemälde-Gallerie das Portrait des Pastor Lang. Dies lebensgroße Portrait malte Meister im Jahre 1828: es beweist schon allein, daß er nicht nur ein genialer Pferde- und Schlachtenmaler, sondern auch ein gewandter Portraitmaler war. Mehrere seiner Bilder sind in Berlin, da ihm König Friedrich

Wilhelm IV. manche Aufträge gab. Unter andern befindet sich im Kadettenhause zu Berlin das große Gemälde: Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg im Kampfe vor Nürnberg.

Simon Meister war von mittlerer Größe; sein blühendes, von blonden Locken umrahmtes Gesicht mit den blauen, freundlichen Augen lächelte einem Jeden entgegen. Heiter genoß er das Leben und vielleicht zu sehr die ihm von Mosel und Rhein so reichlich gebotene Gabe. Er starb zu Köln, wo er seit längeren Jahren seinen Wohnsitz genommen, am 29. Februar 1844. Er, der dem Geiste und dem Namen nach ein Meister, hinterließ eine Witwe mit zehn unmündigen Kindern.

Nikolaus Meister,

ein Bruder Simons, war im Fach der Landschaft nicht ungeschickt. Er war bei der Anfertigung der großen Bilder für das Diorama dem Bruder eine tüchtige Stütze.

47.

Johann Georg Müller

ward geboren zu Coblenz den 15. October 1798. Sein Vater, der gleiche Vornamen führte, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, studierte aber späterhin die Rechtswissenschaft und ward Advokat, dann Rat bei dem K. Landgericht seiner Vaterstadt; seine Mutter war eine geborne Fachbach. Nach Besuch von Schulen in Neuwied und Ehrenbreitstein absolvierte er das Gymnasium hierselbst und studierte

dann Theologie in Trier, Würzburg und Bonn. Zum Priester ward er in Köln den 9. September 1821 geweiht. Im Jahre 1823 nahm er eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Coblenz an und begleitete er dieselbe zwei Jahre; dann ging er auf Anraten und mit Unterstützung des Bischofs von Hommer auf $1^1/_2$ Jahr nach Wien und München und erwarb sich an letzterm Orte die theologische Doctorwürde. Im Jahre 1827 finden wir ihn in Rom, 1828 aber als Lehrer im Seminar zu Trier, in welcher Stellung er verblieb, bis er im Jahre 1836 Mitglied des Domkapitels wurde. 1842 zum General-Vicar ernannt, erhob ihn Papst Gregor XVI. im Jahre 1844 zum Bischof von Thauma i. p., und in Folge dessen ward er am 12. Januar 1845 zum Weihbischof für die Diöcese Trier konsekriert. Zum Bischof von Münster ward er am 1. Juli 1847 erwählt und als solcher inthronisiert am 22. Dezember desselben Jahres. Den Stab des h. Ludgerus führte er 22 Jahre mit großer Weisheit und väterlicher Milde. Die großartigen Schöpfungen hinsichtlich der Gotteshäuser und seine eifrigen Bemühungen um die Zier derselben, so wie seine Bestrebungen um die Heranbildung eines tüchtigen Klerus verdienen volle Anerkennung. Er war ein äußerst gelehrter, daher auch mild gesinnter Mann, der einem längern Siechtum zu Münster am 19. Januar 1870 unterlag.

48.

Franz Hünten,

geboren in Coblenz, ist bekannt als Komponist. Groß war sein Ruf als Klavierlehrer und als Verfasser einer

vielgebrauchten Klavierschule. Eine talentvolle Schülerin war Prinzessin Louise von Preußen, jetzige Großherzogin von Baden. Der bekannte Schlachtenmaler Emil Hünten in Düsseldorf und der um die Gerichtsorganisation Elsaß-Lothringens verdiente frühere Oberprokurator von Mühlhausen, Alfred Hünten, sind seine Söhne. Hünten starb, 85 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Coblenz.

49.

Johannes Müller

ist in unserer Stadt den 14. Juli 1801 geboren. Sein Vater, Matthias, war Schuhmacher, seine Mutter Maria Theresia Wittmann. Von seinem zehnten Jahre an besuchte er das Gymnasium und zeichnete sich in dessen Klassen stets rühmlich aus. Nach zurückgelegtem Gymnasium diente er als Pionier sein Militärjahr ab und bezog dann die eben gegründete Universität Bonn. Er, der früher zum Sattler bestimmt war, schwankte jetzt zwischen Theologie und Medizin, entschied sich aber endlich für letztere. Nach kaum zwei Jahren, am 3. August 1821, errang er den Preis der medizinischen Facultät durch Lösung einer physiologischen Aufgabe, und am 14. Dezember 1822 erwarb er sich den Grad eines Doctors der Medizin. Die königl. Regierung, aufmerksam auf die großen Fähigkeiten Müllers, zog ihn im Frühjahr 1823 nach Berlin. Hier bildete er sich unter Rudolphi, Klug, Lichtenstein und andern weiter aus und legte im Winter auf 1824 die medizinisch - chirurgischen Staatsprüfungen ab. Erst im Herbste kehrte er nach Bonn zurück, wo er im October als Privatdocent für Physio-

logie und vergleichende Anatomie auftrat. Seine Vorlesungen wurden zahlreich besucht und seine Wirksamkeit schon im Jahre 1826 durch den Titel eines Professors anerkannt. Es trat zwar nun eine Krankheit störend dazwischen, eine durch übergroße Anstrengung sehr hoch gesteigerte Reizbarkeit, doch wurde dieselbe namentlich durch eine Erholungsreise, zu welcher ihm das Ministerium Urlaub und Mittel gewährte, glücklich wieder beseitigt. Die Reise selbst machte er mit seiner Gattin, Maria Anna, geborne Zeiler, die er im April 1827 heimgeführt, in einem Einspänner, wobei Müller selbst die Zügel führte, und deren Ziel die näher gelegenen Universitäten waren. Aber von dieser Zeit an hatte Müller eine ernstere Richtung angenommen und gleichsam mit der Jugend abgeschlossen. Er setzte seine Vorlesungen und Studien ununterbrochen mit dem glänzendsten Erfolg fort, so daß er im Jahre 1830 schon eine ordentliche Professur erhielt und im Jahre 1833 in dieser Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Hier wirkte und schaffte er bis an sein Lebensende mit unermüdlichem Eifer unter Aufbietung seiner gewaltigen Kräfte, erreichte aber auch ganz außerordentliche Resultate. Nicht nur zog er eine große Zahl der tüchtigsten Männer heran: Windischmann, Professor in Löwen, Henle, Professor in Göttingen, Max Schultze, Professor in Bonn, Du Bois Reymond, Professor in Berlin, Schwann, Virchow in Berlin, Claparede und viele andere, sondern seine praktische und in Folge deren auch seine schriftstellerische Tätigkeit war eine ganz außerordentliche. Man hat berechnet, daß von ihm etwa 950 Bogen gedruckt erschienen sind, sämtlich voll wirklicher, sei's von ihm selber beobachteter, sei's scharf beurteilter und sorg-

fältig zusammengestellter fremder Tatsachen. Dazu gehören etwa 350 größtenteils von ihm selbst gezeichneter Tafeln mit Abbildungen. Die Vielseitigkeit seiner Leistungen ist außerordentlich; es erreicht die Zahl seiner Werke, Aufsätze etc. die Nummer 267. Das Berliner anatomische Museum ist eigentlich seine Schöpfung und verdankt ihm die hohe Stufe, auf welcher es jetzt namentlich in Beziehung auf Vollständigkeit und systematische Anordnung steht. Die Zahl der Präparate vermehrte sich unter seiner Verwaltung um 12,380 Nummern, unter welchen sehr viele, welche ganze Reihen von Präparaten umfassen.

Müller war von mittlerer Größe; den Kopf mit den charakteristischen Zügen und dem dunkel feurigen Auge hielt er bei erregtem Zwiegespräch oder auf dem Katheder stolz aufgerichtet, sonst aber meist nachdenklich zur Seite gewendet. Bedacht, seiner Würde durch äußere Erscheinung zu entsprechen, war er in seinen Sitten und Gewohnheiten äußerst mäßig und einfach. Meist verschlossen und wortkarg gab er sich nur in eng vertrautem Kreise, im Familienzirkel heiterer Unterhaltung hin. Auch auf dem Katheder war der Vortrag Müllers kalt und ruhig, nie geriet er in Feuer oder suchte durch Fülle des Ausdrucks zu blenden; nie aber auch verirrte, wiederholte oder versprach er sich. Ausgezeichnet war sein Talent zum Zeichnen auf der Tafel. Gegen den Studenten im Ganzen wenig zuvorkommend, ja geradezu unfreundlich, war er einem engern Kreise von Schülern, der ihm besonders anhing und dessen besondere Fähigkeit er erkannte, der freundlichste und gütigste Lehrer. Er bekleidete zweimal das Rectorat der Universität, das zweitemal in dem unruhigen Jahre 1848. Da hatte er

denn viel zu erdulden: sah er doch schon in Gedanken sein Museum zerstört, ein Gedanke für ihn so furchtbar, daß er mit dem Degen umgürtet, die Arme verschränkt, vor demselben selbst Wache stand! Noch am Tage des Rector-Wechsels verließ er Berlin und ging mit heimatlicher Sehnsucht an den Rhein. Nach Coblenz zog ihn öfters sein Herz, und kaum ein Jahr vor seinem Tode brachte er noch mit seinen Freunden einen heitern Abend bei Herrn Justizrat Kopp zu. „Wir haben uns zum letztenmal gesehen," sagte er beim Abschiede zu diesem, und beide Freunde starben fast zu gleicher Zeit!

Zweimal war Müller in Todesgefahr. Im Jahre 1853 stürzte der Wagen in der Nähe des Klosters auf dem St. Gotthard, in welchem er und sein Sohn saß, einen steilen Abhang herunter, und im Jahre 1855 erlitt er auf dem Dampfschiff „Norge" an der norwegischen Küste einen Zusammenstoß mit einem andern Schiffe, in Folge dessen der „Norge" in etwa 10 Minuten sank. Müller hielt sich an einer Treppe und wurde eben in ein Boot aufgenommen, als seine Kräfte im Begriff waren zu schwinden. Von den 90 an Bord befindlichen Menschen fand über die Hälfte im Meere den Tod, und unter diesen auch ein wissenschaftlicher Begleiter Müllers. Dieser selbst überwand die Schrecknisse der Katastrophe ohne wahrnehmbaren Nachteil für seine Gesundheit, doch begann er bald darauf zu kränkeln. Er litt namentlich an Schlaflosigkeit und Herzklopfen. Endlich im Frühjahr 1858 fühlte Müller selbst die Notwendigkeit, etwas für seine Gesundheit zu tun. Er beschied seinen als Arzt in Köln wohnenden Sohn zu sich, und eine Besprechung mit seinem Berliner Arzte ward verabredet. Am

Morgen des Tages, wo diese Besprechung stattfinden sollte, am 28. April, ward Müller tot im Bette gefunden! Die Oeffnung seiner Leiche hatte er sich verbeten, und so blieb die Ursache seines Todes unenthüllt.

Johannes Müller, Doctor der Medizin und Chirurgie, Professor an der Universität, Director des anatomischen Museums, geheimer Medizinalrat, Mitglied der Ober-Examinations-Commission und der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften u. s. w., Inhaber der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, des Sömmering'schen Preises, der Cobley Medal der königl. Gesellschaft zu London, des Prix Cuvier der Akademie der Wissenschaften zu Paris u. s. w., Ritter des roten Adlerordens II. Klasse mit Eichenlaub, des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste, des königl. schwedischen Nordsternordens, des k. bayerischen Maximiliansordens, des k. sardinischen St. Mauritius- und Lazarusordens etc., auf diesen Mann darf unsere Stadt mit Recht stolz sein. Geziemend hat sie das Haus seiner Geburt mit einer Marmortafel bezeichnet und seiner colossalen Büste, aus weißem Marmor von Schorp genial gemeißelt, einen Ehrenplatz in der Bildergallerie gegeben, treu wird sie stets sein Gedächtnis wahren! 1899 hat die Stadt Coblenz ihrem großen Sohne auf dem Jesuitenplatze ein Denkmal gesetzt, das ihn in Ueberlebensgröße darstellt und das aller Welt stets die große Bedeutung des Mannes vor Augen halten soll. Müllers größter Schüler, Rudolf Virchow hielt die Weiherede.

Müller ist häufig portraitiert worden; in Kupfer gestochen hat ihn Linsen, ursprünglich für das Rust'sche

Magazin; geistreich lithographiert ward er in London von Miß Louisa Corbaux, während das ähnlichste Bild von ihm wohl die Lithographie von Lasally sein möchte.

50.

Simon Deutz,

geboren zu Coblenz am 15. Januar 1802 im Gebäude der früheren Synagoge in der Balduinstraße, war der Sohn des damaligen Rabbiners, der aus Bonn gebürtigt als Großrabbiner von Frankreich in Paris starb. (Er hieß Leib Deutz und gehörte zu den 74 Notabeln, die am 15. Juli 1806 nach Paris zum großen Sanhedzin berufen worden, wo er seit der Zeit blieb). Simon trat in Rom zum Katholizismus über, wurde der Herzogin von Berry empfohlen und von dieser in's Vertrauen gezogen, als sie im Jahre 1832 die Fahne der Legitimität zu entfalten versuchte. Während sie in Nantes sich aufhielt, suchte er zu ihr zu gelangen, und dies gelang ihm endlich nach den feierlichsten Versicherungen der festesten Treue. Als er indes zum zweiten Male zu ihr gelangte, wurde das Haus militärisch besetzt und die Herzogin durch Feuer aus einem Kamin getrieben, in welchen sie sich geflüchtet und angeblich 16 Stunden verweilt hatte. Deutz erhielt vom Gouvernement die angebliche Summe von 300,000 frcs. und eine Stelle in Algerien, wahrscheinlich auch die Erlaubnis seinen Namen zu ändern. So ist er denn verschollen.

51.

Karl Wilhelm Lucas,

geboren in Coblenz den 16. August 1802, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, be-

zog 1821 die Universität Bonn und widmete sich der Philologie. Im Jahre 1826 erwarb er sich den philosophischen Doctorgrad und schrieb bei dieser Gelegenheit eine Dissertation: Cratinus et Eupolis. Bonn, 1826. Zu Ostern desselben Jahres begann er seine Lehrtätigkeit an dem Gymnasium zu Bonn und blieb daselbst bis zum Jahre 1841, wo er zum Direktor des gleichsam neu zu gründenden Gymnasiums in Emmerich ernannt wurde. Er schrieb bei Gelegenheit seiner Einführung daselbst eine Abhhandlung „de voce Homerica Polipaidalos. Bonn.“ Sein Aufenthelt in Emmerich war indes nur von kurzer Dauer; schon 1843 ward er als Provinzial-Schul- und Regierungs-Rat nach Coblenz berufen. Diese Stelle begleitete er eifrigst und pflichtgetreu beinahe 31 Jahre und sah seine Tätigkeit durch den roten Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und den Hohenzollern'schen Hausorden, sowie durch die Ernennung zum geheimen Regierungsrat ehrenvoll anerkannt.

Seine Schriften fallen in die frühere Zeit größerer Muße. Wir erwähnen: „Anleitung zur Erlernung der lat. Formenlehre. Bonn 1833.“ „Questiones lexilogicae. Bonn 1835.“ „Formenlehre des ionischen Dialects im Homer, 3. Aufl. 1853 und ins Englische übersetzt. London 1846.“ „Meletemata Homerica. Bonn 1839.“ etc.

Abgesehen von seiner, ihm in treuer Liebe anhängenden Familie gab ihm Musik Erheiterung und Erholung. Neben dem Klavier spielte er gern die Bratsche, beide ohne je Unterrricht genommen zu haben, in etwas absonderlicher Weise. Auch gab er „Kirchengesänge“ heraus, deren erste Auflage Bonn 1835, die sechste Coblenz 1873 erschien. Als Leiter

des Musuk-Instituts stets eifrig und tätig, trug er nicht wenig zu dessen Blüte bei. Aber auch seine Stunde war gekommen! Er erkrankte auf einer Dienstreise in Kempen und erlag daselbst einem gastrisch-nervösen Fieber am 30. März 1874. Seine Ruhestätte ist hier.

52.

Karl Anschütz

ward geboren zu Coblenz im Jahre 1802 und machte seine Studien zu Dresden 1820—22 auf der sächsischen Kunstakademie, besonders unter der Leitung des Professors Ferdinand August Hartmann (geb. 1774 zu Stuttgart, † zu Dresden als Akademiedirektor 1842). 1822 ging er von dort nach Düsseldorf, wurde auf der Akademie daselbst Peter Cornelius' Schüler und folgte ihm, wie dessen übrige Jünger der Mehrzahl nach, nach München. 1830—31 studierte er mit bedeutender Unterstützung von Seiten des Königs Ludwig I. in Italien die antiken Wandmalereien, besonders in Neapel, Herkulanum und Pompeji. Er war einer der geachtetsten Historien- und Freskomaler der ersten Periode Peter Cornelius. So manches Gemälde seiner Hand, al fresco und in enkaustischer Weise ausgeführt, ist eine Zierde königlicher Schlösser in München. Nach den oben erwähnten antiken Vorbildern schuf er seine erste große Arbeit, das Urteil des Midas, im großen Saale des Odeongebäudes und eine Anzahl von Decken- und Wandmalereien in der neuen Residenz, nach Entwürfen von Leo von Klenze und Zeichnungen von Albrecht Zimmermann, zum Teil in Gemeinschaft ausgeführt mit Georg Hiltensperger und

Nilson. Später wandte er sich erfolgreich wiederum der Oelmalerei zu. Von ihm rührt auch das schöne Gemälde im Chor der Coblenzer katholischen Garnisonkirche her. Um 1840 wurde er königl. Akademie-Professor und gegen 1873 in den Ruhestand versetzt. Er starb am 30. August 1880.

53.

Johann Heinrich Richter

ward geboren in Coblenz den 17. März 1803. Er war der Sohn eines wohlhabenden Goldschmieds und sollte dem Vater im Geschäfte folgen. Indes nur mit Widerwillen arbeitete er in der Werkstätte, indem sein ganzer Sinn auf Zeichnen und Malen gerichtet war. In seinem 19. Jahre schickte ihn sein Vater nach Paris, damit er sich dort als Goldarbeiter weiter ausbilden sollte. Hier aber führte ihn die Anschauung der großen Kunstwerke von diesem Plane ab und ganz der Kunst zu. Er malte unter Girodit Trioson und später unter Gerard, und seine Bestrebungen waren von Erfolg. Eines seiner ersten Bilder war der heil. Sebastian, welches sich jetzt hier in der Kirche zu St. Castor befindet. Nach ferneren Studien in München widmete er sich späterhin ausschließlich der Portraitmalerei, worin er es zu einer wirklichen Kunsthöhe brachte. Im Jahre 1832 besuchte Richter Florenz, Rom und Neapel und malte hier mehrere Bilder aus dem italienischen Leben, die zu seinen besten Arbeiten gezählt werden.

Aus Italien zurückgekehrt, wandte er sich wieder nach München, verweilte 1835 längere Zeit in unserer

Stadt und ging 1840 nach dem Haag. Ueberall erhielt er zahlreiche Aufträge, namentlich auch von höchstgestellten Personen, so daß die Zahl seiner meist lebensgroßen Bilder eine bedeutende ist. Alle zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und kräftiges Colorit aus, und mit Recht wurde er zur Zeit unter die vorzüglichsten Künstler in diesem Fach gezählt. In Holland erkrankte er indes an einem organischen Magenübel; er kehrte zurück zu den Seinigen, unterlag aber hier seinen Leiden am 2. Februar 1845. Sparsam und genau, wie er war, hinterließ er ein beträchtliches Vermögen; trotzdem fragt man vergeblich nach seiner Grabstätte.

54.

Henriette Sontag

oder, wie sie eigentlich hieß, Gertrudis Walburgis, ward geboren zu Coblenz den 3. Januar 1806, und zwar in dem Hause Entenpfuhl Nr. 1 (am Plan). Ihr Vater, Franz Anton, war Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft, ihre Mutter eine geborne Markloff; Patin war eine Nachbarin, Fräulein Gertrudis Löf (späterhin verehelichte Heinzius); der Goldarbeiter Joachim unterschrieb als Zeuge den in die Civilstandsregister eingetragenen Geburtsakt. Frühzeitig betrat die Kleine das Theater, mit 15 Jahren debütierte sie bereits als Sängerin in Prag, und hier vertauschte sie auch ihren eigentlichen Namen Gertrudis gegen den feinern: Henriette. Darauf in Wien angestellt, wirkte sie bei der deutschen und italienischen Oper zu gleicher Zeit, kam aber dann im Jahre 1825 an

das neue Königstädter Theater in Berlin, wo sie ungemein gefiel, den Grund zu ihrer spätern Berühmtheit legte und zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt wurde. Auch in Paris und London erntete sie späterhin den größten Beifall, und sie stand auf dem Gipfel ihres Ruhmes, als sie im Jahre 1829 den damaligen Geschäftsträger des sardinischen Hofes in Paris, den Grafen Rossi, heiratete. Sie folgte demselben im Laufe der Zeit auf seine verschiedenen Gesandtschaftsposten in den Haag, nach Petersburg und Berlin. Pecuniäre Verhältnisse nötigten sie indes im Jahre 1848 nochmals öffentlich aufzutreten. Sie hatte sich bis zu ihrem 24. Lebensjahre ein Vermögen von 200 000 Rthlr. erworben und außerdem in ihrem Schmuck einen reichen Schatz. Indes nach dem teuern Leben in Petersburg und einigen Verlusten in Papieren glaubte sie ihren Kindern kein hinreichendes Vermögen zu hinterlassen und ging ein Engagement ein, welches in 56 000 Rthrn. für die Saison, freier Wohnung, freier Equipage etc. bestand. Sie machte eine Tour durch Frankreich, England und Deutschland und berührte im Jahre 1851 auch unsere Stadt. Zum Vorteil der Armen gab sie hier am 16. Dezember ein Concert im Theater, in welchem sie ein überaus zahlreiches Auditorium durch ihre liebliche Stimme und ihre persönliche Liebenswürdigkeit wahrhaft bezauberte. Sie sang in demselben ein Schweizerlied, Polka-Variationen und die Partie des Gabriel in der „Schöpfung“. „Den Beifall, der der hochgefeierten Künstlerin dabei zu teil ward, zu schildern, müssen wir uns versagen, — sagte der Referent der Coblenzer Zeitung vom 18. Dezember 1851, — denn kaum möchte in den Räumen unseres Kunsttempels je ein ähnlicher gehört worden sein.

Abends brachten ihr die Sänger unseres Musik-Instituts im Verein mit dem Musikkorps des 25. Regiments ein Ständchen, bei welchem ein von Hoffmann von Fallersleben eigens für diesen Zweck verfaßtes Lied nach einer Mendelssohn'schen Melodie gesungen wurde." Es war folgendes:

Sei gegrüßt mit Sang und Schall,
Königin im Reich des Klanges,
Meisterin des deutschen Sanges!
Frühling wird es überall,
Wo Du singst, o Nachtigall!

Unser Dank ist nur ein Klang;
Du nur kannst in Deinen Liedern
Schöner unsern Dank erwidern,
Doch uns treibt des Herzens Drang:
Sei gegrüßt mit Sang und Klang!

Lebe glücklich! lebe lang!
Alles Schöne, was Du singest,
Jede Freude, die Du bringest,
Ziere Deines Lebens Gang!
Sei gegrüßt mit Sang und Klang!

Aber hiermit nicht genug: unterm 20. Dezember machte in genannter Zeitung ein Enthusiast seinen Gefühlen noch mit folgenden Verslein Luft:

Sangeswonne
Geistessonne!
Deine Gaben
Arme laben; —
Himmelsfrieden
Dir beschieden!!!

„Gut gebrüllt, Löwe!" Da durfte denn auch eine Charade unseres alten Freundes, Karl Doll, nicht fehlen, der stets seine zahlreichen Rätsel mit dem Wahlspruch: „Nie der halt bejahrte Karl die Trauben floh!" unter der Vermummung: „Niederhalt, bei Ahrte; Karl Dietr. Aubenfloh!" vom Stapel laufen ließ:

Erste Silbe.

Wer nennt sie mir, die weit gedehnte Höhe,
Gar mancher Waldstrom braust durch Felsgesteine,
Manch' alte Burg ragt aus der Nacht der Haine, —
Sucht' in der Fern' nicht, sucht in der Nähe.

Zweite Silbe.

Wer nennt den Tröster mir, nach dem voll Wehe
Der Kranke seufzt in langer Nacht, alleine,
Und sehnlich hofft, daß bald der Freund erscheine
Und er sein freundlich Lächeln wiedersehe — ?

Das Ganze.

Wer nennt die Zaub'rin, die, wie Geisteswallen,
Naht und verschwindet, spendend gold'ne Labe,
Stets schöpfend sie aus reicher Wunderquelle —?

Und seht! die Quell' — leicht, silbern, Well' auf Welle,
Gewaltig, — — fleuß' noch fort, du Himmelsgabe,
Den Darbenden zur Lab', zur Freud' uns Allen! —

Und die Auflösung folgte schnell:

— — — Es ist die hehre Himmelsgabe,
Die fleußt gewaltig, silbern, leicht, —
Und Sontag heißt sie — gold'ne Labe
Die Zaub'rin den Dürft'gen reicht.

Son *) heißt die waldgekrönte Höhe
Mit mancher Burg auf Felsgestein,
Und Tag der Freund, der scheucht das Wehe
Des grausen Siechbetts oft allein — —

Man sieht deutlich Anflüge einer höhern Poesie, wie sie schon früher in Berlin selbst geblüht. Die Vossische Zeitung vom 20. September 1826 enthält z. B. folgendes Gesingsel:

„An Demoiselle

Singe fort, lieblich reizende Schöne,
O wie entzückend sind Deine Töne,
Nachtigallstimme hör' ich klingen,
Tief im liebkranken Herzen sie dringen.
Allzuschöne laß klingen Deine Lieder,
Gehst Du von uns, nie Freud' kehrt wieder!"

Solche Poesie ist allerdings nicht mit Gold zu bezahlen! Da wollen wir denn lieber wieder die Prosa folgen lassen und von der Einnahme des Concerts erzählen, daß sie trotz der hohen Preise — Loge 2 Thlr., Parterre 1 Thlr. — nur eine verhältnismäßig geringe war. Die größtenteils enorm hoch berechneten

*) Soll heißen Soon.

Kosten schmälerten den allerdings bedeutenden Brutto-Ertrag auf eine Weise, die für den Wohltätigkeitssinn der Beteiligten eben nicht das erfreulichste Zeugnis ablegte.

Henriette setzte ihre Reise fort und ging im Jahre 1853 nach Amerika; dort ward sie mitten in ihren Triumphen, die auch in diesem Weltteil ihre Kunst errang, ein Raub der Cholera, die sie am 17. Juli 1857 in Mexico hinwegraffte.

Treffend wurde die Sontag von der berühmten Catalani in folgendem Wortspiel charakterisiert: „Elle est grande dans son genre, mais son genre n'est pas grand.“ Ihre Hauptrollen waren die Italienerin in „Algier“, das Fräulein im „Schnee“, Rosine in Rossinis „Barbier“, Cenerentola, Euryanthe, Agathe etc., sowie als größte Leistung von ihr hervorgehoben wurde, daß sie in „Cosi fan tutti“ in dem Duett „a guarda sorella“ das hohe a acht ganze Takte lang mit außerordentlicher Stärke ausgehalten!

Der „Sontags Enthusiasmus“ war enorm. Daß man einer Sängerin die Pferde ausspannt und selbst an die Stelle dieser Tiere tritt, kommt wohl noch vor, aber daß man einen königlichen Extrapostwagen in den Fluß wirft, nachdem die Gefeierte ausgestiegen, weil „kein Sterblicher mehr würdig, den Wagen zu benutzen“, wird wohl nicht mehr vorkommen. Dieser Enthusiasmus wurde denn auch zur Zeit vielseitig persifliert. Karl von Holtei schrieb einen einaktigen Schwank: „Die deutsche Sängerin in Paris“, welcher aber die kleine Novelle: „Henriette, die schöne Sängerin“, von Freimund Zuschauer (Rellstab), nicht entfernt erreichte. Letztere machte in Berlin das größte Aufsehen, da manche bekannte Persönlichkeit scharf mit-

genommen wurde und ein kernhafter Witz darin vorherrschte. Die Damen trugen alles Mögliche à la Sontag; Fächer à la belle Chanteuse hieß eine Art geschmackvoller Fächer mit dem Bilde der Sontag als Italienerin in Algier. Da meinte Saphir, es sei billig, daß die Schöne, die so viel Gluten entzündet, sie wenigstens bildlich kühle, sowie die Fächer auch ein sinniges Symbol seien, das die Sontag in allen Fächern ausgezeichnet! — Doch wohin verirren wir uns!

55.

Friedrich Mohr.

Friedrich Mohr wurde als einziger Sohn des Apothekers und Stadtrates Karl Mohr am 4. Nov. 1806 zu Coblenz geboren. Nachdem er mit 17 Jahren das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, studierte er nach kurzer Lehrzeit in der väterlichen Apotheke in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaft und Pharmacie und bestand 1832 an der Universität Heidelberg das Doktorexamen. Nachdem er darauf in verschiedenen Apotheken praktisch sich ausgebildet hatte, trat er in die Apotheke seines Vaters ein.

Von dieser Zeit an datiert seine schriftstellerische Tätigkeit in Physik und Chemie, die ihn bald in intime Beziehungen zu Justus von Liebig und zu den meisten Gelehrten seiner Zeit brachte. Seit 1837 war er neben Werk Mitredakteur von Liebigs Annalen. Seine Correspondenz mit Liebig, welche die Jahre 1834—1870 umfaßt, und die ein interessantes Bild von dem wissenschaftlichen Arbeiten der beiden Männer gibt, wurde 1904 von Prof. Kahlbaum herausgegeben.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1840 übernahm er dessen Apotheke, die sogenannte „Mohren-Apotheke“ auf dem Jesuitenplatze. Er wurde Medizinalassessor und später Medizinalrat beim Rheinischen Medizinalkollegium. 1845 vollendete er die von Geiger begonnene Pharmakopoea universalis, 1847 erschien sein Lehrbuch der pharmaceutischen Technik, ein Werk, das nach Aussage hervorragender Pharmaceuten heute noch unerreicht ist, und im gleichen Jahre der „Kommentar zur preußischen Pharmakopoea“, in dem er eine Verbesserung der Darstellungsmethoden der preußischen Pharmakopoe erstrebte.

Nicht unerwähnt soll auch seine umfangreiche Tätigkeit bleiben, die er in Coblenz als Vorsitzender des 1835 gegründeten Gewerbevereins entfaltete. Seine Mitbürger erkannten denn auch seine Verdienste an und wählten ihn 1849 in das Haus der Abgeordneten nach Berlin, wo er sich der Fraktion der Linken anschloß.

Die gründlichen Kenntnisse, welche er sich verschafft hatte, gaben ihm in seiner Vaterstadt einen so günstigen Ruf, daß er bei der dortigen Artillerieschule mit Vorträgen über Physik und Mechanik betraut wurde. In den Jahren 1853 und 1854 hielt Mohr in seiner Wohnung naturwissenschaftliche Vorträge vor der Familie des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, nachmaligem Kaiser Wilhelm I., an welchen auch Prinzessin Louise, spätere Großherzogin von Baden, und Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III. teilnahmen.

1855 erschien Mohrs bekanntestes und für die chemische Industrie bedeutendstes Werk, das „Lehrbuch der chemisch-analytischen Titriermethode“, ein Werk,

das seinen Namen in der Wissenschaft am weitesten bekannt gemacht hat, und das von bleibender Bedeutung ist.

Seiner Erfindungsgabe wie seinem praktischen Blick verdanken wir nicht nur eine große Anzahl neuer maßanalytischer Methoden, sondern auch den ganzen Apparat, mit dem heute titriert wird, Quetschhahn, Glasabklemme, Nachfüll- und Zuflußbürette, die Maschine zur genauen Teilung und Kalibrierung der Röhren; kurz, alles, was die Maßanalyse nötig hat, damit sie bei ungemeiner Zeitersparnis der Gewichtsanalyse gleichkommt, ist durchaus Mohrs Verdienst.

Im Herbst 1856 ernannte ihn die medizinische Fakultät der Universität Greifswald zum Ehrendoktor der Medizin. 1857 siedelte Mohr in sein neuerbautes Haus, das heutige „Marienlust" über, das in der Nähe von Metternich neben der von seinem Schwiegersohne betriebenen chemischen Fabrik lag. Hier blieb dem arbeitsfreudigen Manne ausreichend Zeit, sich nach den verschiedensten Richtungen zu betätigen. Seine hier gemachten Studien und Erfahrungen über das Problem der Gährung legte er in zwei Schriften, „der Weinstock und der Wein" und „der Weinbau und die Weinbereitungskunde" nieder.

Es war nach seinen eigenen Worten „ein drastisches Mittel, das ihn aus der idyllischen ländlichen Ruhe wieder in die Staubwolke des Lebens stürzte". Als er in dem Fabrikunternehmen seines Schwiegersohnes den größten Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, sah Mohr darin eine Aufforderung des Schicksals, nun zum Lehrberuf überzugehen. Kurze Zeit war er in Berlin Privatdozent, siedelte dann aber endgültig nach Bonn über, wo er 1867 Professor der

Pharmacie wurde. Stets waren seine Vorlesungen gut besucht, da er es in seltener Weise verstand, durch seinen klaren durchsichtigen Vortrag seinen Schülern selbst das schwierigste Problem verständlich zu machen. Ein guter Witz zur rechten Zeit belebte die Spannkraft wieder, wenn sie einmal zu erschlaffen drohte. Gerne erzählen seine Schüler noch heute, wie er sich am Ende des Semesters mit den Worten von ihnen verabschiedete: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen."

Neben seinem Berufsfache beschäftigte sich Mohr eingehend mit Geologie. In seiner „Geschichte der Erde", in der er das Resultat seiner Studien niederlegte, suchte er den ganzen Bau der Erdrinde neptunistisch zu erklären. Seine Ansichten suchte er auch durch Vorträge im ganzen Rheinlande zu verbreiten. 1867 wandte er sich wieder der Chemie zu. 1868 erschien sein Buch „Theorie der chemischen Affinität", 1869 seine „Theorie der Bewegung und Kraft". Seine Studien in dieser Richtung führten zur Wiederauffindung eines von ihm schon im Jahre 1837 in Liebigs Annalen veröffentlichten Aufsatzes „Ansichten über die Natur der Wärme", der völlig in Vergessenheit geraten war. Diese Arbeit sowie der Aufsatz „Ueber die Natur der Wärme", vom Jahre 1837 zeigen, daß ihm ohne Zweifel ein großer Anteil an der Erkennung des Gesetzes von der „Erhaltung der Kraft" gebührt, als dessen eigentlicher Entdecker der Arzt Robert Meyer angesehen wird. Aber schon 1837 hatte Mohr in der oben erwähnten Abhandlung „Ueber die Natur der Wärme" gesagt: „Außer den bekannten 54 Elementen gibt es in der Natur der Dinge nur noch ein Agens, und dieses heißt Kraft, es kann unter den passenden Ver-

hältnissen als Bewegung, chemische Affinität, Cohäsion, Elektrizität, Luft, Wärme und Magnetismus hervortreten, und aus jeder dieser Erscheinungsarten können alle übrigen hervorgebracht werden.“ Es ist dies im Grunde dasselbe, was R. Meyer 1842 mit klaren Worten als „Gesetz von der Erhaltung der Kraft“ formuliert hat. Meyer selbst erkannte Mohrs Verdienste an, denn ausdrücklich heißt es in einem Briefe an Mohr: „Es ist klar, daß Sie 5 Jahre vor dem Erscheinen meines kleinen Aufsatzes im Jahre 1842 auf die Wichtigkeit des Prinzips der Erhaltung der Kraft alta voce hingewiesen haben.“

Zahlreiche Vorträge in Rheinland und Westfalen und die neben den größeren Werken veröffentlichten zahlreichen Aufsätze in der Kölnischen Zeitung, Westermanns Monatsheften, Liebigs Annalen u. s. w. legen Zeugnis ab für seine Arbeitsfreudigkeit und seine unermüdliche Schaffenskraft und verraten eine seltene Originalität der darin vertretenen Gedanken und Ansichten.

Mohr starb nach kurzer Krankheit an den Folgen einer Lungenentzündung am 28. September 1879. Ein einfaches Grabmal mit seinem Reliefbilde bezeichnet auf dem alten Bonner Friedhofe die Stätte, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Es trägt die einfache Inschrift:

Friedrich Mohr
Erster Entdecker
des Gesetzes der Erhaltung der Kraft.
1837.

Darunter steht ein Ausspruch Mohrs, der für sein ganzes Leben bezeichnend war: „Das Erkennen der Natur ist die edelste Aufgabe des menschlichen Geistes“

In dem Nachruf, den Prof. Liebermann dem Andenken Mohrs in der Sitzung der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin am 13. Oktober 1879 widmete, sagte er: „Mohr gehörte zu jenen eigenartigen und universellen Geistern, deren Tätigkeit sich nicht auf ein einzelnes Gebiet der Naturwissenschaften beschränkt. Wenn seine vorzugsweise anerkannten Leistungen auch auf dem Felde der Chemie liegen, so müssen doch auch die Physik und Geologie ihm einen ehrenvollen Platz unter ihren begabtesten Führern einräumen".

56.

Alexander Grebel,

geboren in Coblenz den 3. Juli 1806, gestorben im Alter von 64 Jahren als Friedensrichter (seit 1838) in St. Goar, ist hier zu nennen als Verfasser der geschichtlichen Werke: „Das Schloß und die Festung Rheinfels. St. Goar 1844", und: „Geschichte der Stadt St. Goar. ibid. 1848." Beide Bücher gaben ihm einen begründeten Ruf als Geschichtsforscher; außerdem lieferte er gern gelesene kleinere Aufsätze meist geschichtlichen, aber auch belletristischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften.

57.

August Reichensperger

ward geboren zu Coblenz am 22. März 1808 als Sohn des dem Präfekten zugeteilten Generalsekretärs*) Franz

*) Vgl. Wegeler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Coblenz, 2. Auflage, Coblenz 1882.

Josef Reichensperger und seiner Gattin Margarete geb. Knoodt aus Boppard, und zwar in der Dienstwohnung seines Vaters auf dem Castorhof, Ecke Rheinzollstraße, der spätern Oberförsterei, ein Gebäude, das heute durch einen Neubau ersetzt ist. Seine ersten Lebensjahre verbrachte der Knabe in Coblenz, siedelte dann nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1812 mit seiner Mutter und drei Geschwistern ins großelterliche Haus nach Boppard über, besuchte dort die Stadtschule und später das Gymnasium zu Cöln und zuletzt zu Bonn, wo er im Frühjahr 1827 mit rühmlichem Erfolg die Abschlußprüfung bestand.

Er widmete sich dann wie sein Vater dem Studium der Rechtswissenschaft, besuchte die Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin, bestand an letzterer Universität die erste juristische Prüfung und ging als Auskultator nach Münster i. W. Trotz mancher Hindernisse, begründet durch körperliche Leiden und einen Hang zur Schwermut, fand er neben gewissenhaft betriebenem juristischen Studium noch Zeit zu schönwissenschaftlichen Arbeiten, und in seiner Meldung zur Prüfung konnte er schreiben, daß ihm neben dem Studium der Rechte auch eine allseitige Ausbildung in der Kunst und andern Wissenschaften und besonders auch die Erlernung fremder Sprachen sehr am Herzen gelegen habe.

Beim Landgerichte in Coblenz erfolgte die Vollendung der juristischen Vorbereitungszeit. Hier wurde er auch 1835 zum Landgerichtsassessor ernannt. Noch als Referendar unternahm er zu seiner Ausbildung eine Reise nach Frankreich und Belgien, gleichfalls noch als Referendar schrieb er ein Schriftchen zur Verteidigung der rheinischen Rechtseinrichtungen gegen-

über der von Berlin aus geplanten Abschaffung. Viele kürzere Reisen und Wanderungen durch das Rhein- und Moseltal verschafften ihm während seines Coblenzer Aufenthaltes eine reiche Kenntnis der heimischen Kunst. Das Studium der Schriften seines Landsmannes Görres und die Verhaftung des Erzbischofs Klemens August von Köln gaben seinem Denken eine neue Richtung, rissen ihn aus seiner Gleichgültigkeit gegen religiöse Fragen und machten ihn zu einem Vorkämpfer des Katholizismus. Dabei huldigte er in seinen politischen Anschauungen, wie er als junger Referendar selbst schrieb, einem gemäßigten Liberalismus, war aber ein entschiedener Gegner der Revolutionsideen und „des ewigen Dranges nach Neuerung und Umwälzung".

Einen Urlaub in den Jahren 1839/40 benutzte er zu einer Reise — und zwar der einzigen — nach Italien. Diese, wie auch alle seine spätern Reisen durch Deutschland und die Nachbarländer waren ernste Studienreisen. Stets begleiteten ihn Tagebuch und Skizzenmappe. Besonders das Leben der Völker, wie es in Kunst und Architektur sich äußerte, zog ihn an. Bei aller Reiselust aber ist ihm stets ein warmes Heimatsgefühl geblieben „für den klaren stolzen Rhein, in dem sich die liebe Heimat spiegelt".

Am 2. Oktober 1841 erfolgte seine Ernennung zum Hilfsrichter beim Apellhof in Köln mit dem Titel eines Landgerichtsrats. 1842 vermählte er sich mit Klementine, der Tochter des Notars Simon in Coblenz. Aus dieser überaus glücklichen Ehe haben ein Sohn und eine Tochter die Eltern überlebt. Ersterer lebt als Landgerichtspräsident in Coblenz, letztere als Witwe des Bergrats Le Hanne in Köln.

Mit dem Schriftchen „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer“ hatte er 1840 in zündenden Worten die Bedeutung dieses Bauwerks auseinandergesetzt, zur Annahme der Erneuet rungsvorschläge der preußischen Regierung aufgeforder und zu opferwilliger Mitwirkung ermahnt. Fortan trat er durch Wort und Schrift für die Sache des Domes ein und ruhte nicht, bis die Kreuzblumen den stolzen Bau krönten. Seit jener Schrift entwickelte er eine reiche Tätigkeit für die christlich-germanische Kunst, dabei trotz aller Hochschätzung für die Theorie stets die lebendige Tätigkeit, die Energie des Erhaltens und Schaffens in den Vordergrund stellend. Für den gotischen Stil, den er als den vollendetsten und volkstümlichsten Ausdruck der mittelalterlichen Kunst betrachtete, trat er, freilich mit entschiedener Verwahrung gegen den Vorwurf der Ausschließlichkeit in allen seinen Schriften ein. Einige seiner bedeutendsten Schriften mögen hier hervorgehoben werden: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart, das eine Reihe von Auflagen erlebte. Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Mathias Merian und seine Topographien. Über deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Seine Schriften, kleinern Schriften und Aufsätze, die fast alle seinen künstlerischen Anschauungen Ausdruck verliehen, übersteigen die Zahl 700, ein Zeichen für seine gewaltige Arbeitskraft und Vielseitigkeit. Allseitig wurden aber auch seine Verdienste um das Emporblühen der Kunst anerkannt und der berühmte Kunsthistoriker F. X. Kraus schreibt in seinem Essay über Reichensperger, daß man sich an dem Andenken des Mannes versündigte, wollte

man undankbar an dem vorübergehen, was er als Kunstfreund und Kunstforscher geleistet. Seine Vertrautheit mit der in- und ausländischen Literatur beweist sein Buch über Shakespeare.

Kehren wir nun zurück zu seiner amtlichen Laufbahn. 1848 wurde er Landgerichtsrat in Trier, 1848 Kammerpräsident beim Landgericht in Köln; Ende 1849 wurde er zum Rate am Apellhof in Köln ernannt, wo er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Richterdienste im Jahre 1875 blieb. Eine Berufung ins Obertribunal nach Berlin, ebenso wie seine Ernennung zum Landgerichtspräsidenten in Cleve hatte er abgelehnt.

Mehr noch als durch seine Kunststudien ist Reichensperger durch seine politische Tätigkeit bekannt geworden. 1848 wählte ihn der Kreis Bernkastel zum Abgeordneten, die Kreise Cochem und Aachen-Land als Vertreter in die Nationalversammlung in Berlin und Euskirchen ins Frankfurter Parlament. Von da ab bis 1855 blieb er mit wenigen Unterbrechungen parlamentarisch tätig. In Frankfurt war er stellvertretender Vorsitzender der von dem Fürstbischof Diepenbrock, dem General von Radowitz und ihm ins Leben gerufenen freien Vereinigung; im übrigen gehörte er der sogenannten Kasinopartei an. Seine Grundansicht war, daß alles aufgeboten werden müsse, um ohne Gewalt und Revolution d. h. auf dem Wege der Mäßigung und des Rechts und der möglichsten Schonung bestehender Verhältnisse die Freiheit und Einheit unseres Vaterlandes zu begründen. Bei der Wahl des Erbkaisers enthielt er sich mit 247 Abgeordneten der Stimme und legte am 13. Mai 1849 sein Mandat nieder. Während der Frankfurter Tagung nahm er noch als Mitglied der Parlamentsdeputation teil an

der 600. Jahresfeier der Grundsteinlegung des Kölner Domes.

Vom 31. Januar bis 29. April 1850 führte er im Volkshause zu Erfurt die großdeutsche Partei, trat dann 1852 in die preußische zweite Kammer ein, in der er mit seinem Bruder Peter die Führung der katholischen Fraktion, auch Fraktion Reichensperger genannt, übernahm. Nach einer Unterbrechung seiner parlamentarischen Tätigkeit von 1863—1870 blieb er Mitglied des Reichstages und preußischen Abgeordnetenhauses bis 1885. Während dieser langen parlamentarischen Tätigkeit hat er stets eine führende Stelle innegehabt, aufs lebhafteste teilgenommen an den Debatten und unentwegt seine künstlerischen und politischen Ansichten verfochten, besonders auch in der Zeit der schärfsten politischen Gegensätze, dabei stets so gerecht, daß man bei Niederlegung seines Mandats mit Recht von ihm sagen konnte, er habe gewiß manche Gegner, aber keinen Feind gehabt.

Ehrungen sind ihm denn auch während seines Lebens in reichem Maße zu teil geworden. Er war Ehrendoktor der Universitäten Münster und Löwen, Ehrenbürger der Städte Coblenz, Köln und Oppenheim und Ehrenmitglied vieler Vereine des In- und Auslandes.

Als schönstes Fest konnte er am 3. Mai 1892 mit seiner geliebten und verständnisvollen Lebensgefährtin Klementine im Kreise seiner Kinder und Enkel und unter allgemeiner Teilnahme die goldene Hochzeit feiern. Im Laufe der nächsten Jahre begannen sich die Folgen eines heftigen Influenza-Anfalles und das hohe Alter bemerkbar zu machen. Doch blieb er tätig und geistig regsam bis zuletzt. Er starb am 16. Juli 1895 und wurde auf dem Kölner Friedhof Melaten

zur letzten Ruhe gebettet. Die Blätter aller Parteirichtungen widmeten ihm ehrenvolle Nachrufe, ferner Prof. Kraus in der Allgemeinen Zeitung, Prof. Paulsen in der Deutschen Literaturzeitung, Illert im Centralblatt der Bauverwaltung. Die Frankfurter Zeitung, seine politische Gegnerin, sagt von ihm in ihrem ehrenden Nachruf, daß er wie kein zweiter sich das Recht erworben habe, auf seinen Lorbeeren auszuruhen und daß wenige würdigere Söhne im Schatten des Riesendomes ruhen werden.

Mit Görres und Joh. Müller gehört A. Reichensperger sicher zu den bedeutendsten Männern, die Coblenz und das Rheinland überhaupt hervorgebracht hat.

58.

Jacob Schorb,

geboren zu Coblenz den 2. Februar 1809, bildete sich in Paris unter David als Bildhauer aus. Im Anfange der 40er Jahre finden wir ihn in Rom, wo er nicht nur mehrere Büsten, als die von J. Görres, dem Erzbischof Clemens August von Köln, dem Minister Stein u. A., ausführte, sondern auch eine Statue von Moses, wie er dem Volke die Gesetze verkündet, verfertigte, die allgemeine Anerkennung fand. Unsere Stadt besitzt eine vortreffliche Marmorbüste von ihm, Johannes Müller vorstellend: sie ist mit einer Gipsbüste von Görres von Schorb in der Bildergallerie befindlich. Außerdem verfertigte er ein Crucifix von weißem Stein an der Liebfrauenkirche hierselbst, welches indes keinen besondern künstlerischen Wert hat. In der Kirche zu Polch finden sich zwei Statuen von ihm:

eine Maria und ein h. Johannes, im Hospital zu Kreuznach ein h. Johannes u. s. w. Schorb starb zu Coblenz den 21. März 1858.

59.

Dr. Peter Franz Reichensperger,

der Bruder des früher Genannten, wurde geboren zu Coblenz am 28. Mai 1810, bezog nach dem Ableben des Vaters die Gymnasien zu Boppard und Kreuznach und studierte dann in Bonn und Heidelberg die Rechte. 1836 Assessor, zunächst in seiner Vaterstadt Coblenz, dann in Elberfeld, war er in Coblenz wieder als Landgerichtsrat tätig von 1843—1850, als seine Ernennung zum Appellationsgerichtsrat in Köln erfolgte. Von hier wurde er 1859 an das Obertribunal nach Berlin berufen; diesem höchsten preußischen Gerichtshofe gehörte er bis zu dessen Auflösung im Jahre 1879 an. Verabschiedet behielt er seinen Wohnsitz in Berlin bis zu seinem Tode.

Begabt mit klarem scharfem Verstande und mit reichen Kenntnissen sowohl an seiner Berufswissenschaft als auch besonders auf dem Gebiete des Staatsrechts ausgerüstet, hat er gleich seinem ältern Bruder sich schriftstellerisch reich betätigt und am öffentlichen politischen Leben regsten Anteil genommen. Schon als junger Assessor gab er eine Schrift heraus: „Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgericht," der 1847 ein größeres Werk folgte: „Die Agrarfrage" und 1849, gegen Rodbertus gerichtet, eine Schrift: „Die Preußische Nationalversammlung und die Verfassung vom 5. Dezember." 1851 verfaßte er im Auftrage des Justiz-

Ministeriums den „Entwurf des Hypothekengesetzes für den Bezirk des Appellhofes“. Es folgten noch eine Reihe Broschüren, meist national-ökonomischen Inhaltes. Mit seinem Bruder August gemeinsam schrieb er 1860: „Deutschlands nächste Aufgaben“, wie schon vorher 1858 „die Wahlen zum Hause der Abgeordneten“, in welchem die Brüder ihr politisches Programm entwickelten. Einen interessanten Abschnitt aus seinem parlamentarischen Leben schilderte er in den 1882 herausgegebenen „Erlebnissen eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahr 1848“. Und als alten Parlamentarier dürfte er sich bezeichnen, denn seit dem Erfurter Parlament und der Frankfurter Nationalversammlung blieb er im politischen Leben als Mitglied im preußischen Landtage und Abgeordnetenhause, im norddeutschen Bundestage und im deutschen Reichstage, bis zu seinem Ende. Mit dem Bruder zusammen gründete er 1852 die katholische Fraktion und blieb deren Mitglied; später im Reichstage gehörte er mit seinem Bruder neben Windthorst und Mallinckrodt zu den anerkannten Führern des Zentrums, besonders in den parlamentarischen Kämpfen nach 1870. Peter war ein ungewöhnlich begabter Redner, bei dem edle Gesinnung, reife literarische Bildung, juristischer Scharfsinn mit hinreißendem Feuer und schärfster Logik sich vereinten. Aber während August durch seinen liebenswürdigen frischen Humor, die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Beweglichkeit seines Geistes und seine Freude an heiterm Verhehr ausgezeichnet und deshalb in weiten Kreisen beliebt war bis in sein hohes Alter hinein, zog der jüngere Bruder sich nach Verlust seiner Gattin und fast aller seiner Kinder — nur eine Tochter war ihm geblieben — ganz zurück und lebte nur

noch seinen Studien, deren Ergebnisse in Wort und Schrift Musterstücke an scharfer Beweisführung waren und hervorragende volkswirtschaftliche Bildung verrieten.

Aeußere Ehrungen und Anerkennung wurden auch ihm in reichem Maße zu teil, sowohl von seinen Gesinnungsgenossen als auch von seinen politischen Gegnern, die alle anerkannten, daß er in uneigennützigster Weise und in ernster Ueberzeugung stets nur das Rechte gewollt habe. Besondern Dank erwarb er sich bei den Israeliten, für deren staatsbürgerliche Rechte er lebhaft eintrat, und die ihm ein reiches künstlerisches Ehrengeschenk widmeten.

Auch ihm blieb volle geistige Frische gewährt bis kurz vor seinem Tode, und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gab in dem ihm gewidmeten Nachruf als Zeichen der schwungvollen Beredsamkeit des damals 79jährigen Mannes die Rede wieder, die er im Januar 1889 als Alterspräsident des Abgeordnetenhauses hielt, worin er den Heimgang Kaiser Wilhelms I. und Friedrichs III. beklagte und den Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. begrüßte.

Peter Reichensperger starb am 31. Dezember 1892, nachdem seine Gattin und drei erwachsene Kinder ihm im Tode vorangegangen waren. Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem katholischen Friedhof in Berlin gefunden.

60.

Karl Herrmann,

geb. zu Coblenz den 29. Januar 1813, war ein Maler, der immerhin zu den bessern zu zählen. Sein Vater Johann hatte zur Zeit ein Kaffeehaus, seine Mutter

war Therese geb. Winter. Im Jahre 1822 zog der Vater nach Bonn, der Sohn aber bezog die Maler-akademie in Düsseldorf, wo er bis 1841 blieb. 1846 heiratete er in Coblenz, und wurde dann von dem Fürsten von Wied nach Neuwied gezogen. Er verließ aber auch diese günstige Stellung und zog nach Mainz, kaufte sich dort das Haus zum „König von England" in der Sailerstraße und starb auch hier am 23. August 1881. Schon auf der Akademie erhielt er für ein Kirchenbild eine hohe Summe; in Mainz führte er gemeinschaftlich mit Ladinsky und Settegast die von Veit entworfenen großartigen Wandgemälde im Dom aus, so die Flucht nach Aegypten, die Hochzeit zu Kana, namentlich aber allein die zwei kolossalen Engel in der westlichen Kuppel des Domes. Von seinen sonstigen Werken im Fache der Historien-, Genre- und Porträtmalerei befinden sich Gemälde in Karlsruhe, Mannheim, Freiburg und München. Er war Lehrer an mehreren Schulen und zeichnete sich auf Liebhabertheatern in Heldenrollen aus.

61.

Franz Jacob Clemens

ward geboren in Coblenz den 4. October 1815. Sein Vater, Simon Clemens, Kaufmann, bewohnte mit seiner Hausfrau Anna Maria, geb. Fischer, das jetzige Kratz'sche Haus auf dem Markte, welches auch das Geburtshaus von Clemens war. Nachdem dieser einige Zeit in einem Pensionat zu Trier, eine längere im College royal zu Metz verweilt hatte, kam er in das Jesuiten-Collegium zu Freiburg. Hier erhielt er seine eigentliche Jugend-

bildung und Geistesrichtung; denn nur kurz war sein späterer Aufenthalt auf dem Gymnasium in Coblenz, von welchem er im Jahre 1834 nach abgelegtem Maturitäts-Examen die Universität Bonn bezog. Diese vertauschte er im Jahre 1835 mit jener zu Berlin und lag hier während sieben Semester hauptsächlich philosophischen Studien ob, hörte aber noch nebenbei die verschiedensten Vorlesungen, als unter andern römisches Recht bei Savigny und Physiologie bei Johannes Müller. Am 19. April 1839 erwarb sich Clemens zu Berlin die philosophische Doctorwürde. Er wandte sich demnächst nach München, wo er mit Görres in nähere Verbindung trat, und von dort nach Rom. Hier lernte er die italienische Philosophie genau kennen, machte aber zugleich ernste Studien über die Dichter, namentlich über Dante, in Folge dessen er in späteren Jahren wiederholt Vorträge über dessen divina comedia gehalten. Im Jahre 1843 ließ sich Clemens als Privatdocent der Philosophie in Bonn nieder. Seine ausgeprägte religiöse Richtung trat hier seinem Fortschreiten hemmend entgegen; es kamen hinzu mannichfache literarische Kämpfe; wir erinnern nur an seine 1845 erschienene Broschüre: „Der h. Rock in Trier und die protestantische Kritik. Zur Würdigung der Schrift: der h. Rock von Dr. Gildemeister und Dr. von Sybel, Professoren an der Universität zu Bonn“, und so brachten ihm seine Vorlesungen, namentlich jene über Metaphysik und Geschichte der Philosophie, welche als vortrefflich galten, nur die Anerkennung seiner Zuhörer und Gesinnungsgenossen. Im Jahre 1847 erschien sein Werk: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa“ als ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Im folgenden Jahre aber ging

er, vom 23. rheinpreußischen Wahlbezirk Bonn gewählt, als Abgeordneter nach Frankfurt in's Parlament, wo er sich der entschieden katholischen, großdeutschen Partei anschloß. Sein dortiger Aufenthalt war jedoch nur kurz. Im October 1848 wohnte er auch der ersten katholischen Versammlung zu Mainz bei, wo er durch eine begeisterte Rede zur Gründung von Vincentius-Vereinen anregte. Auch an späteren katholischen General-Versammlungen nahm er teil, wie er denn überhaupt keiner katholischen, jetzt wohl besser „ultramontan" genannten Bestrebung fremd blieb.

Im Jahre 1853 gab Clemens heraus: „Die spekulative Theologie A. Günther's" und „Die katholische Kirchenlehre" — und geriet dadurch abermals in einen Kampf, und zwar mit der Schule Günther's, und mit Männern wie Baltzer in Breslau, Knoodt in Bonn u. A. Wir können über diese Fehde, in welcher er, die Autorität, den Glauben der Kirche als den Maßstab und das Regulativ philosophischer Forschung hervorhebend, einer großen Zahl von Gegnern gegenüberstand, nur sagen, daß in höchster kirchlicher Instanz zuletzt zu seinen Gunsten entschieden wurde.

Im Jahre 1856 erhielt Clemens eine ordentliche Professur der Philosophie an der Akademie zu Münster. Hier sah er ein schönes Feld der Wirksamkeit vor sich, und auch die Akademie erkannte in ihm einen wertvollen Zuwachs ihrer Kräfte. Wuchs doch die Zahl der Studierenden mit ihm, wie denn auch immer jene seiner Zuhörer eine bedeutende war. Aber die Dauer seiner Wirksamkeit sollte nur kurz sein: Kränklichkeit hatte dieselbe öfters unterbrochen; im Jahre 1861 mußte er sie wegen eines Halsleidens ganz einstellen. Vergeblich suchte er Hülfe auf der Wasser-

Heil-Anstalt Laubach, in Dürkheim a. d. H. und in Hyères; vergeblich setzte er seine letzte Hoffnung auf Rom; er unterlag seinem Leiden daselbst den 24. Februar 1862.

Allen, die Clemens kannten, — er lebt ja noch in frischem Gedächtnis bei sehr Vielen von uns — wird seine Freundlichkeit, seine herzgewinnende Rede, die fort und fort seine große Herzensgüte wiederspiegelte, die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Heiterkeit seines Charakters stets die freundlichste Erinnerung gewähren. Im Jahre 1845 hatte er Maria Anna Diez, deren Vaterhaus ein Sammelpunkt katholischen Lebens unserer Stadt war, als Hausfrau heimgeführt; sieben Kinder sind dieser Ehe entsprossen. Der Witwe sandte der Papst den ihrem Manne verliehenen Piusorden als ein ehrendes Angedenken und teures Vermächtnis.

62.

Georg Saal,

geboren den 11. März 1817, trat ob der ärmlichen Verhältnisse seiner Eltern bei den Pionieren ein, um Soldat zu bleiben. Hier wurde er auf dem Baubureau beschäftigt, da sein bedeutendes Zeichentalent sich bald offenbarte. Indes gefiel es ihm beim Militär nicht, und nach Ablauf seiner Dienstpflicht ging er auf das Bureau des Bauinspektors de Lasaulx, bei welchem er manche geistreiche Andeutung über Kunst hörte und dadurch sich zu höherm Streben so angezogen fühlte, daß er plötzlich den Entschluß faßte und ausführte, nach Düsseldorf zu gehen und sich dort

der Malerei zu widmen — Ende 1841. Hier nahm ihn Andreas Achenbach freundlich auf; unter dessen Leitung malte er die ersten Bilder. Er war Landschafts- und Genremaler zugleich; seine Landschaften, naturwahr und voll poetischer Stimmung, machten rasch Glück und wurden immer besser bezahlt. Die Eifel und mehr noch der Schwarzwald, späterhin aber vorzüglich der Norden gaben ihm die Motive zu seinen Bildern. Im Jahre 1847 unternahm er die erste Reise nach Norwegen; das nach seiner Rückkehr gemalte Bild, „das Alpenglühen der Mitternachtssonne", wurde vom Städelschen Museum in Frankfurt a. M. angekauft. In den Jahren 1850 und 1854 besuchte er wiederholt Norwegen, siedelte indes 1850 nach Heidelberg über, im Jahre 1852 nach Baden-Baden und 1858 nach Paris. Hier erfreute er sich der glänzendsten Erfolge. Der Kaiser, die Nationalgallerie kauften Bilder von ihm, 1866 erhielt er die Preismedaille der Ausstellung u. s. f. Ein Bild auf dieser Ausstellung voll trefflichsten Humors behandelte ein Abenteuer, das dem Künstler selbst widerfahren sein soll. Ein Maler sitzt in einer norwegischen Waldlandschaft vor der Staffelei und ist so sehr in seine Studien vertieft, daß er den rauhen Waldbewohner nicht merkt, der sich hinter ihm niedergelassen. Dieser Waldbewohner, ein ungeleckter Bär, sieht nun der Arbeit zu und scheint zu überlegen, ob er das Kunstwerk bewundern oder den Künstler fressen soll. Ob der Naturwahrheit in der Zeichnung, der Durchsichtigkeit des Lichtes, der sinnigen Stimmung seiner Gemälde ward er oft der Dichter in Farben genannt. Ein Schlaganfall, der ihn 1869 und wiederholt 1870 traf, die Verfolgung als Deutscher nach der Kriegserklärung von 1870, seine dadurch

erzwungene Abreise von Paris mit Frau und zwei Kindern, seine Flucht nach Baden-Baden hatten am 2. Oktober 1870 daselbst einen dritten Schlaganfall zur Folge, dem er rasch unterlag. Leider sind die meisten seiner vorzüglichen Gemälde außerhalb Deutschlands.

Im März 1876 wurden 177 Nummern, meist Landschaften und landschaftliche Studien von G. Saal versteigert. Alle zeichneten sich aus durch geistvolle Auffassung und künstlerische Behandlung der Natur und lassen nur den frühen Heimgang eines edlen Künstlers mitten aus dem Reichtum seiner Ausführungen und Entwürfe bedauern.

Saal war ein schlichter, grader Mann, der nicht in eitlem Dünkel nach Titeln und Dekorationen strebte, aber in bescheidener Liebenswürdigkeit sich der Freunde viele gewann. Ein Porträt von ihm hat „Der Salon", Leipzig 1874, XI. Heft.

63.

Albrecht von Stosch

wurde geboren zu Coblenz am 20. April 1818 in der Rheinstraße im Hause des Bäckermeisters Lamprecht. Sein Vater war damals Major und Adjutant beim Generalkommando des VIII. Armeekorps, seine Mutter war eine geborene Woltersdorf, die als geschiedene Frau des spätern Majors v. Kräwel seit 1814 in zweiter Ehe mit dem Vater Albrechts von Stosch verheiratet war. Der Großvater Stoschs war Oberhofprediger in Berlin und entstammte einer Predigerfamilie, die in alter Zeit den Adel abgelegt hatte. Der Onkel Stoschs heiratete eine Gräfin Finkenstein, infolgedessen der Adel der Stoschs Allerhöchst erneuert wurde.

Stosch besuchte zunächst die evangelische Stadtschule, trat sodann in die Sexta des Gymnasinms ein und fand im Jahre 1829 Aufnahme in der Kadettenanstalt zu Potsdam, wurde aber 1832 nach Berlin versetzt. 1835 verließ er das Korps, 17 Jahre alt, um als Leutnant in das 29. Infanterie-Regiment in Coblenz einzutreten, wo sein Vater zu dieser Zeit zweiter Kommandant war. Das elterliche Haus nahm ihn wieder auf, und da hier seine lebhafte und begabte Mutter einen geistig regen Verkehr unterhielt, so wurde er leicht und sicher schon in jungen Jahren in die große Welt eingeführt und mußte, wollte er in diesen Kreisen Beachtung finden, sich mit den geistigen Strömungen und den Bestrebungen seiner Zeit bekannt machen. Mit einigen Altersgenossen trieb er außerdem, da die Zeit eines Leutnants bei der damals sehr einfachen Ausbildung eines Infanteristen sehr wenig in Anspruch genommen war, Juristerei und Nationalökonomie; einer seiner besten Freunde war der damalige Referendar Möller, zuletzt Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Von 1839—1842 war er in Berlin zur Kriegsakademie kommandiert. Zurückgekehrt, lernte er noch im gleichen Jahre im Hause seiner Eltern die Tochter des Medizinalrates Dr. Ulrich aus Coblenz kennen und verlobte sich mit ihr. Von 1842—47 war Stosch zum topographischen Bureau abkommandiert, kehrte aber dann, nachdem inzwischen seine Verehelichung stattgefunden hatte, als Frontoffizier nach Coblenz zurück. Sehr enttäuscht über den Ausbleib des Erfolges seiner bisherigen Tätigkeit, trug sich Stosch bereits mit Abschiedsgedanken, als das Jahr 1848 mit seinen neuen Ideen und Pflichten ihm Gelegenheit bot, seine hervorragende Tüchtigkeit zu beweisen. Der Beginn der

revolutionären Bewegungen erforderte Dislokationen von Truppenteilen, und zur Bearbeitung von Marschrouten u. s. w. erfolgte Stoschs Kommandierung zum Generalkommando. Hier erregte er durch seinen praktischen Blick und seine gesunde, sichere und zeitgemäße Beurteilung der jeweiligen Verhältnisse die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten. 1852 zum ersten Adjutanten bei der Division in Trier ernannt, erfolgte noch im selben Jahre die Beförderung zum Hauptmann. 1854 erfolgte seine Versetzung in den Generalstab beim Generalkommando in Coblenz. In dieser Stellung kam er zum ersten Male in Berührung mit dem damaligen Prinzen von Preußen, spätern Kaiser Wilhelm I., der in Coblenz als Militärgouverneur für Rheinland und Westfalen Hof hielt. Es erfolgten dann weitere Versetzungen nach Posen und Magdeburg, Aufträge zur Bereisung von Ungarn, Siebenbürgen und Frankreich, Generalstabsreisen unter Moltke. Trotz dieser angestrengten Tätigkeit fand er doch noch Zeit, auch andern geistigen Bestrebungen unseres Volkes Aufmerksamkeit und Interesse zu schenken und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel unter anderem mit Gustav Freytag.

Am 18. Mai 1866 zum Oberquartiermeister der zweiten Armee unter dem Befehle des Kronprinzen ernannt, wurde er am 20. Juni zum General befördert. Nach Schluß des Feldzuges durch den Orden pour le mérite ausgezeichnet, fand Stosch dann Verwendung als Direktor des Militärökonomie - Departements im Kriegsministerium und erwarb sich hier um die Neuschaffung von Instruktionen für das Etappen- und Feldlazarettwesen, die Post, Eisenbahn und Telegraphie unschätzbare Verdienste. Im Jahre 1868 begleitete er

den Kronprinzen auf seinen Reisen nach München, Turin, Florenz, im Jahre 1869 nach Wien, Konstantinopel und Ägypten zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des Suezkanals.

Mit dem Ausbruche des französischen Krieges wurde Stosch zum Generalintendanten der Armee ernannt. Die Vortrefflichkeit der von ihm geschaffenen Organisation konnte er, der inzwischen zum Generalleutnant ernannt war, während des Krieges auch tatsächlich beweisen. Das Verpflegungswesen der Armee erwarb sich unter seiner Führung den Ruf des bestorganisierten und wohlgeordnetsten der Welt. In den letzten Phasen des Krieges erfolgte seine Kommandierung zum Chef des Stabes beim Großherzog von Mecklenburg.

Anfang 1872 wurde Stosch zum Chef der Admiralität ernannt und damit begann eine neue Epoche in seinem Leben. Denn in die folgenden 11 Jahre fällt die Haupttätigkeit und das unschätzbare Verdienst dieser kraftvollen, energischen und organisatorisch hochbegabten Persönlichkeit, der es gelang, obwohl mit den Mitteln klüglich haushaltend, die Marine bedeutend zu vergrößern und ihr auch eine feste innere Ordnung zu geben und sie zu einem gewichtigen Faktor in der Politik Deutschlands zu machen. Als sein ganz besonderes Verdienst muß aber noch hervorgehoben werden, daß er, an der Spitze unserer Marine stehend, als erster mit voller Energie zum Bau der Kriegsschiffe die deutschen Werfte heranziehen ließ, die sich den ihnen gestellten Aufgaben trotz der stetig steigernden Anforderungen auch vollständig gewachsen zeigten. Nicht nur die Werfte, sondern auch die gesamte Stahl- und Eisenindustrie sind dadurch in

großartiger Weise gefördert und Deutschland für die Ergänzung seiner Flotte vom Ausland völlig unabhängig gemacht worden. Ebenso entschieden trat Stosch für die Verwendung deutscher Kohlen ein, während in der Marine bisher ausschließlich englische Kohle gebraucht worden war. So ist Stosch neben dem Fürsten Bismarck, zu dem er sonst in manchen Fragen im Gegensatz stand, einer der größten Förderer der deutschen Industrie geworden, welche dann auch bei seinem Abgange durch Ueberreichung eines Ehrengeschenkes dieses Verdienst dankbar anerkannt hat.

1883 trat Stosch, sich nach Ruhe sehnend, von dem Schauplatze seiner Tätigkeit ab und zog sich bis an sein Lebensende in sein geliebtes Oestrich zurück, wo er fortan procul negotiis sich der Pflege seiner Weinberge widmete. Doch auch von hier aus nahm er stets weiter regen Anteil an der Fortentwicklung unserer Flotte, wie sein Briefwechsel mit den leitenden Stellen erkennen läßt. Mit freudiger Anteilnahme verfolgte er die ersten Anfänge des großen Aufschwunges unserer Flotte, die der den höchsten Zielen zustrebende junge Kaiser in's Leben rief und konnte mit dem Bewußtsein die Augen schließen, durch die feste innere Organisation, die er der Marine gegeben hatte, und die den Stempel seiner energischen Persönlichkeit trägt, die deutsche Flotte würdig auf ihre großen Aufgaben vorbereitet zu haben. Stosch starb am 29. Februar 1896 in Oestrich im Rheingau.

64.

Philipp Kardinal Krementz.

Philipp Krementz ward geboren zu Coblenz am 1. Dezember 1819 in dem Hause Altlöhrtor 24 als

Sohn des Metzgers Andreas Krementz. Seine Mutter war Anna Katharina geb. Froitzheim. Von neun Kindern war Philipp das zweitälteste. Ursprünglich für das Gewerbe des Vaters bestimmt, wurde er jedoch auf Anregung des Vikars Cornely, der ihn einige Jahre in seiner Privatschule unterrichtet und seine Talente erkannt hatte, den höhern Studien zugeführt. Inzwischen waren seine Eltern nach dem Hause Marktstraße 12 umgezogen. Mit rührigem Eifer widmete sich der Knabe den Studien und zählte stets zu den ersten seiner Klasse. Besondern Anteil an seiner Ausbildung nahmen der schon genannte Vikar Cornely und sein Religionslehrer Prof. Aßmann.

Nachdem er 1837 das Gymnasium mit rühmlichem Zeugnisse verlassen hatte, bezog Krementz die Universitäten Bonn und München um Theologie zu studieren. Unter seinen Lehrern sind zu nennen Klee, Görres, Döllinger, Windischmann und Philipps, von denen er reiche geistige Anregung empfing.

Im Herbst 1840 trat er in das bischöfliche Seminar in Trier ein, empfing am 27. August 1842 die Priesterweihe, wirkte dann zunächst als Kaplan an der Castorkirche in Coblenz, dann als Religionslehrer an der Rheinischen Ritter-Akademie zu Bedburg. Anfangs 1848 berief ihn das Vertrauen seines Bischofs wieder nach Coblenz, wo er am 6. Januar 1848 als Pfarrer von St. Castor eingeführt wurde. Eine zwanzigjährige Wirksamkeit, auch reich an äußerm Erfolg, war ihm hier beschieden. So trat er unter Anderm in der Hospitalkommission für die Unabhängigkeit der Anstalt ein, errichtete eine neue Waisenanstalt, den Kemperhof, schuf eine klösterliche Niederlassung für die armen Schwestern des hl. Franziskus, überall war seine

Persönlichkeit von maßgebendem Einfluß. Stets zeigte er auch ein warmes Herz für die Armen der Stadt. Auch bei dem Prinzen Wilhelm von Preußen und der Prinzessin Augusta, die seit 1850 in dem Coblenzer Schlosse Residenz genommen hatten, stand er in hohem Ansehen, und dieses hohe Paar bewahrte ihm auch später trotz der spätern religiös-politischen Wirren auf dem königlichen und kaiserlichen Throne seine Huld.

Am 31. Mai 1853 wurde Krementz Dechant des Kapitels Coblenz, 1859 verlieh ihm Bischof Arnoldi die Würde eines Ehrendomherrn von Trier.

Im Jahre 1867 wählte ihn das Domkapitel von Ermeland zu seinem Bischof. Am 30. Dezember 1867 wurde er von Pius IX. präkonisiert und am 3. Mai 1868 in seiner Pfarrkirche St. Castor von dem Erzbischofe Paulus Melchers unter Assistenz der Bischöfe v. Ketteler von Mainz und Arnoldi von Trier geweiht.

Als Bischof von Ermeland hatte Krementz seinen Sitz in Frauenburg, der Stadt des Kopernikus. Seine neue Stellung verpflichtete ihn auch zur Teilnahme am Vatikanischen Konzil, wo er nach kurzem Schwanken hinsichtlich der Oportunität für die vom Papste vertretenen Grundsätze Stellung ergriff. Nach Frauenburg zurückgekehrt, geriet er infolge dessen bald in „Fehde“ mit der preußischen Staatsregierung, die indes infolge seiner maßvollen Haltung schnell beigelegt wurde. Da man ihn für besonders geeignet hielt, als Mittelsperson zwischen Staat und Kirche zu dienen, wurde er 1884 durch königliches Vertrauen in den Staatsrat berufen. Und als nun 1885 Paulus Melchers nach zehnjähriger Verbannung auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln verzichtete, wurde nach einem Uebereinkommen von Kaiser und Papst Krementz am 30. Juli 1885 zu

seinem Nachfolger ernannt. Am 15. Dezember desselben Jahres nahm er feierlich Besitz vom Stuhle des hl. Maternus. Am 16. Januar 1893 wurde er zur Kardinalswürde erhoben. Sein feierlicher Einzug als Kardinal fand am 16. März 1893 statt, nachdem er sich vorher seinen Mitbürgern in Coblenz im Schmucke des Purpurs gezeigt und in der Castorkirche eine Ansprache an sie gehalten hatte.

Unter großartiger Beteiligung aller geistlichen und weltlichen Körperschaften, insbesondere auch seiner Vaterstadt Coblenz feierte er am 3. Mai 1893 sein fünfzigjähriges Priester- und sein 25jähriges Bischofsjubiläum.

Einem schmerzlichen im hohen Lebensalter begründeten Uebel erlag sein Körper am 6. Mai 1899. Seine sterbliche Hülle wurde im hohen Dome zu Köln mit großer Feierlichkeit beigesetzt unter Teilnahme von Vertretern des Kaisers und des Papstes und zahlreicher Abordnungen, insbesondere auch seiner Vaterstadt Coblenz, die in ihm ihren anhänglichen Sohn und Ehrenbürger tief betrauerte. Die Leichenrede hielt ihm Kardinal Kopp, der besonders sein für ganz Deutschland segensreiches Wirken hervorhob.

Philippus Kardinal Krementz, Erzbischof von Köln, war des hl. Apostolischen Stuhles geborener Legat, Doktor der Theologie, Mitglied des Staatsrats. Durch Verleihung hoher Orden war sein verdienstvolles Wirken von Kaiser und Papst anerkannt und belohnt worden. Er war ein Mann von frommem, demütigen Sinne und makellosem Charakter. Vielseitiges, auch durch reiche literarische Tätigkeit bekundetes Wissen zierte ihn, reiche Erfahrung und Gerechtigkeit im amtlichen Wirken zeichneten ihn aus. Seiner bischöflichen

Verwaltung waren reiche Erfolge beschieden. Er hat 259 neue Kirchen konsekriert, erbaute die Konvikte zu Köln, Neuß, Münstereifel und Rheinbach und hat auch das Kölner Priesterseminar ausgebaut. Würdevolle Einfachheit, gepaart mit gewinnender Liebenswürdigkeit machten ihn über die Grenzen seiner Glaubensgemeinschaft beliebt.

65.

Ferdinand Marfels,

geboren zu Coblenz am 8. Dezember 1827 als Sohn des Kaufmanns Johann Anton Marfels und seiner Ehefrau Gertrude geb. Collignon, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums zuerst Theologie, vertauschte jedoch schon bald dieses Studium mit dem der Medizin. Nach bestandenem medizinischen Examen trat er als Militärarzt in die englische Kolonialarmee in Indien ein, wurde auf einem Feldzuge von den Eingeborenen gefangen genommen und kam an den Hof des Königs von Birmah. Dieser ernannte ihn zu seinem Leibarzt und zum Direktor der königlichen Forsten. Als originelle Persönlichkeit war er in Indien wohl bekannt. Er soll R. Kipling bei Abfassung seiner Erzählung „In the Rukh“ für den alten General-Forstmeister Müller als Modell gedient haben. Danach tauchte er bei seinen Inspektionsreisen stets da auf, wo man ihn am wenigsten erwartete, hielt strenges Regiment mit seinen Beamten, schadete denselben aber nie durch schriftliche Berichte an die Regierung, wie er denn überhaupt alles Schreibwesen haßte. Dabei verstand er es, auch in den einsamsten Gegenden

und in den tiefsten Wäldern für eine tadellose europäische Verpflegung Sorge zu tragen, und seine „Pariser“ Diners, die er den Beamten in den entlegenen Distrikten vorzusetzen pflegte, und wozu er den Koch, alle Utensilien, Lebensmittel und Weine auf einer Anzahl von Pferden mit sich führte, haben gewiß viel dazu beigetragen, ihn bekannt und beliebt zu machen. Er starb nach neunzehnjährigem Aufenthalte zu Mandalay am 30. Dezember 1876.

66.

Philipp Joseph Franz Adolf Adams

ward geboren zu Coblenz am 23. November 1828 als Sohn des Justizrats und Advokatanwalts Franz Peter Adams und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Lenné, einer Schwester des bekannten Gartenbau-Direktors Lenné. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1846 und bezog dann die Universitäten Bonn und Heidelberg, um die Rechte zu studieren. Im Jahre 1848 studierte er in Bonn. Schon hier betätigte sich seine Gewandtheit im öffentlichen Auftreten und sein Rednertalent. Er wurde in den Vorstand der Bonner Studentenschaft gewählt und von letzterer im September zusammen mit Karl Schurz und dem späteren Oberpräsidenten von Ernsthausen als Deputierter zu der allgemeinen Studentenversammlung nach Eisenach entsandt. An dem Tage, an dem er dort der Versammlung beiwohnte — 19. September — wurde in Coblenz das Haus seines Vaters, der als Abgeordneter im Frankfurter Parlament weilte, von irregeleiteten Volksmassen demoliert.

Seit 1854 wirkte er mit stets wachsendem Erfolge als Advokat bezw. Anwalt am Landgericht seiner Vaterstadt, wurde 1882 zum Justizrat und 1888 zum Geh. Justizrat ernannt. Er stand stets mitten im öffentlichen Leben und übte in allen Fragen infolge seiner hervorragenden Kenntnisse, seiner reichen Lebenserfahrungen und seiner glänzenden Beredsamkeit großen Einfluß aus. Im Jahre 1864 war er stellvertretender Präsident der Katholikenversammlung in Würzburg. Im gleichen Jahre wurde er zum Stadtverordneten gewählt, ein Amt, das er ununterbrochen bis zu seinem Tode beibehielt. Hier lag lange Jahre der Schwerpunkt seiner umfassenden Tätigkeit. Das unbegrenzte Vertrauen, welches alle seine Mitbürger ihm entgegenbrachten, entsprach dem großen Interesse, das er mit seiner außerordentlichen Arbeitskraft an allen öffentlichen Angelegenheiten nahm. Er war Mitbegründer und bis zum Jahre 1870 Präsident des katholischen Lesevereins, Mitbegründer und Vorsitzender des Verschönerungsvereins, ebenso des Vereins für Musikfreunde, Vorstandsmitglied des Städtischen Musik-Instituts, des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins, Vorsitzender des kath. Frauenvereins St. Barbara, Aufsichtsrat der Mittelrh. Bank.

Die Ereignisse des Jahres 1870 riefen auch in ihm einen entschiedenen Wandel in seinen religiös-politischen Anschauungen hervor. Die Unfehlbarkeitserklärung veranlaßte ihn anfänglich, der altkatholischen Bewegung sich anzuschließen, er trennte sich jedoch von dieser wieder, ehe es zur Loslösung von der kath. Kirche kam, der er treu blieb. Politisch war er aber fortan ein entschiedener Anhänger des Nationalliberalismus. Seit 1877 bekleidete er das Amt eines Beigeordneten der Stadt Coblenz, und als solcher wurde er am 6. Februar

1878 zum Vertreter der Stadt ins Herrenhaus gewählt und bestätigt. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, sich nicht nur seiner Vaterstadt, sondern dem gesamten Vaterlande nützlich zu machen. Im Frühjahr 1886, gleich nach Beendigung des Karolinenstreites, den zwischen Deutschland und Spanien zu schlichten Papst Leo XIII. als Schiedsrichter berufen war, brachte die preußische Regierung im Landtage eine Vorlage ein, durch welche ein großer Teil der sogenannten Maigesetze zur Aufhebung gelangte und ein erster Schritt geschah, einen vollständigen Frieden mit der Kurie anzubahnen. Der Entwurf gelangte zuerst an das Herrenhaus, und dieses wählte in die Kommission zur Prüfung jener Vorlage auch Adams. Wie schon die Kommissionsverhandlungen bewiesen, konnte eine glücklichere Wahl nicht getroffen werden, da Adams sich als ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse erwies. Die Kommission erwählte ihn daher auch zu ihrem Berichterstatter, und sowohl sein umfassender, klarer, allen Seiten gerecht werdender mündlicher Bericht, wie auch seine Beteiligung an den Plenarverhandlungen haben nicht wenig dazu beigetragen, daß jene Vorlagen zur Annahme gelangten. Als dann im Jahre 1887 von der Regierung abermals eine neue Vorlage zur Herstellung des Friedens eingebracht wurde, war es ganz selbstverständlich, daß Adams wieder in die betreffende Kommission des Herrenhauses und wieder zum Berichterstatter gewählt wurde. Der umfangreiche, klare und durchsichtige Bericht, der viel zur unveränderten Annahme der Vorlage im Herrenhause beitrug und die Vorlage auch weiteren Kreisen zum Verständnis brachte, wurde als eine hervorragende Arbeit anerkannt, so daß die Kommission einstimmig Herrn Adams den

Dank für dieselbe zu Protokoll erklärte. Auch an den diesbezüglichen Verhandlungen im Plenum beteiligte er sich in fördernder und vermittelnder Weise und erwarb sich den Dank aller derjenigen, welche der friedlichen Wendung der kirchlichen Angelegenheiten zugetan waren.

Am 1. August 1883 wurde Adams zum stellvertretenden Abgeordneten für den Provinziallandtag gewählt. Seit dem 29. Juli 1885 gehörte er dieser Körperschaft als wirkliches Mitglied an und wurde bald zum stellvertretenden Vorsitzenden sowie zum Mitglied des Provinzial-Ausschusses gewählt. Besonders hervorzuheben ist seine Tätigkeit auf dem 33. Provinziallandtag bei Begutachtung der Einführung des Grundbuches in die Rheinprovinz. So sehr er auch ein warmer Verehrer des französischen Rechtes und seiner Vorzüge war, so verkannte er doch die große Bedeutung des Grundbuchwesens nicht, und man darf ihm nachrühmen, daß er sich um seine Einführung hervorragende Verdienste erworben hat, die auch durch Verleihung des Charakters als Geheimer Justizrat Anerkennung fanden. Seine eifrige Tätigkeit und die Beziehung zu hohen Kreisen erwiesen sich auch in der Angelegenheit des Provinzialdenkmals sehr förderlich; leider hat er seine Vollendung nicht mehr erlebt.

Ein Schlaganfall im Herbst 1889 zwang Adams seine amtliche wie öffentliche Tätigkeit einzuschränken. Er starb am 11. September 1891 in seinem Gartenhaus in den Rheinanlagen, zu deren Verschönerung sein Kunstsinn so viel beigetragen. Adams war ein Mann in der ganzen Bedeutung des Wortes, zugetan allem Guten, Edlen und Schönen, wohlwollend und wohltätig gegen jeden, mild und schonend in seinem Urteil,

nie verletzend in seinen Worten und Auftreten gegen Andersdenkende. Weit über die Grenzen der Stadt hinaus war er ein gesuchter Ratgeber in privaten und öffentlichen Angelegenheiten, geistvoll und beredt, in juristischen und Verwaltungs-Angelegenheiten gleich erfahren. Wie sehr er sich für seine Vaterstadt begeistern konnte, zeigt das Lied „Du liebe schöne Vaterstadt" das, heute noch viel gesungen, von ihm bei Gelegenheit der Eröffnung des Lesevereins gedichtet wurde.

Mit Recht konnte er so auf die Begrüßungsworte des Oberbürgermeisters Schüller bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums als Stadtverordneter erwidern, daß er bei seiner Tätigkeit als Mitglied des Kollegiums stets von zwei Grundsätzen geleitet worden sei, nämlich von unbedingter Gerechtigkeit und Achtung vor jeder Ueberzeugung. Diese Grundsätze hätten ihm stets zur Richtschnur gedient. Und wenn auch manchmal schwere Zeiten eingetreten seien, so glaube er doch sagen zu dürfen, daß die Absicht bei ihm stets bestanden habe, ein gegenseitiges Einverständnis in Betreff der Regelung aller, das städtische Interesse berührenden Angelegenheiten in freundschaftlicher Weise herbeizuführen.



Inhaltsverzeichnis des II. Teils.

(Hervorragende Persönlichkeiten.)



Wegeler, J.
Coblenz in seiner mundart und seinen hervorragenden persönlichkeiten.

